

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

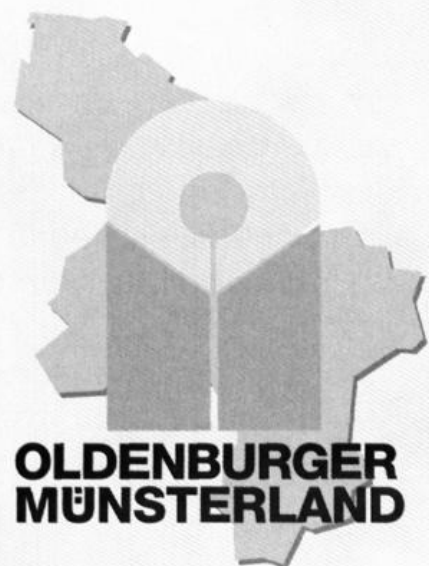
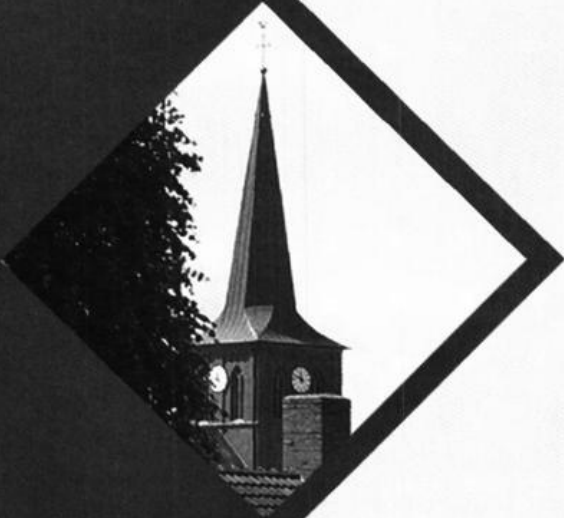
**Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1969-**

Kulturgeschichte Oldenburger Münsterland

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5285**

# Kulturgeschichte Oldenburger Münsterland



**OLDENBURGER  
MÜNSTERLAND**





*Gemeinde Lastrup*

## Lastrup – dynamisch, sympathisch, aktiv!

Der Ort Lastrup kann, ebenso wie viele der zur Gemeinde gehörenden 14 Bauerschaften, auf eine etwa 1000-jährige Geschichte zurückblicken. Die frühesten schriftlichen Überlieferungen von Siedlungen in der heutigen Gemeinde Lastrup gehen bis in das 9. Jahrhundert zurück. Erste Hinweise auf Ortsnamen in der Gemeinde liefert das Heberegister des Reichsklosters Werden, einer geistlichen Grundherrschaft (Abtei) nahe der heutigen Stadt Essen/Ruhr. In diesem Heberegister wird die Lastruper Bauerschaft Suhle als „Sula“ bereits um etwa 890 genannt. Sucht man dagegen nach dem ersten urkundlichen Erscheinen des Namens „Lastrup“, wird man in den Heberegistern des Klosters Corvey fündig. Die erste eindeutige und originale urkundliche Erwähnung lässt sich im Jahre 1107 feststellen.

Losgelöst von urkundlichen Ersterwähnungen zeugen die in der Gemeinde vorhandenen Großsteingrabanlagen von einer tatsächlichen Besiedlung Lastrups. Von der holländischen Grenze erstrecken sich Großsteingräber in östlicher Richtung durch das Fluss- und Dünengebiet von Ems und Vechte bis an die Weser, so auch auf dem Geestrücken, an dem Lastrup liegt. Die Großsteingräber sind Überreste der so genannten „Megalith-Kultur“ aus der Zeit um 3000 v. Chr., als es in dem heutigen Gebiet von Europa üblich war, Gräber aus mächtigen Findlingen zu bauen. Diese „Hünengräber“ waren eine Bestattungsanlage für mehrere Personen, die immer in der Nähe des Siedlungsplatzes angelegt wurde. Es kann daher davon ausgegangen werden, dass es in der Gemeinde Lastrup schon sehr früh zu einer Besiedlung gekommen ist, vermutlich schon in der älteren Steinzeit (Abb. 1 u. 2).

Da die politische Gemeinde aus dem ehemaligen Kirchspiel hervorgegangen ist, ist die Geschichte Lastrups eng mit der kirchlichen Entwicklung verbunden, vor allem auch deswegen, weil schriftliche Überlieferungen aus früherer Zeit mit der Christianisierung und deren Fortschritten zusammenhängen.

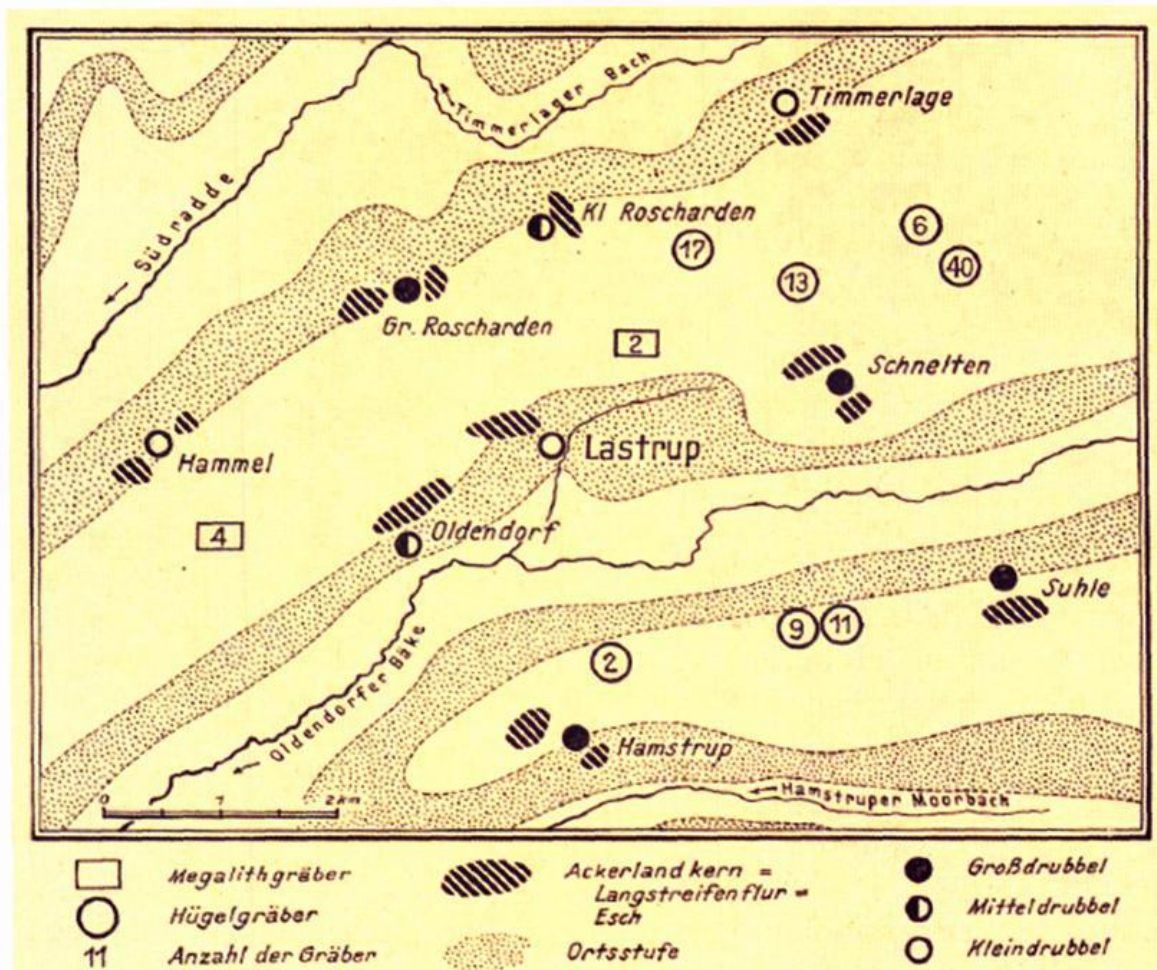


Abb. 1: Die Siedlungslandschaft in der Gemeinde Lastrup um 800 n. Chr.  
aus: P. Clemens: Lastrup und seine Bauerschaften, S. 42

Die Christianisierung des heutigen Oldenburger Münsterlandes begann während der langjährigen Kriege Karls des Großen gegen die Sachsen in den Jahren 772-804. Nachdem im Jahre 780 in Visbek die erste Missionsstation errichtet worden war, kam es im Zuge des weiteren Ausbaus der kirchlichen Organisation zur Gründung so genannter Mutterpfarren (unter anderem in unserer heutigen Nachbargemeinde Löningen), von denen wiederum neue Kirchengemeinden abgepfarrt wurden. Zu diesen gehörte die Pfarre Lastrup als Tochterpfarre Löningens wohl schon vor dem Jahr 1000.

Dadurch, dass Lastrup einen Meyerhof besaß (die curia Lastorpe) und nun Kirchort wurde, kam zu den vorherrschenden ländlichen Siedlungselementen das kultische Element hinzu, dem sich später die Funktion Lastrups als Schulstandort anschloss. Die Kirche entstand





*Abb. 2: Großsteingrab nordöstlich von Lastrup: „Auf dem Sonderling“  
Foto: Gemeinde Lastrup*

auf dem Gelände des Meyerhofes, der Schulunterricht wurde zunächst in einem Kirchenspeicher (Radlüde-Spieker) und dann in einem kleinen Schulgebäude nahe der Kirche abgehalten.

Bis in das 12. Jahrhundert hatten die Oldenburger Grafen über das Geschlecht der Egilmare im Hasegau im Kirchspiel Lastrup eine starke Machtstellung besessen. Kirchlich war dagegen der Bischof von Osnabrück dominant. Seit dem 12. Jahrhundert drängten sich die Tecklenburger mehr und mehr in den Vordergrund, verfügten auch über die Gerichtsbarkeit, mussten allerdings im Jahre 1400 die Lehnherrschaft im Kirchspiel und die Gerichtsbarkeit an den Bischof von Münster abtreten. Die geistliche Gerichtsbarkeit verblieb bis zum Jahre 1668 beim Bischof von Osnabrück. Landesherr war also der Bischof von Münster, geistlicher Oberherr der Bischof von Osnabrück. In dieser Zeit und später haben die Grafen und Herzöge von Oldenburg immer Lehnsrechte und das Patronatsrecht über die Lastruper Kirche inne gehabt. Mit der Errichtung des bischöflich-münsterschen Offizialats Oldenburg in Vechta im Jahr 1831 verzichtete der Großherzog von Oldenburg auf das ihm zustehende „jus patronatus“ mit dem Recht, den Pfarrer vorzuschlagen, zugunsten des Bischofs von Münster.





*Abb. 3: Die St. Petrus-Kirche in Lastrup, im Vordergrund ist der in den 1970er-Jahren errichtete Anbau zu erkennen Foto: Gemeinde Lastrup*

Politisch-administrativ gehört die Gemeinde Lastrup seit der Auflösung des Fürstbistums Münster (1803) zum Herzogtum Oldenburg. In diesem Jahr erlosch auch das in Lastrup tätige Gogericht endgültig. Das Kirchspiel, die spätere Gemeinde, blieb oldenburgisch bis zum Jahr 1946 und wurde dann eine niedersächsische Landgemeinde.

### Die heimische Wirtschaft – ein Antriebsmotor der Gemeinde

Mit dem Ende der Besatzungszeit und der Währungsreform begann auch in der Gemeinde Lastrup, die heute rund 7.000 Einwohner zählt und sich über ein Gebiet von etwa 85 Quadratkilometern erstreckt, eine deutliche wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung. Der eigentliche Durchbruch kam für die Gemeinde Lastrup nach dem Zweiten Weltkrieg mit den Erdölexplorationen, also den Erschließungen von Erdöllagerstätten. Am 5.11.1951 begann das erste Bohrloch in der Ge-





Abb. 4: Das Gelände der Exxon Mobil im Lastruper Gemeindeteil Hammesdamm  
Foto: Gemeinde Lastrup



Abb. 5: Begrüßungsschild im Lastruper Gewerbegebiet  
Foto: Gemeinde Lastrup



meinde Lastrup „zu sprudeln“, und das „schwarze Gold“ schoss aus der Erde.

Die Vacuum-Öl-AG, die später in Mobil Oil umbenannt wurde, war in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit bis zu 300 Beschäftigten einer der größten Arbeitgeber in der Gemeinde. Der Abwärtstrend in der Ölförderung machte naturgemäß auch in Bezug auf die Situation in der Gemeinde Lastrup keinen Halt, sodass heute nur noch einige wenige Mitarbeiter auf dem Gelände der heutigen Exxon Mobil im Gemeindeteil Hammesdamm tätig sind. (Abb. 4) Neben dem Erdöl werden auf dem Gebiet der Gemeinde Lastrup nicht unerhebliche Mengen Erdgas gefördert.

Um 1970 herum wurde in Lastrup an der Bundesstraße 213, die heute die Hauptverbindungsstrecke zwischen dem norddeutschen Raum sowie den skandinavischen Ländern und unserem Nachbarland Holland ist, ein Gewerbegebiet ausgewiesen. Hier haben sich bis heute zahlreiche namhafte Firmen mit teilweise internationalen Absatzmärkten niedergelassen. Der bekannte Fahrzeug- und Pferdeanhänger-Produzent, die Fahrzeugwerke Böckmann, ist dort beispielsweise be-



*Abb. 6: Das Lastruper Betriebsgelände der Fahrzeugwerke Böckmann; links oben im Bild ist die im Jahre 2009 fertig gestellte Ortsumgebung zu erkennen*  
*Foto: Fahrzeugwerke Böckmann*



reits seit 1970 tätig. Zählten bei der Betriebsgründung im Jahre 1956 der Hufbeschlag sowie die Reparatur von landwirtschaftlichen Maschinen zu den Schwerpunkten der Tätigkeit, nahm Firmengründer Anton Böckmann, der nach einem passionierten Unternehmerleben leider im Herbst des Jahres 2010 verstarb, im Jahre 1960 die Produktion erster Viehanhänger für die Landwirtschaft auf; diese dienten als Basis für die Pferdeanhänger der ersten Stunde. Mit dem Umzug in den neuen Betrieb im Lastruper Gewerbegebiet im Jahre 1970 waren bessere Produktionsbedingungen gegeben. Eine Serienproduktion konnte aufgebaut werden, sodass nach ehemals vier Mitarbeitern heute mehr als 250 Beschäftigte zur Böckmann-Belegschaft gehören. Auch die weltweit agierende Firma AWILA Anlagenbau GmbH ist, ebenso wie die im Bereich des Pferdetransports bekannte Firma Guido Klante, im Gewerbegebiet an der B213/E233 ansässig.

Die Firma Schulte ist überregional für ihre hochwertigen Fleisch- und Wurstspezialitäten bekannt und wie die Firmen Böckmann und AWILA aus kleinsten Anfängen hervorgegangen. Aus einem Familienbetrieb, der im Jahre 1948 von Heinrich und Hermann Schulte in Lastrup gegründet wurde, entwickelte sich ein mittelständiges Unternehmen, das heute rund 60 Mitarbeiter beschäftigt.

Auch im Gewerbegebiet in Hemmelte, das am Ortsausgang in Richtung Warnstedt/Elsten in unmittelbarer Nähe zur Landesstraße ausgewiesen wurde, hat im Laufe der letzten Jahre eine Ansiedlung von Gewerbebetrieben mit einem breiten Branchenmix stattgefunden.

Heute bieten Handel, Handwerk und Gewerbe in der Gemeinde Lastrup dank des vorausschauenden Handelns der politisch Verantwortlichen einen bunten Branchenmix und darüber hinaus zahlreiche Arbeitsplätze. Waren in unserer Gemeinde im Jahre 1980 noch insgesamt 1.177 Arbeitnehmer sozialversicherungspflichtig beschäftigt, konnte diese Zahl auf nahezu 2.300 Arbeitnehmer im Jahre 2011 gesteigert und damit fast verdoppelt werden. Auch die Arbeitslosenquote in unserer Gemeinde bewegt sich landkreisweit im unteren Niveau. Industrie und Gewerbe haben in Verwaltung und Bevölkerung der Gemeinde Lastrup einen hohen Stellenwert.

In den vergangenen Jahren konnte die Gemeinde Lastrup in den Gewerbegebieten zahlreiche Grundstücke insbesondere an Existenzgründer veräußern, sodass sich für den Betrachter das Bild in den Gewerbegebieten ständig positiv verändert. Aufgrund dieser erfreulichen



Nachfrage ist die Zurverfügungstellung ausreichender weiterer und insbesondere preislich attraktiver Gewerbeflächen eines der vorrangigen Ziele der Gemeinde. Nur beispielhaft hierfür genannt sei die Ausweisung von Erweiterungsflächen im unmittelbaren Anschluss an das Lastruper Gewerbegebiet „Spielacker“; hier wurden im Frühjahr 2011 die bauleitplanerischen Grundlagen für eine großzügige Gewerbegebietserweiterung geschaffen. Der neue Flächenbereich trägt den Namen „Schnelten-Blaubusch“.



*Abb. 7: Die im Dezember 2009 in Betrieb genommene Ortsumgehung führt insbesondere den Schwerlastverkehr um Lastrup herum*

*Foto: Gemeinde Lastrup*

Ein wichtiger Aspekt, der für eine Ansiedlung und Expansion von Gewerbebetrieben in unserer Gemeinde spricht, ist nicht zuletzt die günstige Verkehrsanbindung. Dies wird insbesondere durch die im Dezember 2009 für den Verkehr frei gegebene Umgehungsstraße gewährleistet, die eine Länge von etwa sechs Kilometern hat und die zudem für eine deutliche Entlastung des Lastruper Ortskerns von dem in den letzten Jahren sehr stark zugenommenen Schwerlastverkehr sorgt. Für eine weitere wesentliche verkehrliche Entlastung Lastrups sorgt



die neue Ortsentlastungsstraße zwischen der Bundesstraße 213 und der Landesstraße 837, die im Dezember 2010 in Betrieb genommen wurde und den Anforderungen, die an eine viel genutzte Entlastungsstraße gestellt werden, gerecht wird.

Direkt an diese Straße, die einen schnellen und unmittelbaren Anschluss an die Bundesstraße 213 gewährleistet, grenzt das zuvor erwähnte neue Gewerbegebiet „Schnelten-Blaubusch“ mit den Erweiterungsflächen.

## Die junge, dynamische Gemeinde im Grünen

Die Gemeinde Lastrup legt großen Wert darauf, ihr Handeln insbesondere mit Blick auf familienfreundliche Ziele auszurichten. Dies fängt bereits bei der Geburt eines Kindes an. Hier erhalten die Eltern von der Gemeinde einen Gutschein für einen Rauchmelder, der erwiesenermaßen einen unverzichtbaren Beitrag für die häusliche Sicherheit leistet.



*Abb. 8: Von Anfang an auf der sicheren Seite: Zur Geburt eines Kindes überreicht die Gemeinde Lastrup den Eltern einen Gutschein für einen Rauchmelder*

Bereits seit einigen Jahren wird darüber hinaus in Lastrup der Erwerb von gemeindlichen Wohnbaugrundstücken, insbesondere für Familien



mit Kindern, gefördert. Hier erhalten die Bauwilligen je nach Familiengröße entsprechende Preisnachlässe.

Am 1. April 2011 wurde in Lastrup ein Familienpass eingeführt. Mit ihm werden finanzielle Zuwendungen der Gemeinde an die Familien vermittelt, sodass der Pass den Familien eine bessere Teilnahme am gesellschaftlichen Leben in der Gemeinde ermöglicht. So sieht der Familienpass beispielsweise Vergünstigungen bei den Eintrittspreisen im Lastruper Naturerlebnisbad vor, außerdem erhalten Familien bei Klassenfahrten der Kinder oder bei der Belegung von Kursen des Bildungswerkes bzw. der Volkshochschule entsprechende Beitragszuschüsse. Einen finanziellen „Startschuss“ in Form einer Erstausrüstungshilfe gibt es daneben für Familienpass-Inhaber bei der Geburt eines Kindes.



*Abb. 9: Sie fühlen sich rundum wohl: die Kinder des Kneheimer „Hand-in-Hand“-Kindergartens*  
*Foto: Gemeinde Lastrup*

Die Gemeinde Lastrup verfügt vollständig über die für eine Landgemeinde dieser Größenordnung erforderlichen infrastrukturellen Einrichtungen. Neben Kindergärten in Lastrup und Hemmelte, die sich in kirchlicher Trägerschaft befinden, unterhält die Gemeinde mit dem „Hand-in-Hand“-Kindergarten in Kneheim sowie dem „Bunte-



Welt“-Kindergarten in Lastrup eigene Kindertagesstätten. Die Krippe „Wolkennest“ im Bunte-Welt-Kindergarten bietet darüber hinaus eine zuverlässige fachliche Betreuung für die unter dreijährigen Kinder. Dies ermöglicht insbesondere jungen Eltern einen schnellen Wiedereinstieg in das Erwerbsleben.

Die Grundschule in Hemmelte wird im aktuellen Schuljahr als „volle Halbtagschule“, die Grundschule in Lastrup als „verlässliche Grundschule“ geführt. Seit Beginn des Schuljahres 2010/2011 wird die Haupt- und Realschule in Lastrup als „offene Ganztagschule“ betrieben und bietet so den Schülern neben einem Mittagessen zahlreiche Wahlangebote am Nachmittag an.

Im sozialen Bereich bietet die Gemeinde Lastrup eine breite Auswahl an unterschiedlichen Hilfe- und Pflegeformen und eine hochwertige Betreuung insbesondere für ältere und hilfsbedürftige Menschen durch gut ausgebildetes Fachpersonal. Das St. Elisabeth-Stift in Lastrup ermöglicht neben den klassischen Pflegeformen auch betreute Wohnmöglichkeiten mit größtmöglicher Eigenständigkeit der Bewohner.



*Abb. 10: In direkter Nähe zum Dorf- und Kulturpark befindet sich das St. Elisabeth-Stift in Lastrup*

*Foto: Gemeinde Lastrup*

Der Caritas-Verein Altenoythe e.V. unterhält in Lastrup einen Heilpädagogischen Kindergarten, eine Tagesbildungsstätte sowie zwei Wohnheime und eine Werkstatt für Menschen mit Behinderung.

Für Kinder und Jugendliche bietet der im Jahre 2009 eröffnete Jugendtreff in unmittelbarer Nähe des Schulzentrums eine feste Anlaufstelle und eine echte Alternative bei der Frage nach einer möglichen Freizeitgestaltung. Der Jugendtreff wird von einem Diplom-Sozialpädagogen geleitet, der darüber hinaus auch im Bereich der Schülerbetreuung im Rahmen des Projektes „Profilierung der Hauptschule“ für die Gemeinde tätig ist.

Auf dem Gesundheitssektor verfügt Lastrup über ein breit gefächertes Spektrum an Ärzten, Zahnärzten und Apotheken. Weitere Einrichtungen in diesem Bereich, beispielsweise im Bereich der Logopädie oder der Physiotherapie, runden hier das Angebot ab.

Auch im sportlichen Bereich zeigt sich die Gemeinde Lastrup gerne von ihrer besten Seite. Die Sportstätten wie beispielsweise Turn- und Reithallen, eine Tennishalle, zahlreiche Außenplätze im Bereich Fußball und Tennis verfügen über eine gute Ausstattung. Dies wird insbesondere durch eine weitestgehend sowohl schlanke wie auch großzügige Förderpraxis der Gemeinde, des Landkreises sowie des Sportbundes gewährleistet.

Die Verbindung aus Training, Lernen und Wohnen macht die „Sportschule Lastrup“ zur idealen und beliebten Tagungs-, Trainings- und Lehrstätte für Trainer, Lehrkräfte und Sportler aus allen Teilen Niedersachsens. Nachdem in den Jahren 2003 bis 2004 bauliche Erweiterungsmaßnahmen am und im Gebäude der Sportschule sowie in den Jahren 2009 und 2010 die Anlegung eines neuen Trainingsplatzes durchgeführt wurden, konnten im Sommer 2011 umfangreiche Modernisierungsarbeiten im Außenbereich erfolgreich abgeschlossen werden. Unter anderem wurden ein neuer Kunstrasenplatz sowie eine den Platz umgebende 400-Meter-Kunststoffbahn angelegt.

Direkt an die Sportschule grenzt das im Juni 2010 neu eröffnete Naturerlebnisbad der Gemeinde an. (Abb. 11) Das Bad bietet im Freibereich die Besonderheit, dass hier vollständig auf den Einsatz von Chemie verzichtet wird. Die Reinigung des Wassers, welches ausschließlich durch die Sonne beheizt wird, erfolgt ausnahmslos durch die Natur mittels Einsatzes eines so genannten Geomatrix-Bodenfilters auf einer 900 Quadratmeter großen Regenerationsfläche mit 5.000 Pflanzen.





*Abb. 11: Das im Sommer 2010 neu eröffnete Naturerlebnisbad in Lastrup aus der Vogelperspektive; links unten im Bild sind Gebäudeteile der Sportschule Lastrup zu erkennen*  
Foto: Gemeinde Lastrup

Untrennbar verbunden mit der Gemeinde Lastrup ist auch der Pferdesport. Der weit über die Landesgrenzen hinaus bekannte Pferdezuchtthof Klatte sowie die Deckstation Böckmann sind in den Lastruper Gemeindeteilen Klein-Roscharden sowie Hamstrup beheimatet. Die in der Gemeinde ausgetragenen Reitturniere mit sowohl nationaler wie auch internationaler Beteiligung sind wahre Publikumsmagneten und echte Events im Bereich des Pferdesports. (Abb. 12)

Das kulturelle Leben wird in Lastrup durch eine Vielzahl an verschiedenen Vereinen und Verbänden geprägt. Diese bieten für jeden Geschmack eine beachtliche Auswahl an Aktivitäten. Beispielhaft genannt seien hier die insgesamt drei Theatergruppen in der Gemeinde, wovon zwei Ensembles ihre Stücke in plattdeutscher Sprache aufführen. (Abb. 13)

Im musikalischen Bereich finden sich in Lastrup viele Chöre und Instrumentalgruppen. Brauchtumpflege wird insbesondere in den beiden Schützenvereinen in Lastrup und Matrum praktiziert; der Lastruper Schützenverein konnte im Jahre 2011 sein 175-jähriges Bestehen feiern.





*Abb. 12: Reitsportveranstaltung in der Gemeinde Lastrup*

*Foto: Deckstation Böckmann*



*Abb. 13: Plattdeutsche Komödie, aufgeführt vom Theaterverein Suble*

*Foto: Gemeinde Lastrup*



Im kirchlichen Bereich hat in Lastrup im Jahre 2010 eine Umstrukturierung stattgefunden; hier wurden im Rahmen des Zusammenlegungsprozesses von katholischen Kirchengemeinden im Bistum Münster die ehemals selbstständigen Pfarrgemeinden St. Petrus Lastrup, Herz-Jesu Hemmelte sowie St. Michael Kneheim zur neuen Pfarrgemeinde St. Petrus zusammengefasst. Während sich die Hauptkirche in Lastrup befindet, blieben die Kirchen in Hemmelte und Kneheim als Filialkirchen mit eigenen Gottesdienstzeiten erhalten. Die Christuskirche der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde befindet sich, ebenso wie die katholische Pfarrkirche St. Petrus, in der Lastruper Ortsmitte.

Die Gemeinde Lastrup hat sich in den vergangenen Jahren kontinuierlich in allen Bereichen positiv entwickelt. Viele mittelständische Betriebe waren auf Expansionskurs und haben dafür gesorgt, dass zahlreiche zusätzliche Arbeitsplätze geschaffen werden konnten. Die positive Entwicklung führte zu einer gestiegenen Nachfrage an Wohnbauplätzen, sodass auch die Einwohnerzahl stetig gestiegen ist. Lastrup ist eine junge Gemeinde; von den etwa 7.000 Einwohnerinnen und Einwohnern sind rund 48% jünger als 40 Jahre. Die demografische Entwicklung wird allerdings auch um Lastrup keinen Bogen machen. Die Gemeinde wird sich diesem Problem stellen müssen und Gedanken und Lösungen entwickeln, um den Bestand an infrastrukturellen Einrichtungen gewährleisten zu können. Ein Ziel wird es insbesondere sein, durch den kontinuierlichen Ausbau der gewerblichen Entwicklung Arbeitsplätze für junge Menschen anbieten zu können und ihnen eine Perspektive zu geben.

**Quellen:**

Einige Textpassagen in diesem Beitrag wurden dem Werk „Lastrup – Eine Gemeinde im Oldenburger Münsterland“ von Claus Lanfermann (herausgegeben im Jahre 2005 von der Gemeinde Lastrup) entnommen.

---

*Claus Lanfermann*

## Zur Geschichte des ersten Lastruper Kirchhofs

### Vorbemerkung

In dieser Abhandlung soll es nicht um die paganen<sup>1</sup> Gräberfelder mit den Brandbestattungen aus vorchristlicher Zeit gehen, von denen es in der Gemeinde viele gab und noch gibt, sondern um die älteste christliche Begräbnisstätte im Kirchdorf Lastrup,<sup>2</sup> ihre Lage, die damit zusammenhängenden Wegeverhältnisse, den zeitweiligen Zustand dieses Areals, die christliche Beerdigungspraxis früherer Zeit, die Bedeutung des Kirchhofes für das gesamte Kirchspiel sowie die Gründe, die zunächst zur teilweisen Auflassung und schließlich zu seiner gänzlichen Beseitigung führten. Manche der sich aus der Untersuchung ergebenden Schlussfolgerungen lassen sich verallgemeinern, weil sie in ähnlicher Weise in anderen Kirchspielen der Region zu beobachten sind. Es wird sich herausstellen, dass die siedlungsgeographische Bedeutung dieses untergegangenen und deswegen in Vergessenheit geratenen Begräbnisplatzes hoch war und deswegen gegenüber den sattsam bekannten Fakten über den seinerzeit von Dr. Dr. Wulf angelegten Friedhof eine Aufarbeitung verdient hat. Das Besondere des Zustands des Lastruper Kirchhofs – vor Wulf – und seine Erreichbarkeit bilden das eigentliche Untersuchungsobjekt. Es ist insofern interessant, als es aus einer bestimmten Perspektive neue Erkenntnisse und Einblicke in eine Zeit erlaubt, in der sich der Ort Lastrup zum religiösen Mittelpunkt des Kirchspiels entwickelt hat.

### Die Lage des Kirchhofs und das damit in Zusammenhang stehende Wegesystem

Der Kirchhof befand sich rund um die alte Lastruper Kirche, die aus dem 12. Jahrhundert stammte. Über 800 Jahre diente er der christlichen Gemeinde des Kirchspiels als Begräbnisplatz. Seine Lage und Ausdehnung finden sich auf einer Karte aus dem Jahr 1837 (Abb. 1).<sup>3</sup>



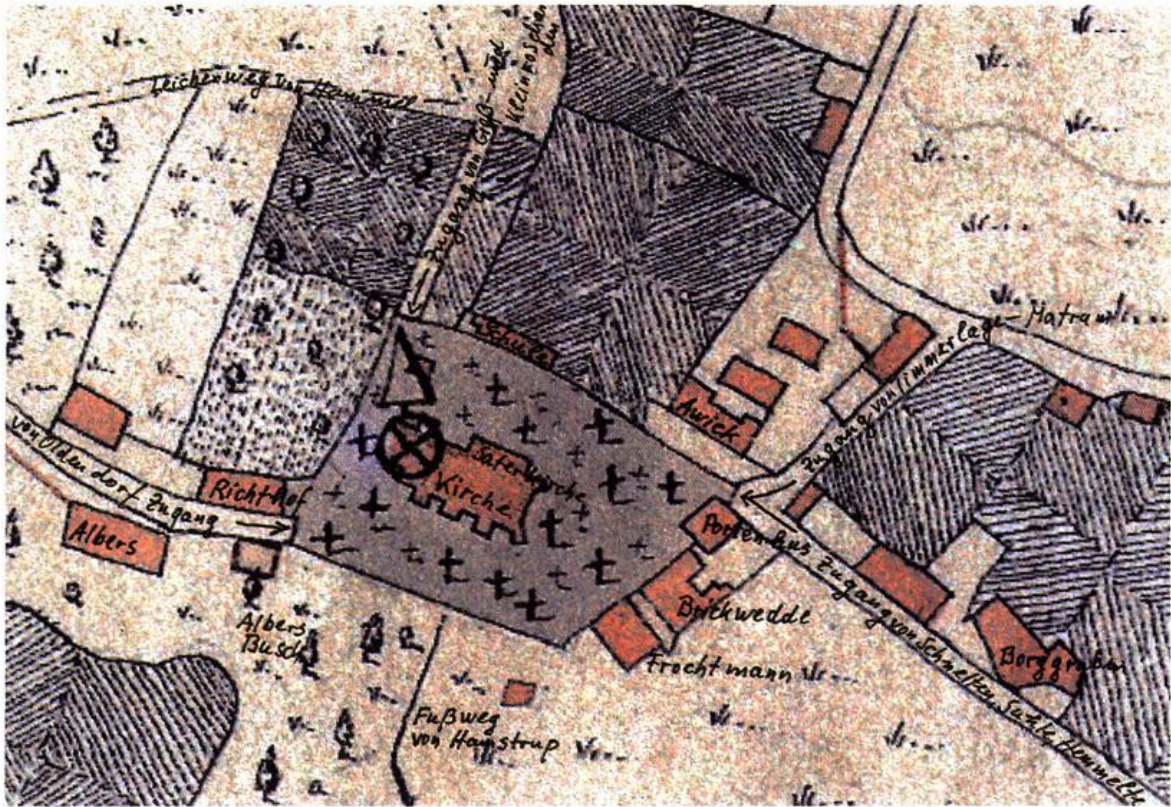


Abb. 1: Ausschnitt aus dem Übersichtshandriß der Flur 14 des Kirchspiels Lastrup von 1837, Vermessungs- und Katasterbehörde Oldenburger Münsterland – Katasteramt Cloppenburg, Archiv der Gemeinde Lastrup; die schriftlichen Hinweise sind vom Verfasser hinzugefügt worden.

Die Kirche liegt inmitten des durch kleine Kreuze gekennzeichneten Friedhofs, den man damals wegen seiner Lage Kirchhof nannte. Der Name hat sich im plattdeutschen Dialekt, wie er in Lastrup gesprochen wird, in dem Wort „Karkhoff“ erhalten. Das neuzeitliche Wort „Friedhof“ ist hergeleitet nicht von dem Wort „Frieden“, wie naheläge, sondern von ‚freithof‘ oder ‚vrithof‘ in der Bedeutung von ‚umfriedeter Raum‘. Dieser konnte in rechtlichem Sinne auch einen Asylraum bezeichnen. Das Wort „Friedhof“ gibt es im Plattdeutschen als der früher in Norddeutschland allgemein gebräuchlichen Umgangssprache nicht. Es hat in unserer Region erst Verbreitung gefunden, als neben plattdeutsch auch hochdeutsch gesprochen wurde und die alten, sich um die Kirche gruppierenden Begräbnisstätten aus dem Zentrum der Dörfer und Städte an den Ortsrand verlegt wurden. Asylraum ist der Lastruper Kirchhof nach der Quellenlage nie gewesen, aber er war in der Zeit seiner Jahrhunderte langen Existenz immer „umfriedet“,



d.h. mit einem „Starket“ (hölzerner Zaun) versehen.<sup>4</sup> Auf die Gründe für die Forderung nach einer Umfriedung von Kirchhöfen wird noch eingegangen.

Betrachtet man ältere Karten des Ortes Lastrup, fällt auf, dass zwar die meisten Wege im Ort auf den Kirchhof zulaufen, es auf dem Kirchhof selbst oder in seiner Nähe aber keine Überwegung oder einen Durchgang gibt. Innerörtlicher Durchgangsverkehr hat offensichtlich bei Gründung des Kirchhofs überhaupt keine Rolle gespielt. Es gab ihn an dieser Stelle noch nicht. Die Wege (von Straßen kann man mit Ausnahme der „Vlämischen Straße“, der einzigen Durchgangsstraße vorbei am Ort Lastrup, nicht reden), endeten an der Kirchhofsbegrenzung. Es handelte sich in allen Fällen bei den auf den Kirchhof zuführenden Wegen um so genannte Kirchen- und Leichenwege, deren Hauptzweck darin bestand, den zentralen Punkt Kirche und Kirchhof auf kürzestem Weg zu erreichen. Sie sind noch in anderen, jüngeren Karten des Kirchspiels als solche gekennzeichnet und in dieser Form eine siedlungsgeographische Auffälligkeit.<sup>5</sup> Die Leichenwege sind entstanden, weil in früheren Jahrhunderten die Toten zunächst im Wohnhaus aufgebahrt und am Tag des Begräbnisses von dort zum Kirchhof geleitet wurden. Die Kirchwege sind aus dem regelmäßigen, verpflichtenden Kirchgang hervorgegangen, sie deckten sich zum Teil mit den Leichenwegen.

Der Lastruper Kirchhof war nicht gänzlich rings umbaut, wie in manchen anderen Kirchdörfern des Oldenburger Münsterlandes, sondern es befanden sich nur wenige Gebäude an seinen Grenzen. Nach Norden lag die Schule direkt am Kirchhof. An ihrer Westseite mündeten der Groß- und Klein-Roschardener Kirchweg sowie der Hammeler Leichenweg auf den Kirchhof und endeten dort. Die Flurbezeichnung „Karkhöchte“ (Kirchhöhe) zwischen Groß Roscharden und Lastrup verweist auf eine frühere Wegführung. Der Verlauf des Kirchwegs ist bis zu diesem Punkt mit der heutigen Landesstraße von Lindern nach Lastrup identisch. Von diesem erhöhten Geländepunkt aus sah man auf dem von Groß Roscharden nach Lastrup führenden Weg den Kirchturm des Kirchdorfes. Von der „Karkhöchte“ lief er als Richtweg dann direkt auf die Kirche zu.

Der Hammeler Leichenweg verlief im Ort Lastrup weiter nördlich von der „Wörde“ (heute: „Pfarrer-Götting-Platz“) über den „Schürkamp“ (das Gelände zwischen Vlämischer Straße, Schulstraße und Kirchstra-

ße), wo er sich mit dem Kirchweg von Groß- und Klein-Roscharden vereinigte und westlich der Schule auf den Kirchhof mündete. Der Grund für die Wegführung ist darin zu suchen, dass der Weg nördlich um das Grundstück des Richthofes, dem späteren „Schürkamp“, herumging. Ähnlich verhielt es sich mit dem Kirch- und Leichenweg von Hamstrup, der südlich des Richthofes auf den Kirchhof zulief. Dieser lag auf der Westseite des Kirchhofs an den Kirch- und Leichenwegen von Oldendorf, Hamstrup und Herbergen. Im Gegensatz zur Schule, die mit ihrer südlichen Längsseite direkt an den Kirchhof grenzte, lag der Richthof etwas zurück und zeigte mit der Giebelseite zum Kirchhof. Die gemeinsame Grenze von Richthof und Kirchhof war sehr schmal, aber das zum Richthof gehörige Gelände blockierte im Ort Lastrup den direkten Zugang von der ‚Wörde‘ zum Kirchhof.

Direkt am Zielpunkt des Leichen- und Kirchwegs von Schnelten, Suhle und Hemmelte stand ein kleines Häuschen, das man wegen seiner Lage am östlichen Zugang zum Kirchhof, der wie alle anderen Zugänge mit einer Pforte versehen war, das „Portenhus“ nannte. Ein weiteres Haus daneben bewohnte zeitweilig im 18. Jahrhundert eine Familie Frochtmann und danach ein Lastruper Küster (Ahlerichs).<sup>6</sup>

Die Oldendorfer benutzten den Mühlenweg als Kirchweg, der sich bei der ‚Wörde‘ mit dem Hamstruper Kirch- und Leichenweg vereinigte, der über den heutigen Osterbäke-Weg führte. Die alte ‚Vlämische Straße‘ von Cloppenburg her diente auf einem Teilstück den Timmerlagern und Matrumern als Kirchweg und mündete gleichfalls beim „Portenhus“ auf den Kirchhof. Die Bewohner aus der Bauerschaft Herbergen, soweit sie zum Kirchspiel Lastrup gehörten, benutzten den „Kirch- und Leichenweg für Frochtmann“ mit, der südlich des „Osterfeldes“ zur Lastruper Wassermühle führte und sich ab dort mit dem Hamstruper Kirchweg vereinigte.

Die Hamstruper hatten zudem das Recht, zum Kirchgang einen schmalen Fußweg zu benutzen, der durch die Lastruper Wiesen über einen kleinen Steg über den Löninger Mühlenbach von Süden direkt auf die Kirche zulief. So konnten sie die etwas längere Wegstrecke über den „offiziellen“ Kirch- und Leichenweg abkürzen.

Den weitesten Weg zur Lastruper Kirche und zum Kirchhof hatten die Hemmelter zurückzulegen, weil der Ort etwa 7 bis 8 km von Lastrup entfernt lag. Der Kirch- und Leichenweg führte an Suhle vorbei auf die Schnelter Mühle zu und von dort auf den Schnelter Kirchweg. Er



deckte sich nicht völlig mit dem heutigen Straßenverlauf nach Lastrup und verlief näher am Löninger Mühlenbach. Wegen der großen Entfernung erhielten die Hemmeler Einwohner schon im 17. Jahrhundert die Erlaubnis zum Bau einer Kapelle, in der sie einige Male im Jahr der Messe beiwohnen konnten. In der Regel besuchten sie aber zur Sonn- und Feiertagsmesse weiterhin die Kirche in Lastrup, hatten darin Kirchensitze und begruben bis zur Einrichtung eines eigenen Kirchhofs im Jahr 1904 ihre Toten auf dem Lastruper Kirchhof.

Der Pfarrer verfügte über einen eigenen Zugang zum Kirchhof und zur Kirche. Dieser Fußweg verlief vom Pfarrhaus (der Wedum), das damals weiter südöstlich in etwa 500 m von der Kirche entfernt lag und an den heutigen Hof Schröder angrenzte, über den Ruhrbach auf die Ostseite des Kirchhofs auf eine kleine Pforte zu, durch die der Pfarrer über pfarr-eigenen Grund und Boden zur Kirche gelangte, ohne den öffentlichen Kirchweg vom „Brink“ her benutzen zu müssen.<sup>7</sup> Dieser Weg hat noch



Abb. 2: Die Wegeverhältnisse im Ort Lastrup um 1837. Ausschnitt aus dem Übersichtshandriß der Flur 14 des Kirchspiels Lastrup, Vermessungs- und Katasterbehörde Oldenburger Münsterland – Katasteramt Cloppenburg, Archiv der Gemeinde Lastrup



bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Resten bestanden und wurde mit dem Bau des Jugendheims 1956 beseitigt.

Die Südseite des Kirchhofs und der größte Teil der Westseite waren 1837 unbebaut. Zum Teil waren die erwähnten Häuser „auf der Linie der Einfriedigung“ gebaut worden,<sup>8</sup> so dass dort ein „Starket“ entfiel. Der Kirchhof war mit seiner Bebauung und Einfriedigung für jedermann eindeutig als besonderer Bezirk zu erkennen. An seinen Begrenzungen endeten alle Zuwegungen in das Dorfzentrum zur Kirche und zum Kirchhof. Die Zentrierung des Wegesystems im Kirchspiel auf Kirche und Kirchhof ist letzterem schließlich zum Verhängnis geworden, weil er einer umweglosen Durchquerung des Ortes im Wege stand.

Ist die frühere Wegführung der Kirch- und Leichenwege außerhalb des Kirchdorfes in etwa gleich geblieben, so hat sie sich im Ort Lastrup wegen der nach dem Kirchbau von 1859/1861 notwendigen Verlegung von Wegen und der damit verbundenen Teilauflassung des Kirchhofs verschoben.<sup>9</sup> Sowohl der Hammeler Leichenweg in seinem Verlauf im Ort Lastrup, der Fußweg von Hamstrup von Süden auf die Kirche zu, der Groß Roschardener Kirchweg von der „Karkhöchte“ auf die Kirche zu sowie auch südlich des Kirchhofs gelegene Bauten wie das „Portenhus“, das Frochtmannsche kleine Wohnhaus, sind heute verschwunden. Die alten Kirch- und Leichenwege wurden im Kirchdorf zum Teil aufgehoben und wichen einer dichteren Bebauung im Ort. Je näher sie am Kirchdorf lagen, desto häufiger deckten sie sich nun mit den im 19. Jahrhundert neu entstandenen innerörtlichen Wegen oder Straßen. So findet man diese in ihrem Verlauf bis heute vor, wenn auch häufig verbreitert, gepflastert und durchweg mit Bürgersteigen versehen.

Aus dem Nachvollzug der Verläufe der Kirch- und Leichenwege bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und der Art der Einfriedigung des Kirchhofs ergibt sich, dass Kirche und Kirchhof über Jahrhunderte für alle Kirchspielsbewohner einen besonderen Rang hatten und zentrale Anlaufstelle im Kirchspiel waren. Dadurch wurde die den anderen Bauerschaften des Kirchspiels ursprünglich gleichgestellte Bauerschaft Lastrup herausgehoben, obwohl sie nach Zahl der Bewohner um 1450 kleiner und um 1750 nicht viel größer war als einige andere Bauerschaften des Kirchspiels.

Die Lage von Kirche und Kirchhof und deren zentrale Funktion haben nicht nur das Wegenetz im Dorf Lastrup stark beeinflusst, sondern das des gesamten Kirchspiels. Noch die heutige Wegführung in der Ge-





meinde ist zum Teil darauf zurückzuführen, dass in früheren Jahrhunderten Kirchgänger und Nutzer des Kirchhofs aus Zeitgründen jeweils den kürzesten Weg von der oft weit entfernten Bauerschaft zur Kirche in Lastrup gingen. Die freie Wahl der Wegführung im Gelände hatte allerdings zur Voraussetzung, dass sie nicht durch die Besiedlung auf privatem Grundeigentum behindert wurde. Da die Kirch- und Leichenwege weithin durch die unbesiedelte Mark führten, die Gemeineigentum war und in der es kein Privateigentum gab, stieß die direkte Wegführung mit Ausnahme von gelegentlichen Geländehindernissen wie Bäche und moorige, sumpfige Niederungen auf keine Behinderung. Die von Menschenhand angelegten Esche wurden in der Regel nicht durchquert, sondern der Weg führte an diesen für den Ackerbau genutzten Flächen vorbei, wie man am Beispiel des Oldendorfer Esches sehr gut nachvollziehen kann.<sup>10</sup> Die regelmäßig zurückzulegenden Kirchgänge und die Leichenzüge stellten für die weit entfernt von Lastrup wohnenden Kirchspielsangehörigen eine hohe zeitliche und körperliche Beanspruchung dar, die sich durch die Wegführung jedoch ein wenig mindern ließ. Das ist eine Beobachtung, die für alle alten Pfarreien in der norddeutschen Geest gilt und am Beispiel Lastrups konkret nachgewiesen wird.

### Über die Gründungszeit

Man kann davon ausgehen, dass die Einrichtung des Kirchhofs in Lastrup mit der Gründung der von Lönningen abgepfarrten Ferialkirche zusammenhängt und dass er bis in das 19. Jahrhundert die in der Karte von 1837 angegebene Ausdehnung gehabt hat. Schriftliche Zeugnisse liegen über die Gründungsphase der Pfarre Lastrup nicht vor und damit auch nicht über die Entstehung des Kirchhofs. Allgemein lässt sich sagen, dass im 9. bis 12. Jahrhundert gegründete Kirchen in der Regel Eigenkirchen waren, die vielfach auf den Boden eines Amts- oder Meyerhofes gesetzt wurden.<sup>11</sup> So war es zumindest in Lastrup. Diese Tatsache macht auch erklärlich, warum es ursprünglich keine Überwegung im Ortskern gab.

Nach Maßgabe der Bestimmungen aus karolingischer Zeit war um die Kirche herum die christliche Begräbnisstätte anzulegen. Jede Familie und Nachbarschaft im Kirchspiel, die einen Todesfall zu beklagen hatte, begrub ihre Toten nunmehr auf dem Lastruper Kirchhof in der Nähe jenes Ortes, wo sich Reliquien befanden, die Liturgie vollzo-

gen und die Sakramente gespendet wurden. Vor Gründung der Pfarre muss für die Lastrup, wenn den karolingischen Vorschriften gefolgt wurde, der christliche Begräbnisplatz in Löningen gewesen sein, weil Löningen die Ursfarre war. Betrachtet man die großen Entfernungen, die zu Fuß zum verpflichtenden Kirchgang und zur Beerdigung zurückzulegen waren, wird die Notwendigkeit, von Löningen aus Filialkirchen abzupfarren, sehr plausibel, ebenso die 300 Jahre später erfolgte Auspfarung von Lindern aus dem Kirchspiel Lastrup. In der Forschung wird die Auffassung vertreten, „dass man bei der Gründung der Kirchen die zumutbare Länge der Kirchwege im Auge hatte.“<sup>12</sup>

### Die Bedeutung des Kirchhofs für das Kirchspiel

Eine Erklärung, weshalb ein Kirchhof von so zentraler Bedeutung für ein Kirchspiel war, liefert die Begräbnispraxis seit Einführung des Christentums. Zuvor lagen Begräbnisplätze außerhalb menschlicher Siedlungen. Bei den in der Gemeinde Lastrup in großer Zahl nachzuweisenden steinzeitlichen Grabanlagen hat man bisher keinerlei Anzeichen einer Besiedlung gefunden. Diese Grabanlagen lagen außerhalb des menschlichen Siedlungsraumes an abgelegener Stelle. Das Bestattungsverhalten änderte sich in christlicher Zeit. Nun wurden Gräber gerne um die Grablegen von Märtyrern und Heiligen angelegt, weil man sich für die nach christlichem Glauben zu erwartende leibliche Auferstehung ihre hilfreiche Unterstützung und Fürbitte bei Gott erhoffte. Karl der Große ordnete an, dass Christen nicht mehr bei den „Gräbern der Heiden“, sondern bei den Kirchen bestattet werden sollten. Die in heidnischer Zeit praktizierte Feuerbestattung wurde verboten.<sup>13</sup> Des Weiteren erging die Vorschrift, dass keine Kirche ohne Reliquien von Heiligen sein sollte, damit die Gläubigen in deren Nähe begraben werden konnten. Ein karolingisches Reformkonzil ging noch einen Schritt weiter und erlaubte das Begräbnis vornehmer Personen innerhalb der Kirche „ad sanctos“<sup>14</sup> mit noch größerer Nähe zu den Reliquien der Heiligen, an dem Ort, an dem in der heiligen Messe in der Wandlung Christus selbst gegenwärtig war. Diese aus frühchristlicher und mittelalterlicher Zeit stammende Denkweise über Tod, Begräbnis und Auferstehung findet ihren Ausdruck auch in der Lastruper Kirche und in der Anlage des Kirchhofs. In der Kirche selbst wurden gesellschaftlich hochgestellte Personen wie Pfarrer, Richter und Angehörige des Adels beigesetzt.<sup>15</sup> Auf dem Kirchhof, der sich eng um die

dem heiligen Petrus Apostolus geweihte Kirche erstreckte, fanden die „normalen“ Kirchspielsbewohner ihre letzte Ruhe, um der leiblichen Auferstehung entgegenzusehen.<sup>16</sup>

### Über den Zustand des Kirchhofs und seine Ausstattung

Über den Zustand des Kirchhofs in den ersten Jahrhunderten seiner Existenz lassen sich, bis auf allgemeine Feststellungen, wie sie oben gemacht wurden, mangels schriftlicher Quellen keine Aussagen treffen. So krude Verhältnisse, wie sie nach Berichten auf manchen Kirchhöfen des Oldenburger Münsterlandes geherrscht haben sollen, scheint es auf dem Lastruper Kirchhof nicht gegeben zu haben, zumindest finden sich darüber keine schriftlichen Aufzeichnungen.<sup>17</sup> Die frühesten Zustandsbeschreibungen sind Visitationsberichten aus dem 17. und 18. Jahrhundert zu entnehmen.<sup>18</sup> Aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts liegt im Zusammenhang mit der seinerzeit erfolgten Umgestaltung des Kirchhofs ein umfänglicher Aktenbestand im Staatsarchiv in Oldenburg vor. Aus diesem lassen sich Rückschlüsse ziehen über das frühere Aussehen des Kirchhofs. Die ersten Quellen geben auch Auskunft über Begräbnisse innerhalb der Kirche selbst.

Es ist offenkundig, dass es auf dem Lastruper Kirchhof nicht nur Begräbnisse gab, sondern dass auf ihm auch regelmäßig Prozessionen stattgefunden haben. Bei der Umgestaltung um 1825 wurde besonderer Wert gelegt auf die Erneuerung des Prozessionsweges.<sup>19</sup> Eine feierliche Prozession wurde am Fest Corporis Christi (Fronleichnam) abgehalten, weitere Prozessionen gab es am Palmsonntag, am Fest Mariae Heimsuchung und an den Rogationstagen (Bitttage). Der Prozessionsweg führte kreisförmig an der Innenseite der Einfriedigung um die Gräber. Auf diese Weise wurde der benedizierte (geweihte) Kirchhof gleichsam zu einem erweiterten Kirchenraum, ebenso wie die Kirche zu einem „locus sanctus“<sup>20</sup>, einem sakralen Ort, mit einer außerordentlichen Bedeutung für die Kirchspielsbewohner. Die Kirche verstand sich im Nebeneinander von Kirche und Kirchhof als Gemeinschaft der Lebenden und Toten. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum sich Pastor Gudemann um 1650 über den Missstand beklagte, dass Vieh über den Gottesacker getrieben wurde. Er sah dadurch die Sakralität des Platzes gefährdet. Andererseits lud die zentrale Lage des Kirchhofs, dessen Querung auf Fußgänger beschränkt bleiben sollte, geradezu ein, ihn zur Durchfahrt zu missbrauchen. Die Pfarrer ver-



suchten das zwar durch die an den Zugängen eingebauten Pforten zu verhindern, hatten damit aber nur eingeschränkten Erfolg. Sie hielten die Kirchspielsbewohner, die für die Instandhaltung der Einfriedigung aufzukommen hatten, an, ihrer Verpflichtung nachzukommen.<sup>21</sup> Doch die Lastruper folgten der Aufforderung nur widerstrebend und seit ihrer Zugehörigkeit zum Herzogtum Oldenburg nur mit deutlicher Nachhilfe durch das Amt in Lönigen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, namentlich „seit der Zeit der französischen Occupation“, war das Befahren des Kirchhofs allgemein üblich geworden.<sup>22</sup> Die Verhältnisse auf dem Kirchhof waren trotz einer Reinigungsaktion und der Pflasterung der Hauptwege, soweit sie zur Prozession dienten, so „unanständig“, dass das Amt in Lönigen drohte, den Kirchhof zu schließen, wenn Pforten und Einzäunung nicht wieder hergestellt würden. Der Amtmann in Lönigen ließ sich vernehmen: „dass der Kirchhof zu Lastrup ein gar zu wüstes und unanständiges Aussehen habe, so dass man billig ein Ärgernis davon mache, wenn man bedenke, dass es der Ort sey, wo die Asche verstorbener Menschen und Christen sogar ihre Ruhestätte haben.“<sup>23</sup> Man kam in Lastrup der Forderung des Amtes nach, ließ den Kirchhof „schleifen“, d.h. einebnen und schloss ihn durch den Einbau neuer Pforten als Durchfahrt für Fuhrwerke. Diese Maßnahme rief aber den beträchtlichen Unwillen der Dorfbevölkerung, vor allem der „Demoiselle“ und Tochter des Kirchspielsvogtes Lehmkuhl hervor, die nach dem Tod ihres Vaters im ehemaligen Richthof bei der Kirche einen Gasthof bewirtschaftete. Ihre potentiellen Gäste mussten wie die Dorfbewohner den Umweg über die „Vlämische Straße“ nehmen, wenn sie den Gasthof aufsuchen oder von einer Seite des Dorfes auf die andere fahren wollten.<sup>24</sup> Außerdem war die Schließung dem sich spärlich entwickelnden Durchgangsverkehr vom Hümmling nach Quakenbrück, damals für das Kirchspiel eine wichtige Handelsstadt, oder in die umgekehrte Richtung nicht förderlich. Gegenüber solchen Zweckmäßigkeitserwägungen stand bei den Lastrupern die Achtung der Totenruhe und der „Heiligkeit des Begräbnisortes“ hintan.<sup>25</sup> So kam es im 19. Jahrhundert zu entscheidenden Veränderungen auf dem alten Kirchhofsareal.

### Verwaltungshandeln in oldenburgischer Zeit

Die zahlreichen öffentlichen Bekanntmachungen (Publicanda) durch den Amtmann in Lönigen in Sachen Verwahrlosung der Kirchhöfe,



die sich auch an die übrigen Kirchspiele des Amtsbezirkes richteten, also an Essen, Lindern und Löningen, beweist, dass nicht nur in Lastrup der Kirchhof in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem schlechten Zustand war. Dieser Misere abzuhelfen, arbeiteten das Amt und die Kirchspiele unter Einbeziehung des jeweiligen Pfarrers eng zusammen. Der Amtmann ließ sich bis in alle Einzelheiten durch die Kirchspielsvögte Bericht erstatten, informierte sich selbst durch Visitationen vor Ort und leitete die einberufenen Versammlungen der Kirchspielsausschüsse, deren Meinung zu berücksichtigen war. Er sorgte dafür, dass die in religiösen Angelegenheiten erforderliche Stellungnahme des Offizials in Vechta eingeholt wurde. Er berichtete der Regierung in Oldenburg über die von ihm vorgefundenen Verhältnisse auf den Kirchhöfen (Verunreinigung durch Verrichten der Notdurft vor und nach den Gottesdiensten, Beweidung durch Kühe, Schafe, sogar Schweine, Ablagerung von Dung und Unrat, unzulässige Überweidung etc.). Die regierungsseitig dem Amt vorgestellten Lösungen der Probleme waren aber nicht immer hilfreich, weil man in Oldenburg die genauen Verhältnisse bei den Kirchhöfen der „neuen Provinzen“, die erst seit 1803 zum Herzogtum gehörten, noch nicht kannte. So schlug die Regierung zum Beispiel vor, an allen Kirchhofsmauern Anschläge zu machen, in denen die Bevölkerung auf angemessenes Verhalten auf den Kirchhöfen hingewiesen wurde, und Verstöße mit Geldstrafen zu belegen seien. Mit letzterem war der Amtmann einverstanden und setzte die Feldhüter in den Kirchspielen als Vollstreckungsorgane ein. Bezüglich der Kirchhofsmauern musste er die Regierung aber darauf hinweisen, dass es solche in seinem Amtsbezirk nicht gebe, wie vielfach im alten Herzogtum.<sup>26</sup> Man hatte in Oldenburg offenbar 20 Jahre nach der Eingliederung der münsterschen Ämter Cloppenburg und Vechta noch keine ganz genaue Kenntnis dieses Landstrichs. Die Maßnahmen zur Behebung der Missstände auf den Kirchhöfen des Oldenburger Münsterlandes in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind ein exemplarischer Beleg dafür, wie die Behörden und Amtsinhaber der neuen Ämter Cloppenburg, Friesoythe, Löningen und Vechta auf Kirchspiels- und Amtsebene und die Regierung in Oldenburg zusammenarbeiteten, wie sie die Belange der katholischen Kirche berücksichtigten und wie die Regierung in Oldenburg sich über ihre Amtsmänner die erforderlichen Informationen beschaffte, die sie zur Verwaltung benötigte und befähigte. Es war insgesamt eine harmo-

nische und bürgernahe Zusammenarbeit von Regierung, Kirche und Kirchspiel.

### Zur Ausstattung des Kirchhofs

Die Ausstattung des Lastruper Kirchhofs muss in früheren Zeiten recht schlicht gewesen sein. Die Toten wurden vielfach in Familiengräbern bestattet, die vor allem von den Erbeingesessenen „gekauft“ worden waren. Diese Art der Bestattung wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgegeben. Im Jahr 1828 hatte Landdechant Beckering dem Amt in Löningen mitgeteilt, „dass viele Eingesessene den Wunsch geäußert hätten, dass auf dem Kirchhof nicht mehr die einzelnen Familiengräber bestehen möchten, sondern dass ohne solche, der Reihe nach, möge begraben werden, dergestalt, dass ohne Rücksicht auf den Besitz einzelner Gräber, jeder zu beerdigende Sarg neben den zuletzt beerdigten Sarg gesetzt werde.“<sup>27</sup> Nach Genehmigung durch den Offizial in Vechta und das Amt in Löningen wurde der Antrag umgesetzt. In Lastrup wollte man zum Ausdruck bringen, dass im Tode vor Gott alle Menschen gleich sind. Dieser Gedanke konkretisierte sich in der Reihenbestattung und einer schlichten Ausstattung der Gräber, aus der auf den ersten Blick keine soziale Hierarchie zu erkennen war, wie auf manchen anderen Kirchhöfen der Region.

Die Lastruper hielten ihre Kirchhofsordnung genau ein. Als nach dem Tod des verdienstvollen Landdechanten und Pfarrers von Lastrup Dr. theol. h.c. Anton Beckering (†1852) der Pfarradministrator Vikar Lücken auf Wunsch der Erben ein größeres Grabdenkmal errichten lassen wollte, wurde dieser Wunsch vom Kirchenausschuss abschlägig beschieden. In Lastrup durften nur kleine einheitliche Grabdenkmäler aufgestellt werden, weil man „die Aufsetzung eines Monuments als Eingriff in ein gemeinschaftliches Bestehen der Gräber“ ansah.<sup>28</sup> Der bedeutende Kirchenmann erhielt ein schlichtes eisernes Grabkreuz, auf dem seine wichtigen Lebensdaten verzeichnet waren.

Einen offiziell von der Pfarre beauftragten Totengräber gab es in Lastrup bis in das 19. Jahrhundert nicht. Das Ausheben und Schließen eines Grabes wurde von einem Nachbarn der oder des Toten erledigt. Dieser Brauch endete im Jahr 1833 mit der Ausschreibung der Stelle eines Totengräbers, die „öffentlich meistfordernd ausbedungen“ wurde, d.h. derjenige, der am wenigsten für die „Geschäfte eines Totengräbers“ verlangte, sollte die Stelle erhalten.<sup>29</sup> Die Entscheidung, im Kirchspiel



Lastrup einen Totengräber zu bestellen, fiel schon vor der vom bischöflichen Offizialat in Vechta 1835 veröffentlichten Instruktion, nach der jedes Kirchspiel verpflichtet war, durch den Kirchenvorstand einen Totengräber zu bestellen.<sup>30</sup> Dieser musste gut beleumundet sein. Er wurde „mittelst Handschlag an Eidesstatt“ vom Kirchenvorstand auf seine Aufgaben verpflichtet. Die Instruktion schrieb ihm genaueste Verhaltensregeln vor. Sie regelte damit nicht nur das Arbeitsfeld eines Totengräbers, sondern legte auch Zeugnis ab von den Missständen, zu denen es auf den Kirchhöfen gekommen war und die durch die Bestellung eines Totengräbers vermieden werden sollten. Der auch im Kirchspiel Lastrup übliche Brauch, die Gräber durch die Nachbarn ausheben und schließen zu lassen, wurde offiziell aufgehoben.

Auf dem Kirchhof befanden sich keine Bauten wie zum Teil anderswo,<sup>31</sup> es gab nur einen kleinen „Spieker“, der der Lastruper Gemeinde gehörte und im 18. Jahrhundert dem Schullehrer als Unterkunft diente. In früherer Zeit nutzten ihn die von weither kommenden Kirchenbesucher bei schlechtem und kaltem Wetter als Schutz-, Aufwärm- und Umkleideraum vor Beginn des Gottesdienstes oder nach der Messe, wenn sie aus der kalten Kirche gekommen waren. Zu diesem Zweck befand sich darin ein Torfvorrat. Im 17. Jahrhundert bezeichnete man dieses „klein Häusgen“ als „Radluide-Spieker“<sup>32</sup>. Er muss Mitte des 19. Jahrhunderts abgerissen worden sein, denn auf einer Ortskarte um 1850 ist er noch eingezeichnet, auf einer Karte von 1857 jedoch nicht mehr. Ansonsten war der Kirchhof mit einigen wenigen Bäumen bestanden und im Übrigen schmucklos. Berichte über eine besondere „Möbliierung“<sup>33</sup> liegen nicht vor. Die im Rahmen der „Verbesserung des Kirchhofs“ geplante Anlage eines Lindenkranzes am Prozessionsweg um den Kirchhof ist nicht mehr zur Ausführung gelangt.

Fremde, nicht aus dem Kirchspiel stammende Personen, konnten auf dem Kirchhof begraben werden, wenn diejenigen, die ein Grab unterhielten, es erlaubten, vorausgesetzt der oder die nicht aus dem Kirchspiel stammende Tote war katholisch getauft, denn nur nach katholischem Ritus Getaufte durften in geweihter Erde bestattet werden. Bei der Geburt verstorbene Kinder wurden, nicht ganz nach Vorschrift, auf einem abgetrennten Platz neben den ungetauften begraben, vermutlich aus Platzmangel. Mit „Vorschrift“ sind die Vorgaben des tridentinischen Konzils gemeint, die bei Beerdigungen anzuwenden waren und die zwischen den Totenritualen für katholische Christen sowie für



Andersgläubige, aus der Kirche Ausgeschlossene und Menschen, die Hand an sich gelegt hatten, unterschieden. Diese Vorgaben waren im 19. Jahrhundert noch ungeschmälert in Kraft. Dazu gehörte auch die Anordnung, einen „hinreichend großen Raum zur Beerdigung derjenigen Leichen, denen ein kirchliches Begräbniß nicht zu gestatten ist, auszuscheiden und uneingeweiht zu lassen.“<sup>34</sup> Diese Regelung betraf vor allem Selbstmörder und Verbrecher, die ohne kirchliche Zeremonien in einer Ecke des Kirchhofs beerdigt wurden, wie mehrfach in den Pfarrakten belegt ist.<sup>35</sup>

Wie aus nur einer Quelle hervorgeht, wurden Teile des Kirchhofs in früheren Zeiten auch als Markt genutzt, wie es an manchen anderen Kirchorten regelmäßig üblich war, wo auf den Kirchhöfen einmal im Jahr Markt abgehalten wurde, die Kirmes. Dadurch verwandelte sich für kurze Zeit der Kirchhof in einen öffentlichen Raum des Handels und Tausches. Zwar wird in Lastrup bis heute jährlich im Herbst eine Kirmes gefeiert und wurden außerhalb des Kirchhofs kleine lokale Märkte abgehalten, aber ob diese auf den erwähnten Markt am Kirchhof zurückgehen, ist fraglich.

### Die teilweise Auflassung und schließlich endgültige Beseitigung des Kirchhofs

Mit Zunahme des überörtlichen Verkehrs durch den Ort Lastrup im 19. Jahrhundert stand der Kirchhof einer Verbesserung der Verkehrssituation in der Ortsmitte als großes Hindernis im Wege. Es begannen Überlegungen, den bestehenden, inzwischen erneuerten und eingefriedigten Kirchhof nach Süden zu erweitern und auf seinem nördlichen Teil eine Passage für Fuhrwerke zuzulassen. Das ist einer Karte des Ortskerns von Lastrup aus dem Jahr 1858 (Abb. 3) und einem Schreiben Pfarrer Willenborgs an den Offizial in Vechta zu entnehmen.<sup>36</sup> Die Karte wurde vom Lastruper Geometer Schopen anlässlich des Ankaufs eines Areals, das südlich an den Kirchhof grenzte, angefertigt. In der Karte wird jener Teil des Kirchhofs, der nördlich der Kirche liegt, als „Alter Kirchhof“ gekennzeichnet und die Parzelle „B“ des Hofes Albers zur Größe von 18,683 Quadratruthen<sup>37</sup> als Gelände für die Kirchhoferweiterung markiert. Der Hof Albers ist einer jener Höfe, die aus dem ehemaligen Lastruper Meyerhof hervorgegangen sind, einem oldenburgischen Lehen, auf dessen Gelände auch Kirche und Kirchhof lagen sowie der Richthof.



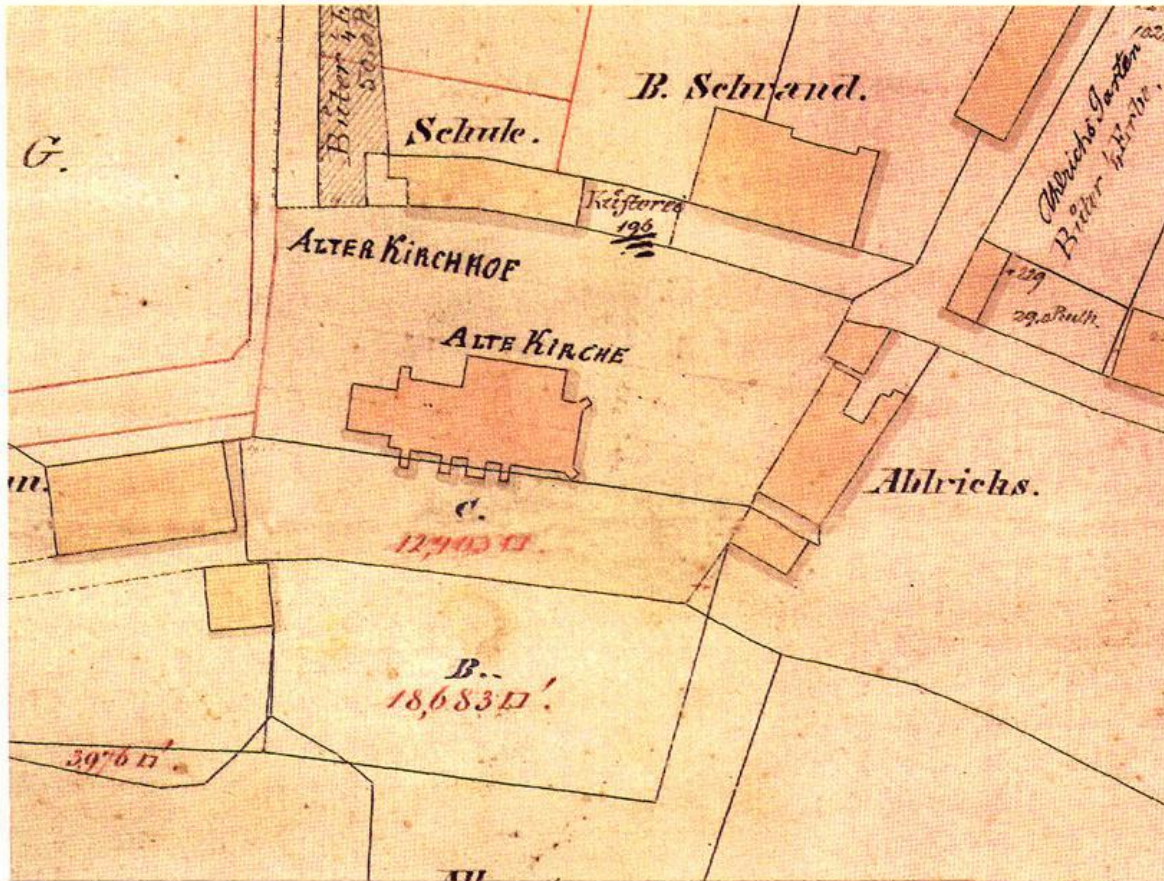


Abb. 3: Auszug aus einer Karte des Ortskerns von Lastrup im Jahr 1858, Archiv der katholischen Pfarrgemeinde St. Petrus Lastrup

Zu diesem Zeitpunkt ahnte man in Lastrup noch nicht, dass die alte Kirche aus dem 12. Jahrhundert baufällig war. Als im Jahr 1859 ein Gurtbogen des aus Feldsteinen gemauerten Gewölbes einstürzte, hatte ihre Stunde geschlagen und damit auch die des jahrhundertalten Kirchhofs. Als die zum Teil eingestürzte Kirche durch eine neugotische ersetzt werden sollte, dachte man in Lastrup an einen Neubau, der in seinen Ausmaßen jene der alten Kirche weit übertraf: „novam ecclesiam, veteri multo ampliolem“<sup>38</sup> heißt es in einem Gesuch des Pfarrers Willenborg an den Bischof von Münster, in dem er darum bat, wegen der Größe der neuen Kirche den alten Kirchhof verändern und vergrößern zu dürfen, „damit er für die Gemeinde Lastrup für viele Jahrhunderte groß genug sei“ (ut pro communitate Lastrupense in multa saecula satis largum existat).<sup>39</sup> Die neue Kirche war „auf dem gegenwärtigen Kirchhofe ... in der Mitte des übrig bleibenden Areals des jetzigen Kirchhofes einschließlich der [alten] Kirche wieder auf-



zubauen, der Begräbnisplatz in der Nähe der Kirche zu behalten“ und um einen Teil des südlich davon gelegenen „Albersschen Busches“ zu erweitern. Auf einem schmalen Streifen an der Nordseite des „Alten Kirchhofs“, der nicht bebaut wurde, sollte eine „freie Passage“ geschaffen werden.<sup>40</sup> Dort verläuft heute die Wallstraße. Die durch die Errichtung der neugotischen Kirche entstandenen neuen topographischen Lageverhältnisse im Ortskern Lastrups sind auf einer Karte, in die die geänderte Wegführung und (nachträglich) der Grundriss der Kirche eingezeichnet wurden, abgebildet (Abb. 4).<sup>41</sup>

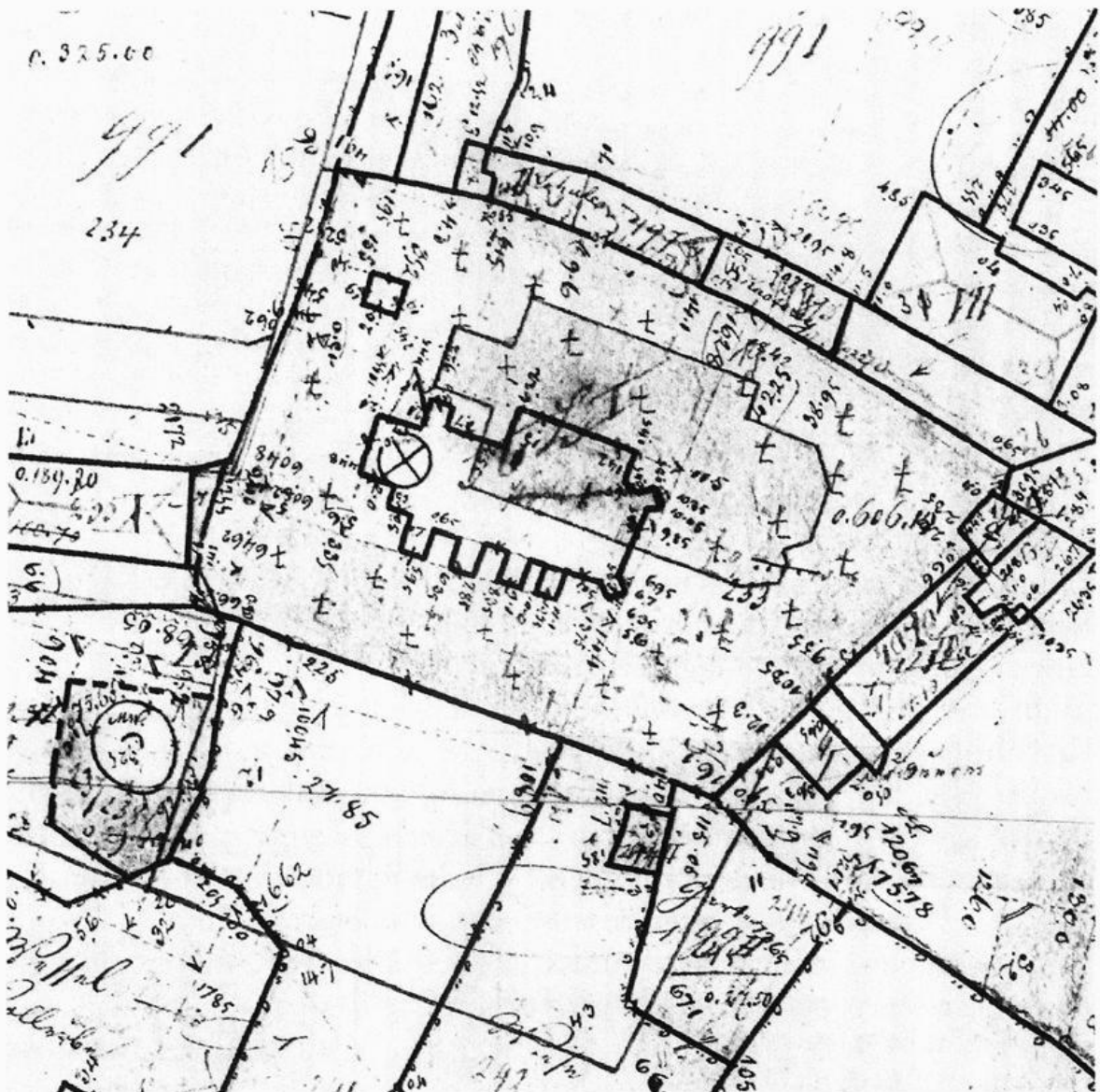


Abb. 4: Auszug aus einer Karte aus der Zeit um 1850, Archiv der Gemeinde Lastrup

Der bekannte Lastruper Pfarrer Dr. theol. Dr. phil. Engelbert Wulf ließ den von seinem Vorgänger Franz Willenborg eingeweihten Friedhof, der sich nach dem Kirchenneubau in einem unerfreulichen Zustand befand, einige Jahre später dann nach einem für Lastruper Verhältnisse völlig neuen Konzept nach italienischen Vorbildern und eigenen Vorstellungen umgestalten. Den Friedhof umgab ein Kranz von Bildstöcken einschließlich eines Kalvarienbergs.<sup>42</sup> Eine Kreuzigungsgruppe stand in der Mitte des Gräberfeldes, in deren Nähe sich die Gräber so bedeutender Lastruper Pfarrer wie Dr. theol. h.c. Anton Beckering und des Kirchenerbauers Franz Willenborg befanden. Auch Pfarrer Dr. Wulf erhielt hier seine letzte Ruhestätte.<sup>43</sup> Die schlichte Ausstattung, wie sie den früheren Kirchhof kennzeichnete, wurde aufgegeben. Der von Dr. Wulf angelegte Friedhof südlich der Kirche wurde bis 1921 offiziell genutzt; dann wurde ein neues Friedhofsareal an der Molberger Straße ausgewiesen, das bis heute als Beerdigungsstätte der Gemeinde Lastrup dient. Von 1921 an gab es auf dem „alten Friedhof“ nur noch gelegentliche Beisetzungen. Seit etwa 1950 wurden keine Begräbnisse mehr vorgenommen, der Friedhof mit seinen Skulpturen verfiel. 1964 wurden die Gräber eingeebnet, auch die Grabmale der Pfarrer Beckering, Willenborg und Wulf abgebrochen und alle Bildstöcke, die Kreuzigungsgruppe und der Kalvarienberg beseitigt. Geblieben ist nur eine Statue der hl. Katharina, aufgerichtet zur ehrenden Erinnerung an die Gefallenen des deutsch/französischen Krieges 1870/1871, einbezogen in das 1972 an die westliche Friedhofsmauer umgesetzte Denkmal für die Gefallenen des Ersten und Zweiten Weltkriegs. Hatte der erste christliche Kirchhof in Lastrup Jahrhunderte überdauert, diente der zweite Friedhof keine 80 Jahre als Bestattungsort. Er wurde nach dem Ersten Weltkrieg aus Platzmangel und aus hygienischen Gründen verlegt. Pfarrer Willenborg hatte um 1860 bei seinen Vorstellungen über die Erweiterung des Kirchhofs die positive Entwicklung der Bevölkerungszahl der Gemeinde und damit die Erhöhung der Zahl der Sterbefälle nicht voraussehen können. Der Begräbnisplatz reichte nicht „in multa saecula“ (für viele Jahrhunderte). Der dritte Lastruper Friedhof, wie seine Vorgänger in kirchlicher Trägerschaft, lag – ursprünglich in Alleinlage außerhalb des Dorfes an der Molberger Straße –, nicht so weit entfernt, als dass man den Weg vom Friedhof zur Kirche, in der nach der Beerdigung die Totenmesse gehalten wurde, nicht hätte zu Fuß zurücklegen können. Die nach dem



Zweiten Weltkrieg einsetzende Bebauung hat ihn „eingeholt“. Ihm gegenüber stehen heute evangelische Kirche und Pfarrhaus, er ist von Wohnhäusern umgeben und so wieder in das Dorf einbezogen. Auf diesem Friedhof gibt es inzwischen keine Unterscheidung mehr zwischen katholischen und evangelischen Christen, und auch Menschen, die Hand an sich gelegt haben, Ungetaufte oder aus dem Kreis der Kirchen Ausgeschlossene finden dort in geweihter Erde ihre letzte Ruhestätte. Sanktionen post mortem wie die Verweigerung des zeremoniellen Begräbnisses bei Selbsttötung oder Beerdigen an ungeweihten und ungekennzeichneten Stellen des Friedhofs, die das Totengedächtnis einschränken oder unmöglich machen sollten, werden nicht mehr angewandt.

### Ausblick

Eine Karte des heutigen Ortskerns von Lastrup (Abb. 5) zeigt, wie sehr sich Wegführung und Bebauung in den letzten 150 Jahren geändert haben. Der alte Kirchhof ist nicht mehr erkennbar. Er ist unter Überbauung, Asphalt, Straßenpflaster und Rasenfläche verschwunden. Eine

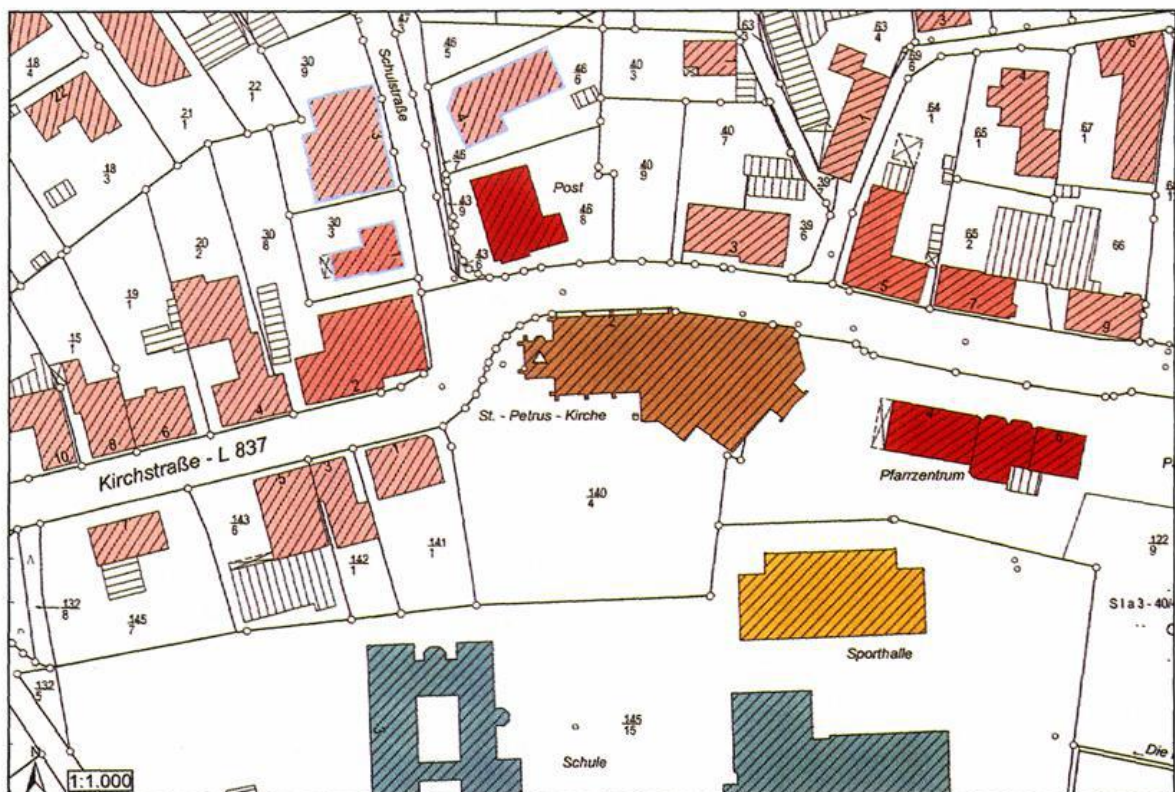


Abb. 5: Karte des Lastruper Ortskerns von 2007, Gemeinde Lastrup

überörtliche Verbindungsstraße (L 837), die den Durchgangsverkehr nach Norden und Süden aufnimmt, führt an der Nord- und Westseite der Kirche vorbei über den ehemaligen Kirchhof.<sup>44</sup> Im Osten überdeckt ein Kirchenanbau das alte Kirchhofsgelände. Nach Süden sind ein Rasenplatz und ein am umgesetzten Kriegerdenkmal vorbeiführender Zugang zum Schulzentrum angelegt. Der Raum um die Kirche ist von allen Seiten frei zugänglich, weitläufig umgeben von Bildungs-, Sport- und Versorgungseinrichtungen. Als einziges Gebäude aus der Zeit des 800-jährigen Kirchhofs ist das Osterkampsche Haus erhalten (auf der Karte von 2007 Nr. 3), allerdings in stark veränderter Form. Es war im 18. Jahrhundert das Wohnhaus des Lastruper Vogten Awick. Die Kirche selbst ist lagemäßig das Zentrum des Ortskerns geblieben.

### Ergebnisse

- Die Einrichtung der ersten christlichen Begräbnisstätte auf dem Gebiet der Gemeinde Lastrup ist um 1000 n. Chr. anzunehmen.
- Sie hängt zusammen mit der Abpfarrung Lastrups von der Urfarre in Lönigen.
- Die erste christliche Begräbnisstätte wurde hofartig um die Kirche angelegt und deswegen „Kirchhof“, nicht „Friedhof“, genannt. Dieser letztere Begriff trifft in der modernen Bedeutung auf die in der Folge eingerichteten Begräbnisstätten zu.
- Ursprünglich brachten auch die Bewohner der heutigen Kirchengemeinden Lindern und Hemmelte ihre Toten auf den Lastruper Kirchhof.
- Der Lastruper Kirchhof war schlicht gehalten und ließ kaum Rückschlüsse zu auf die soziale Hierarchie im Kirchspiel. Seit 1833 wurde nicht mehr in Familiengräbern bestattet, sondern die Toten wurden der Reihe nach beerdigt. In diesem Vorgehen kam der Gedanke der Gleichheit aller Menschen vor Gott zum Ausdruck.
- In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war dem Amt Lönigen die Beseitigung der Missstände auf den Kirchhöfen des Amtsbezirks ein besonderes Anliegen. Das Vorgehen von Seiten des Löniger Amtmanns ermöglicht Einblicke in damalige – oldenburgische – Verwaltungsabläufe.
- Einen amtlichen Totengräber gab es in Lastrup seit dem Jahr 1833. Vorher erledigten Nachbarn der Toten Aushebung und Schließung von Gräbern.



- Die Beerdigungsrituale orientierten sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts an den Vorgaben des tridentinischen Konzils.
- Der Kirchhof war ein Raum des Sakralen. Er war geweiht, und auf ihm wurden Prozessionen abgehalten. Als sakraler Raum bildete er eine Einheit mit der Kirche. Aufgrund dieser Funktion war es den Pfarrern außerordentlich wichtig, ihn durch Einfriedigung und Pforten von profanen Räumen abzugrenzen. Das galt auch für die eigene Zuwegung vom Pastorat zum Kirchhof und zur Kirche.
- Kirche und Kirchhof wurden von den Bewohnern aller Bauerschaften immer wieder aufgesucht. Die kirchlichen Einrichtungen hatten insofern eine zentralisierende Funktion im Kirchspiel.
- In dieser Funktion beeinflussten sie wesentlich die Herausbildung des Wegenetzes im Kirchspiel. Auch die ursprüngliche Wegführung im Kirchdorf hing vom Standort der Kirche und des Kirchhofs ab.
- Die Unterhaltung des Kirchhofs und seiner Einfriedigung oblag zunächst abschnittsweise den einzelnen Bauerschaften des Kirchspiels, später dem Kirchspiel insgesamt. Darin zeigt sich ein Rückgang der politischen Bedeutung der Bauerschaften als eigenständige markengenossenschaftliche Gremien gegenüber den Kirchspielen als Träger der unteren kommunalpolitischen Verwaltungsebene im Herzogtum Oldenburg.
- Die Zentrierung des Wegesystems auf Kirchhof und Kirche führte bei fehlender Überwegung im Dorfkern letztlich zur Beseitigung der ersten christlichen Begräbnisstätte.
- Der Kirchhof wurde verlegt und musste in Teilen einer Durchgangsstraße weichen. Seine Ausdehnung ist nur noch auf alten Karten nachzuweisen.
- Der erste christliche Lastruper Kirchhof hat in seiner ursprünglichen Lage und Ausdehnung mehrere Jahrhunderte bestanden. Die nächste Friedhofsanlage bei der Kirche brachte es nicht einmal auf 80 Jahre.
- Aus hygienischen Gründen und aus Platzmangel ist der Ende des 19. Jahrhunderts angelegte Friedhof, der den Kirchhof ablöste, aufgegeben worden. Es wurde außerhalb des damaligen Dorfes ein neuer angelegt. Die strengen tridentinischen Beerdigungsrituale finden inzwischen keine Anwendung mehr.
- Wegführung und Bebauung um die Kirche haben sich völlig verändert. Der alte Kirchhof ist unter Asphalt, Pflasterung und Überbauung nicht mehr erkennbar, der Nachfolge-Kirchenbau selbst ist aber lage-

mäßig weiterhin ein kulturelles und religiöses Zentrum des Dorfes, umgeben von Bildungs-, Sport- und Versorgungseinrichtungen.

**Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> pagan (lat.) = heidnisch
- <sup>2</sup> Zu vorchristlichen Grabanlagen siehe: Claus Lanfermann, Lastrup – Eine Gemeinde im Oldenburger Münsterland, Bd. I, Hemmelte 2005, S. 35 ff..
- <sup>3</sup> Archiv der Gemeinde Lastrup. Zu den neuzeitlichen Friedhöfen in Hemmelte und Kneheim, die hier keine Berücksichtigung finden, siehe: Hemmelte früher und heute, 100 Jahre Herz-Jesu-Kirche, hrsg. v. der Pfarrgemeinde Herz-Jesu Hemmelte, Ankum 1995, S. 80 ff.; und P. Georg Haskamp, Kneheim – Nieholte, Chronik des Ortes und der Pfarrgemeinde, Löningen 1981, S. 191 ff..
- <sup>4</sup> Mit „Staket“ oder „Starket“ wird die Einfriedigung des Kirchhofs im 19. Jahrhundert bezeichnet. StA OL, Best.76 - 22 A, Nr. 469.
- <sup>5</sup> Übersichts-Handrisse der Bauerschaften des Kirchspiels Lastrup aus der Zeit von 1837 bis 1857, Archiv der Gemeinde Lastrup.
- <sup>6</sup> StA OL, Best. 76 - 22 - A, Nr. 468.
- <sup>7</sup> Die Pforte ist in einer Skizze eines Teils des Kirchhofs, wie er sich um 1850 darstellte, vom damaligen Pfarradministrator Vikar Lünen eigens vermerkt worden. Oficialatsarchiv Vechta (OAV), Bestand Lastrup, B - 33 C 2. Sie und der zur Kirche führende Privatweg waren anlässlich einer Visitation des münsterschen Bischofs Caspar Max Droste zu Vischering im Jahr 1833 vorab instand gesetzt worden, damit der Bischof ungehindert vom Pfarrhaus zur Kirche gelangen konnte und der Kirchhof dem bischöflichen Auge nicht allzu unansehnlich war. StA OL, Best. 76 - 22 - A, Nr. 468.
- <sup>8</sup> Protokoll der Sitzung der Kirchen-Officialen v. 24.8.1833. OAV, Bestand Lastrup, B - 33 C 2.
- <sup>9</sup> Eine genaue Beschreibung der Änderungen in der Wegführung im Ort Lastrup, der Neustrassierung und Verbreiterung von innerörtlichen Straßen und der Teilaufassung des Kirchhofs zugunsten einer „freien Passage“ nördlich der neuen Kirche enthält ein Verhandlungsprotokoll des Amtes Löningen und der Bauerschaft Lastrup vom 6. Mai 1858. OAV, Best. B - 33 C 2.
- <sup>10</sup> Siehe Paul Clemens, Lastrup und seine Bauerschaften, Siedlung und Wirtschaft einer niederdeutschen Geestlandschaft (Diss.), Bremen-Horn 1955, S. 45 ff.
- <sup>11</sup> Nach Jan Brademann, Leben bei den Toten, in: Jan Brademann/Werner Freitag (Hgg.), Leben bei den Toten, Kirchhöfe in der ländlichen Gesellschaft der Vormoderne. Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme, Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 496, Bd. 19, Münster 2007, S. 16.
- <sup>12</sup> Manfred Balzer, Kirchen und Siedlungsgang im westfälischen Mittelalter, in: Brademann/Freitag, Leben bei den Toten, s. Anm. 11, S.91.
- <sup>13</sup> Reiner Sörries, Ruhe sanft, Kulturgeschichte des Friedhofs, Kevelaer 2009, S. 22.
- <sup>14</sup> Jan Brademann, s. Anm. 11, S. 17. – „Ad sanctos“ bedeutet ein Begräbnis auf dem Chor der Kirche vor oder neben dem Altar. Dort bestattete man in Lastrup bis zum 18. Jahrhundert allein die Pfarrer. Richter und Adelige wurden im Kirchenraum bestattet, geschah dies an den Seitenwänden, nannte man es „ad larmis“.
- <sup>15</sup> Auf dem Gebiet des Kirchspiels Lastrup gab es zwar keine Adelshäuser, aber sowohl die Borggraben-Stelle als auch der Richtighof galten als freie adelige Güter, deren Bewohner das Recht hatten, in der Kirche bestattet zu werden. Ein Kind des Rittmeisters Graf von Arolsen fand 1757 dort seine letzte Ruhestätte. Der Grabstein eines Adligen, dessen Name nicht



- mehr identifizierbar war, wurde beim Abbruch der alten Kirche gefunden, ist aber leider nicht erhalten.
- <sup>16</sup> Es ist sehr unwahrscheinlich, ja fast ausgeschlossen, dass die im Altar der Kirche eingemauerten Reliquien auf den Apostel Petrus zurückgehen. Die Herkunft der Reliquien ist aus heutiger Sicht zweifelhaft.
- <sup>17</sup> Eindrucksvoll schildert Heinrich Ottenjann die pietätlosen und unhygienischen Verhältnisse auf dem Kirchhof von St. Andreas in Crapendorf im 18. Jahrhundert: „Aus Cloppenburgs vergangenen Tagen“, Heimatblätter Nr. 7 ff., 8. Jg. 1927, Beilage der „Münsterländischen Tageszeitung“.
- <sup>18</sup> OAV, Best. B - 33C. Diesem Bestand, der zum Teil in Kopie im Archiv der Gemeinde Lastrup vorliegt, sind die Angaben zu den Visitationsberichten und die Zitate entnommen.
- <sup>19</sup> StA OL, Best. 76 - A, Nr. 469.
- <sup>20</sup> Nach Jan Brademann, s. Anm. 11, S. 17.
- <sup>21</sup> Die Unterhaltung der Kirchhofseinfriedigung war „ehemals unter den Kirchspielseingesessenen in Pfünder geteilt worden und jede Bauerschaft habe dann ein Pfand (nddt. ‚Pand‘ = Abschnitt) der Einfriedigung übernommen.“ Diese Praxis hatte sich offensichtlich nicht bewährt, und der Kirchspielsausschuss kam 1824 mit Einverständnis des Amtes in Löningen überein, das gesamte Kirchspiel die Einfriedigung unterhalten zu lassen. StA OL, Best. 76 - 22 - A, Nr. 469.
- <sup>22</sup> Die Zunahme des Durchgangsverkehrs in der Franzosenzeit (1811-1813) hat ihre Ursache darin, dass nun nicht mehr Cloppenburg oder Löningen für das Kirchspiel Lastrup die Hauptverwaltungsorte waren, sondern Quakenbrück. In Quakenbrück hatte der Unterpräfekt als oberster Verwaltungsbeamter des Arrondissements, dem die Ämter Cloppenburg und Vechta und damit auch die ‚Commune‘ Lastrup zugeschlagen wurden, seinen Sitz. Quakenbrück wurde auch Hauptgerichtsort des Arrondissements. Die administrativen Maßnahmen der Franzosen wirkten sich auf den Verkehr im Ort Lastrup insofern aus, als die Bewohner der nördlich und westlich des Kirchdorfs gelegenen Bauerschaften und die der ‚Commune‘ Lindern den Hauptverwaltungsort Quakenbrück am besten auf dem kürzesten Weg über den Kirchhof erreichen konnten und sich deswegen den Umweg über die „Vlämische Straße“ ersparten. StA OL, Best. 76 - 22 - A, Nr. 469.
- <sup>23</sup> StA OL, Best. 76 - 22 - A, Nr. 469. Ein großes Ärgernis war dem Amtmann Eschendorff, „die unsittliche Gewohnheit ... dass, vorzüglich an den Sonn- und Feiertagen die Leute durch Verrichtung ihrer Notdurft die Kirchenmauer sowohl als den Kirchhof schändlich verunreinigen.“ Er ließ durch öffentlichen Aushang und Ankündigung von der Kanzel „zur Beförderung der Sittlichkeit“ diesen „Unfug“ amtlich verbieten und beauftragte die Feldhüter in den Kirchspielen des Amtes, dagegen vorzugehen und gegebenenfalls Geldstrafen zu verhängen. Die Einschätzungen des Amtes hinsichtlich der Würde des Kirchhofs als eines geweihten Ortes deckten sich mit denen der Pfarrer, denen die Missstände auf den Kirchhöfen gleichfalls ein Ärgernis waren. StA OL, Best. 76 - 22 - A, Nr. 468. In Lastrup wurde erst in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein kleines Häuschen aus Wellblech, im Volksmund „Pisshüsken“ genannt, bei der Kirche aufgestellt, um dem Übel abzuhelfen. Es wurde aber wegen der unhygienischen Verhältnisse dort in den 1950er-Jahren wieder entfernt.
- <sup>24</sup> StA OL, Best. 76 - 22 - A, Nr. 469.
- <sup>25</sup> Begriff aus: Jan Brademann, s. Anm. 11, S. 18.
- <sup>26</sup> St OL, Best. 76 - 22 - A, Nr. 469.
- <sup>27</sup> St OL, Best. 76 - 22 - A, Nr. 469. Über die Bestattungen war vom Pfarrer ein Grabregister zu führen, aus dem hervorging, „wer Inhaber einer Grabstelle war oder solche durch Kauf, Tausch, Vererbung oder auf sonstige Art ... erwirbt.“ Diese Regelung ist für Lastrup aktenmäßig erst in oldenburgischer Zeit nachweisbar, obwohl anzunehmen ist, dass auch zu

münsterscher Zeit genau Buch geführt wurde über die Gräber, weil daraus Einnahmen für den Pfarrer und das Kirchspiel resultierten.

- <sup>28</sup> OAV, Best. Lastrup, B - 33 C 2.
- <sup>29</sup> StA OL, Best. 76 - 22 - A, Nr. 469. Protokoll in Sachen betreffend Verbesserung am Kirchhof zu Lastrup, Anstellung eines Totengräbers daselbst, etc. anlässlich einer Versammlung der Kirchenoffizialen des Kirchspiels Lastrup vom 24.8.1833.
- <sup>30</sup> Bekanntmachung des bischöflichen Officialats zu Vechta vom 30. Nov./9. Dec. 1835, betreffend die Instruction für die Todtengräber in den Kreisen Vechta und Cloppenburg, abgedruckt in: Sammlung der im Herzogthum Oldenburg geltenden Gesetze, Verordnungen und Bekanntmachungen aus der Zeit vom 1. December 1813 bis zum 1. Januar 1852, Nr. 123, Oldenburg 1858. Die Bekanntmachung bezieht sich u.a. auf die Cammer-Publikation vom 14.3.1810, die regelte, dass die Beerdigung der Leichen „erst nach dem 3. Tag nach erfolgtem Ableben“ vorgenommen werden durfte.
- <sup>31</sup> Eine Leichenhalle ist erst im Jahr 1963 beim damaligen Krankenhaus „St. Elisabeth-Stift“ gebaut worden. Vorher diente ein kleiner Raum in einem Wirtschaftsgebäude des Krankenhauses als Leichenhalle. Bis in die 1959er-Jahre bahrte man die Toten aber auch noch im Trauerhaus auf, bis diese Praxis generell untersagt wurde und der Bau einer Leichenhalle erforderlich war. Diese befand sich beim Krankenhaus. Bei Beerdigungen führte der Leichenzug von dort durch den Ort, an der Kirche vorbei, zum Friedhof an der Molberger Straße. Um diesem eine störungsfreie Überquerung der Bundesstraße 213 zu ermöglichen, wurde eine so genannte Beerdigungsampel eingerichtet. Mit dem Bau einer Einsegnungshalle an der Molberger Straße 1996 hörten die Leichenzüge durch den Ort Lastrup auf. Der Weg vom Friedhof zurück zur Pfarrkirche, in der bei Katholiken das Requiem folgt, wird aber immer noch als gemeinsamer Trauerzug zurückgelegt.
- <sup>32</sup> „Radluide“ nannte man die Mitglieder des „Kirchenvorstandes“, die sich vor allem um die materielle Seite in der Pfarre kümmerten. Sie wirkten mit bei der Verwaltung der kirchlichen Liegenschaften, bei der Sicherung des baulichen Bestandes der Kirchengebäude (Kirche und Pfarrhaus), bei der Ausstattung der Kirche, bei der Verteilung der Armengelder und bei der Rechnungslegung der Pfarre über Einnahmen und Ausgaben.
- <sup>33</sup> Begriff von Reiner Sörries, s. Anm. 13, S. 51.
- <sup>34</sup> Schreiben des Münsterschen Generalvikars vom 12.3.1859 an den Lastruper Pfarrer Franz Willenborg, der darum nachgesucht hatte, den mit dem Kirchnenneubau eingerichteten neuen Kirchhof einweihen zu dürfen. Wie wichtig Münster diese Vorschrift war, zeigt die Aufforderung an den Pfarrer, über den uneingeweihten Platz auf dem geweihten Kirchhof ein gesiegeltes „Document“ anzufertigen, in dem Lage und Größe des Areals genau festzuhalten waren, dieses „im Pfarrarchiv zu deponieren“ und „nach geschehener Einweihung berichtlich anhero an[zu]zeigen, daß und wie obiger Anordnung entsprochen worden.“ Die Ausführungen in dieser Sache sind wesentlich umfangreicher als die Genehmigung zur Einweihung selbst und werden an erster Stelle genannt; dann erfolgen Hinweise zum „Kirchhofkreuz“, zur Anlegung der Gräber in Reihen, der „vorschriftsmäßigen“ Einrichtung, zur Einfriedigung, zur Möglichkeit, Prozessionen abzuhalten, und zu einem „abschließbaren Thore“. Das Schreiben gibt an, wie im Bistum Münster um 1850 ein Kirchhof eingerichtet sein sollte. OAV, Best. 33 - C., Schreiben des münsterschen Generalvikars vom 12.2.1859 an Pfarrer Willenborg.
- <sup>35</sup> Vgl. C. Lanfermann, s. Anm. 2, S. 598/599. Schlimmstenfalls wurde einem Atheisten die Bestattung auf dem Kirchhof gänzlich versagt. Dieses Schicksal traf zu Beginn des 19. Jahrhunderts Dr. Lambert Awick aus Lastrup, der den Freimaurern beigetreten war und dem deshalb Pfarrer Dr. theol. h.c. Beckering nach seinem Tod nicht nur ein kirchliches Begräbnis verweigerte, sondern auch ein Grab auf dem Kirchhof in geweihter Erde. Er wur-



de deswegen auf dem Hofgelände Windhaus beigesetzt, heute Hof Middendorf in Klein Roscharden.

<sup>36</sup> OAV, Best. 33 - C.

<sup>37</sup> ca. 2150 qm. Die Maßangaben beziehen sich entsprechend der Größe der anzukaufenden Fläche auf die bei der Landvermessung eingesetzte Katasterquadratruthe und nicht die alte vorher gebräuchliche Quadratruthe.

<sup>38</sup> „Eine neue Kirche, weitaus größer als die alte.“

<sup>39</sup> Der offizielle Schriftwechsel zwischen Pfarrer und Bischof erfolgte bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts in lateinischer Sprache.

<sup>40</sup> OAV, Best. 33 - C.

<sup>41</sup> Anhand dieser Karte hat Pastor Franz Wittrock (Pfarrer in Lastrup von 1988 bis 2010) die Ausdehnung der alten Kirche, soweit sie durch die neugotische überbaut worden ist, einmessen und im Fußboden kennzeichnen lassen.

<sup>42</sup> Der Gedanke der Darstellung des Kalvarienbergs entstammt der spätmittelalterlichen Passionsfrömmigkeit „als künstlerische Vergegenwärtigung des Kreuzigungstodes Christi auf Golgotha (calvaria, lat. Schädelstätte)“. Er gehörte wie das Kirchhofskreuz „zur standardmäßigen tridentinischen Kirchhofausstattung“. Nach: Jan Brademann, *Leben bei den Toten*, s. Anm. 11, S. 31. Dr. Wulf waren diese theologischen Sachverhalte geläufig. Auf ihn geht die Einführung von so genannten Kreuzwegen in Kirchen des Oldenburger Münsterlandes zurück.

<sup>43</sup> Einzelheiten über Gestaltung, Ausstattung und Thematik dieses Friedhofs sind nachzulesen in: Claus Lanfermann, s. Anm. 2, S. 592-598. Dort findet sich auch weitere Literatur.

<sup>44</sup> Die Situation hat sich durch den Bau einer Ortskernentlastungsstraße östlich von Lastrup im Jahr 2010 geändert. Dadurch gibt es auf dem Areal um die Kirche nur noch wenig überörtlichen Durchgangsverkehr.

---

Michael Hirschfeld

## Glaube und Adelsstand als Motivation für ein politisches Engagement

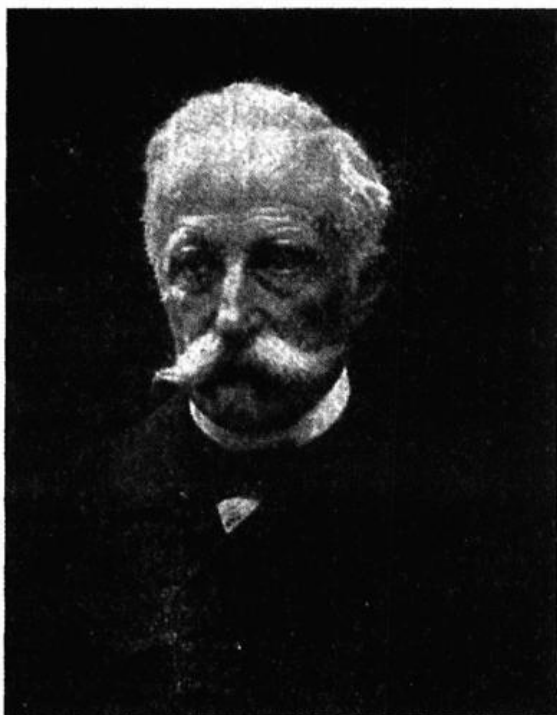
Zur Biographie der Reichstagsabgeordneten  
Ferdinand Heribert (1831-1906) und  
Friedrich Matthias von Galen (1865-1918)

„Wir wählen am 5. März Zentrum! Es ist die alte Fahne der Windthorst, Mallinckrodt, der Galen und Reichensperger, zu der wir uns bekennen ...“<sup>1</sup> Sicherlich nicht ganz unbewusst fand im Wahlaufuf der Zentrumsparlei zu den letzten halbwegs freien Reichstagswahlen vom 5. März 1933 der Name Galen nahezu in einem Atemzug mit dem bedeutenden Zentrumsführer Ludwig Windthorst Erwähnung. Wenige Monate vor der Ernennung des zu diesem Zeitpunkt noch einer größeren Öffentlichkeit weitgehend unbekanntem Stadtpfarrers von St. Lamberti in Münster, Clemens August Graf von Galen, zum Bischof von Münster erwies sich der Name Galen offensichtlich bereits als symbolkräftig für den katholischen Bevölkerungsteil im Deutschen Reich.

Heute dagegen wird diese Bedeutung in politischer Hinsicht von der Persönlichkeit des 2005 selig gesprochenen „Löwen von Münster“ zwangsläufig in den Schatten gestellt. Fällt der Name Galen, wird er im kollektiven Bewusstsein sogleich mit dem Gedenken an Clemens August von Galen verbunden, während Familienangehörige früherer Generationen zumeist ausgeblendet bleiben. Auffällig ist diese Entwicklung insbesondere hinsichtlich der Erinnerungsorte, ob Brunnen, Denkmal, Siedlungswerk- oder Schulbenennung:<sup>2</sup> Der Kardinal ist in Dinklage, im Oldenburger Münsterland, im Bistum Münster und weit darüber hinaus allgegenwärtig.

Ferdinand Heribert<sup>3</sup> und Friedrich Matthias von Galen, die im Zentrum dieses Beitrags stehen, begegnen dem Interessierten hingegen quasi nur als Staffage bei der Ausleuchtung des familiären Hintergrundes des späteren Bischofs von Münster als dessen Vater bzw. ältester Bruder.<sup>4</sup>





*Ferdinand Heribert von Galen*  
[www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de)



*Friedrich Matthias von Galen*  
 aus: Bernd Haunfelder, s. Anm. 3

In der Internet-Enzyklopädie Wikipedia erfährt man immerhin knappe biographische Daten zu beiden Vertretern dieser Adelsfamilie,<sup>5</sup> und Speziallexika warten ebenso mit Kurzbiogrammen auf, die der landesgeschichtlichen Forschung ins Bewusstsein rufen, dass mit Ferdinand Heribert und Friedrich Matthias von Galen über zwei Generationen und zeitlich gesehen nahezu während der gesamten Epoche des Kaiserreichs das Familienoberhaupt den 3. Oldenburgischen Wahlkreis als Reichstagsabgeordneter in Berlin repräsentierte. Während über ihren das benachbarte Emsland in Berlin vertretenden Kollegen Ludwig Windthorst in den letzten Jahrzehnten eine Reihe von Biographien erschienen ist,<sup>6</sup> einmal ganz abgesehen von der zweibändigen Edition seiner Briefe,<sup>7</sup> liegt das Wirken der beiden Reichstagsabgeordneten aus der Familie von Galen weitgehend im Dunkel der Geschichte, obwohl ein reichhaltiger Nachlass zugänglich ist.<sup>8</sup>

Gerade weil diese beiden zentralen Repräsentanten einer politischen Familie des westfälischen Adels aus der Erinnerungslandschaft fast verschwunden sind, erscheint es höchste Zeit, ihnen nachzuspüren. Dass in diesem Kontext nicht auch noch Franz von Galen (1879-1962), der dritte politisch aktive Exponent der Familie und Lieblingsbruder des

Kardinals, einbezogen wurde, hat seinen Grund darin, dass zu ihm bereits eine ausführlichere Studie aus jüngerer Zeit vorliegt.<sup>9</sup> Ferdinand Heribert und Friedrich von Galen hingegen bieten als aufeinander folgende Chefs des Familienclans und Reichstagsabgeordnete einer Epoche, des Kaiserreichs, signifikante Parallelen, um ihre Prägung und ihren Impetus gemeinsam zu untersuchen und letztlich die Frage zu beantworten, worauf die noch am Ende der Weimarer Republik reichsweit präsente Erinnerung an das politische Wirken von Mitgliedern der Familie von Galen beruht.

Selbstverständlich ist hier weder die Zeit noch der Ort für ausführliche Biographien. Vielmehr soll es darum gehen, den bisher kaum näher analysierten Intentionen der politischen Betätigung von Ferdinand Heribert und Friedrich von Galen nachzuspüren.<sup>10</sup> Welche Rolle spielte beispielsweise die religiöse Verwurzelung der Familie im katholischen Glauben, von der nicht zuletzt zahlreiche geistliche Berufungen Ausdruck geben?<sup>11</sup> Inwieweit spiegelt sich in ihren Biographien überhaupt ein dem Adel im Kaiserreich zugesprochener militärischer Geist und Freude an soldatischer Betätigung wider? Verstanden sie sich als Adelige in erster Linie als Standesvertreter einer Elite, oder sahen sie in ihrem politischen Wirken auch einen darüber hinaus reichenden gesellschaftlichen und sozialen Auftrag? Kurz gesagt soll in einem ersten Schritt relativ knapp der Frage nach Habitus und Mentalität nachgegangen werden. Damit wird zugleich ein Begriffspaar aufgegriffen, das in der in den letzten Jahren durch neue methodische Innovationen hervorgetretenen deutschen Adels- und Elitenforschung Verwendung findet.<sup>12</sup> In einem zweiten Schritt wird dann anhand je eines ausgewählten Beispiels versucht, den Antrieb des politischen Engagements der beiden Parlamentarier zu analysieren. Auf diese Weise sollen erste Einblicke in das politische Selbstverständnis einer führenden Adelsfamilie des Oldenburger Münsterlandes und darüber hinaus gewonnen werden.

## Habitus und Mentalität – Vorbedingungen des politischen Engagements

### *Religiöse Prägung*

Wie seine Geschwister hatte auch der am 31. August 1831 im Galenschen Stadthof in Münster geborene Ferdinand Heribert „aus dem Elternhaus als kostbarstes Erbe einen unerschütterlich festen Glauben



und Liebe zur ... Kirche“<sup>13</sup> mitbekommen. War sein Großvater Clemens August von Galen (1748-1820) noch – ganz im Geist der Aufklärung – Mitglied einer münsterschen Freimaurerloge geworden, hatte sein Vater Matthias von Galen seiner persönlichen Frömmigkeit beispielsweise durch den Neubau von Burgkapellen in Dinklage und Assen Ausdruck gegeben. Sein Einsatz war u.a. mit dem Großkreuz des päpstlichen Gregoriusordens anerkannt worden. Ferdinand Heribert wurde zunächst gemeinsam mit seinen Geschwistern auf Burg Dinklage durch den geistlichen Hauslehrer, den Vikar Johann Heinrich Pröpsting, unterrichtet und besuchte anschließend die Rheinisch-Westfälische Ritterakademie in Bedburg/Erft. Hier bestand zu dieser Zeit eine eigenständige Internatsschule des katholischen Adels der preußischen Westprovinzen, in der die Grundlagen einer streng kirchlichen Haltung gelegt wurden. Lange soll sich Ferdinand mit dem Gedanken getragen haben, anschließend Theologie zu studieren, um, wie sein älterer Bruder Friedrich und seine beiden jüngeren Brüder Maximilian Gereon und Christoph Bernhard, Priester zu werden.<sup>14</sup>

Mit erst 22 Jahren wurde er 1853 von Papst Pius IX. zum Päpstlichen Kammerherren (Geheimkämmerer) mit Schwert und Mantel ernannt, und zwar als zweiter westfälischer Adelige,<sup>15</sup> nach seinem späteren Schwager Clemens Graf Droste zu Vischering, der diese Würde bereits als 19-jähriger erlangt hatte.<sup>16</sup> Dass dieser päpstliche Ehrentitel für Ferdinand Heribert nicht nur bloßer Schmuck war, sondern dass er es mit den damit verbundenen Verpflichtungen Ernst nahm, zeigt sich darin, dass er zum einen Italienischkenntnisse erwarb, zum anderen die dazu gehörige Uniform herstellen ließ und schließlich mehrfach nach Rom reiste, um seinem Dienst im päpstlichen Vorzimmer nachzukommen.<sup>17</sup> Aus dem Jahre 1857 beispielsweise ist überliefert, dass Galen und Droste zu Vischering Papst Pius IX. in dessen Heimatort Senigallia ihre Aufwartung machten. Zum Ersten Vatikanischen Konzil (1869/70) begleitete Ferdinand Heribert dann seinen Onkel, den Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler (1811-1877), in die Ewige Stadt und wirkte als Kammerherr bei der Ehrenwache mit.

Es waren aber keineswegs nur mit einem gewissen Glanz verbundene Äußerlichkeiten, welche kennzeichnend für die religiöse Haltung des auf Burg Dinklage lebenden Gutsbesitzers sind. Vielmehr bestimmte sie seinen gesamten Alltag. Täglich erforschte er sein Gewissen und machte sich hierüber Notizen. Täglich versuchte er, zu beichten und



die heilige Kommunion zu empfangen. Täglich betete er den Rosenkranz und verstand dieses Gebet auch einer breiten Öffentlichkeit in der Zeit des Kulturkampfes als geistige Waffe gegen die Restriktionen der staatlichen Obrigkeit nahezubringen. In einer nachträglich publizierten Rede über das Rosenkranzgebet, die Ferdinand Heribert auf der Generalversammlung der deutschen Katholiken, dem Katholikentag, in Münster 1885 hielt, heißt es am Ende: „Geistige Waffen haben unsere Gegner nicht; deshalb greifen sie ja zu materiellen Waffen. Sollten uns materielle Waffen schrecken? ... Nur das Gewissen zu beflecken, das ist der einzige Schrecken, den der wahre Katholik haben soll.“<sup>18</sup> Dass diese tiefe Frömmigkeit nicht nur eine Geisteshaltung innerhalb der Familie von Galen, sondern auch öffentlich bekannt war, zeigt der ironische Kommentar Windthorsts, er habe keine Ahnung von Theologie, dieses Feld überlasse er getrost „den gelehrten Leuten und meinem Freunde, dem Grafen Galen.“

Für den ältesten Sohn Friedrich, geboren am 20. Mai 1865 in Münster, galt dann ebenso, dass „unser heiliger katholischer Glaube das Grundelement und die Richtschnur für Gesinnung und Leben aller Bewohner der Burg Dinklage war.“<sup>19</sup> Das bedeutete konkret den täglichen Besuch der Messe und des Abendgebets in der Burgkapelle sowie des Sonntagshochamtes in der Dinklager Pfarrkirche. Im Unterschied zur Generation des Vaters besaß in seiner Generation im rheinisch-westfälischen katholischen Adel angesichts des herrschenden Kulturkampfes eine außerhalb Preußens gelegene Erziehungsanstalt Hochkonjunktur: Stella Matutina in Feldkirch/Vorarlberg, ein Gymnasium mit Konvikt der Jesuiten, das sehr zahlreich von Söhnen des katholischen deutschen Adels besucht wurde und nach deutschen Lehrplänen unterrichtete.<sup>20</sup> Die streng kirchliche Erziehung des jungen Erbkämmerers in spe wurde hier nur noch unterstrichen. Da zum Besuch einer deutschen Universität ein deutsches Abitur notwendig war, wechselte er nach fünf Jahren in Österreich 1883 auf das Gymnasium Antonianum in Vechta, wo er zwei Jahre darauf die Reifeprüfung bestand.<sup>21</sup> Bereits hier trat er als Gründer und erster Präfekt einer religiösen Kongregation der Gymnasiasten hervor. Einen besonderen Anstoß, einen geistlichen Beruf zu wählen und damit auf die ihm als ältestem Sohn zustehende Erbschaft zu verzichten, gaben die zahlreichen geistlichen Berufe in der näheren Verwandtschaft. Offenbar sah Friedrich auch eine Kontinuitätslinie zu seinem bereits ein Jahr vor seiner Geburt als Pfarrer im westfälischen Lembeck verstorbenen



Onkel gleichen Vornamens, der als heiligmäßige Priestergestalt weit über die Familie hinaus Verehrung genoss.<sup>22</sup> Während aber sein Onkel das Angebot, sein Theologiestudium nicht in der Heimat, sondern als Internatsschüler des von Jesuiten geführten Collegium Germanicum in Rom zu absolvieren, ausgeschlagen hatte, weil er sein Ziel in der Pfarrseelsorge sah, nutzte Friedrich diese auch ihm gebotene Chance. Dass er nach vier Semestern, bereits mit der Tonsur und den niederen Weihen versehen, nach Deutschland zurückkehrte und nach einem neuerlichen Versuch im Collegium Borromaeum in Münster, sein ursprüngliches Berufsziel aufgab, war seelischen wie körperlichen Belastungen geschuldet, denen er nicht Stand zu halten vermochte. Clemens August von Galen interpretierte die häufigen Krankheiten des Theologiestudenten dann auch in der von ihm verfassten „Haus- und Familienchronik“ als „auffallende Fügungen“<sup>23</sup> dafür, dass ihm ein anderer Lebensweg vorherbestimmt war. Die Ernennung zum Päpstlichen Geheimkämmerer *di spada e cappa* hatte zu diesem Zeitpunkt bereits sein zwischenzeitlich als Erbe fungierender ein Jahr jüngerer Bruder Augustinus in der Traditionslinie des Vaters erlangt. blieb diese hohe päpstliche Ehrung Friedrich auch versagt, so erhielt er noch ein Jahr vor seinem Tod, 1917, das Großkreuz des Silvesterordens mit Stern. Nachdem seinem Vater 1893 die Präsidentschaft eines Katholikentages, und zwar in Würzburg,<sup>24</sup> angetragen worden war, wurde auch Friedrich diese Ehre zuteil. Dass er gerade 1911 zum Präsidenten des Katholikentages auserkoren wurde, hatte er seiner Verwandtschaft mit Bischof von Ketteler zu verdanken, dessen 100. Geburtstag den Anlass zur Abhaltung dieses katholischen Großereignisses in dessen Bischofsstadt Mainz gab.<sup>25</sup>

Wenn Friedrichs einziges Kind, die aus der 1894 geschlossenen Ehe mit Paula von Wendt aus Gevelinghausen bei Olsberg im Sauerland hervorgegangene Maria (1895-1974) 1924 als Schwester Gonza in die Ordensgemeinschaft der Barmherzigen Schwestern (Clemensschwwestern) in Münster eintreten sollte, liegt dieser Berufung sicherlich nicht zuletzt die religiöse Formung im Elternhaus zu Grunde.<sup>26</sup>

### *Militärischer Dienst*

Da der Familienbesitz der Galens ein Fideikommiss war, also ein unteilbares Gut, konnte nur der älteste Sohn das gesamte Erbe antreten. Jüngere Söhne des niederen Adels hatten in Preußen entweder die



Möglichkeit, als Juristen in den Staatsdienst zu treten, um beispielsweise einen Landrats- oder Gerichtsposten zu übernehmen oder eine militärische Laufbahn als Offizier einzuschlagen, wenn sie nicht, wie es im westfälischen katholischen Adel häufig der Fall war, Geistliche wurden. War der höhere Staatsdienst Katholiken weitgehend versperrt, bot das Berufssoldatentum eine Chance, wobei es ebenfalls kaum möglich war, hier höhere Ränge zu bekleiden. Allerdings ließ die ausdrückliche Verankerung der Parität von Katholiken und Protestanten in der Preußischen Verfassung von 1850 der jungen Generation des katholischen Adels zunächst die Hoffnung, eine militärische Karriere machen zu können.<sup>27</sup> Als zweiter Sohn der Familie trat Ferdinand Heribert im Zeichen einer solchen durch die 1848er-Revolution ausgelösten Entwicklung in die westfälische Eskadron des 1. Garde-Ulanenregiments in Potsdam ein und erwarb hier die „besten Eigenschaften des preußischen Soldaten, Pflichttreue, Disziplin, Ordnungsliebe, stramme Selbstzucht“<sup>28</sup>. Nach dem Verzicht seines Bruders Friedrich selbst Fideikommisserbe musste er zunächst seinen Abschied einreichen, um die sog. Kavalleristour zu machen und seine Bildung durch Studienjahre in Löwen, aber auch in Bonn und München zu vervollkommen. Als Studienfach belegte er Rechtswissenschaften. 1853 kehrte Ferdinand Heribert dann als Offizier zum 11. Husarenregiment in Düsseldorf zurück,<sup>29</sup> und schied im Herbst 1859 als Premierleutnant des 13. Landwehr-Regiments in Warendorf aus, um in die Verwaltung der Familiengüter einzutreten.<sup>30</sup> Konkret übernahm er die Burg Dinklage, während der Vater Graf Matthias von Galen weiterhin Burg Assen leitete. Die Militärlaufbahn war für ihn folglich nur eine Durchgangsstation, auf die für ihn im Kontext einer Auseinandersetzung zwischen streng kirchlichen katholischen Adeligen und preußischer Staatsmacht um die Billigung des Duells 1864 Schatten fallen mussten. Denn Ferdinand Heribert von Galen gehörte zu denjenigen Exponenten des westfälischen Adels, die als Konsequenz ein demonstratives Ausscheiden aller katholischen Offiziere aus dem preußischen Heeresdienst forderten.<sup>31</sup>

Der im Zeitalter des kleindeutschen Nationalstaats obligatorische Patriotismus war bei ihm kein entscheidendes Kennzeichen seiner Mentalität, „mehr auf vernünftiger Überzeugung und dem vierten Gebot, als auf Herzensneigung begründet“<sup>32</sup>. Ausschlaggebend mag auch die Erfahrung seines Onkels und Paten Ferdinand von Galen (1803-1881) gewesen sein, eines jüngeren Bruders seines Vaters. Dieser Namens-



vetter hatte, geprägt vom Zeitalter der Aufklärung eine glänzende diplomatische Karriere im preußischen Staatsdienst begonnen und war als Botschaftsrat in Brüssel mit Kritik am Kölner Mischehenstreit 1837 in Ungnade gefallen.<sup>33</sup> Später hatte er seine Laufbahn fortgesetzt, als Botschafter in Madrid beendet und war 1867 für die Freikonservativen in den Reichstag des Norddeutschen Bundes eingezogen.<sup>34</sup> Für eine nüchterne Einschätzung der Herrscherfamilien ist vor allem insbesondere der Kulturkampf entscheidend. Als 1884 Kaiser Wilhelm I. Münster besuchte, weigerte sich Ferdinand Heribert beispielsweise, für dessen Gefolge den Stadthof der Familie zur Verfügung zu stellen.<sup>35</sup> Dass sein Sohn Friedrich unter Verweis auf einen Familienvertrag mit dem Großherzog von Oldenburg vom Militärdienst überhaupt befreit war, schien ihn daher auch nicht besonders zu bekümmern.

### *Politische Prägung und Standesbewusstsein*

Dass neben dem ausgeprägten religiösen Leben insbesondere die Politik den Alltag Ferdinand Heribert von Galens bestimmte, lässt sich gut an der Entrüstung ablesen, mit der sein geistlicher Bruder Maximilian Gereon (1832-1908) den Eltern auf Haus Assen über einen Besuch in Dinklage berichtete. Er sei aus Mainz deshalb nach Dinklage gereist, weil er Sehnsucht nach Gesprächen mit Bruder, Schwägerin und den Nichten und Neffen gehabt habe. Statt aber – wie offenbar erwartet – „Neues aus dem Kuhstall“ zu hören, habe „seine ganze Unterhaltung sich mehr oder weniger auf Reichsangelegenheiten bezogen“. Innerfamiliär wurde Ferdinand Heribert zu diesem Zeitpunkt aufgrund seines Lieblingsgesprächsthemas schon mit dem Spitznamen „Reichsöhm“ versehen.<sup>36</sup>

Für Ferdinand Heribert gab die Tatsache, dass sein politisch engagierter Onkel, Bischof von Ketteler, mit seinem Vater Matthias in engem brieflichem Kontakt stand,<sup>37</sup> einen wichtigen Impuls für sein politisches Wirken. Matthias von Galen engagierte sich übrigens über Jahrzehnte, und zwar von 1833 bis 1868 und von 1871 bis 1875, als Abgeordneter des Westfälischen Provinziallandtags und machte sich einen Namen als „Leithammel der münsterischen Aristokratie“<sup>38</sup>. Ein anderer Onkel mütterlicherseits, Wilderich Freiherr von Ketteler, gehörte zu den Initiatoren der sog. Soester Konferenzen in den 1860er-Jahren, die ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zum organisatorischen Zusam-

menschluss der Katholiken in Preußen waren und an denen zeitweise auch Ferdinand Heribert teilnahm.<sup>39</sup> Wie Clemens August in der bereits mehrfach zitierten „Haus- und Familienchronik“ schrieb, resultierte daraus „ein ungewöhnliches Maß von Interesse und Verständnis für die Fragen des öffentlichen Lebens“<sup>40</sup>. Bezugspunkt war immer das religiöse Leben, auf dem die politische Philosophie Ferdinand Heriberts aufbaute, nämlich „alle an ihn herantretenden Fragen von der prinzipiellen Seite zu betrachten und von den letzten Grundsätzen der natürlichen und übernatürlichen Wahrheitserkenntnis her ihre Lösung zu suchen“<sup>41</sup>. Auch wenn er über kein abgeschlossenes Studium verfügte, hatte er doch gelernt, logisch zu denken und Urteile zu fällen. Um sich stets weiterzubilden, las er neben katholischen Zeitungen die „Historisch-politischen Blätter“ und die „Stimmen aus Maria Laach“, also typische Zeitschriften für katholische Bildungsbürger seiner Zeit. Als Hauptfeind betrachtete Ferdinand den materialistischen Liberalismus, der eine Atomisierung der Gesellschaft betreibt und dem er durch Vergemeinschaftung entgegen zu treten versuchte. Ein Ausdruck dieses Bemühens ist der aus 1857 erstmals abgehaltenen Exerzitien der jungen Generation des westfälischen Adels hervorgegangene „Verein katholischer Edelleute Deutschlands“. 1861 gebildet und seit 1869 mit eigenen Statuten versehen, stand er unter dem Motto „noblesse oblige“ (Adel verpflichtet).<sup>42</sup> Als traditionelle gesellschaftliche Elite sollte der katholische Adel demnach eine Gemeinschaft bilden, um einerseits intern dringende kirchliche und politisch-gesellschaftliche Zeitfragen miteinander zu diskutieren, andererseits nach außen hin eine Führungsrolle für den katholischen Bevölkerungsteil einzunehmen. Ferdinand Heribert von Galen gehörte zu den Gründungsmitgliedern und engagiertesten Mitgliedern dieses Adelsvereins. Daher verwundert es kaum, dass er von 1881 bis 1896 als dessen Vorsitzender amtierte. Kurz zuvor hatte er bedingt durch den Tod seines Vaters Matthias den Titel eines Erbkämmerers des alten Fürstbistums Münster übernommen, der ihn als Repräsentanten einer der führenden Adelsfamilien des alten Hochstifts auswies. Der „Verein der katholischen Edelleute“ stellte de facto eine gewichtige Basis für das erfolgreiche Bemühen einer Reihe westfälischer Adliger dar, politische Mandate auf Reichs- und Landesebene zu erringen, auch wenn gerade Ferdinand Heribert jeglichen politischen Charakter des Vereins während seiner Zeit als Vorsitzender vehement zugunsten einer *Vita religiosa* bekämpfte. Fakt





ist dennoch, dass neben Galen mit seinem Schwager Clemens Droste zu Vischering auf Schloss Darfeld sowie dem späteren Schwiegervater seiner Tochter Agnes und seines Sohnes Friedrich, Carl Freiherr von Wendt-Papenhausen, zwei weitere Mitglieder der ersten Stunde dieses Adelskreises mehrfach in den Reichstag gewählt wurden.<sup>43</sup> Angesichts der beherrschenden Stellung des Adels im westfälischen Zentrum verwundert es daher nicht, dass Ferdinand Heribert von Galen 1898 Vorsitzender des „Provinzial-Comités“<sup>44</sup> wurde. Möglicherweise konnte er sich auch deshalb durchsetzen, weil er trotz allmählicher Entfremdung des Adels von den Inhalten der Zentrumsparlei, die zahlreiche andere Edelleute bei den Reichstagswahlen 1893 ihr Mandat gekostet hatte, in seinem oldenburgischen Wahlkreis keinen innerparteilichen bürgerlichen Gegenkandidaten erhielt und daher unangefochten blieb.<sup>45</sup> Erwähnt sei darüber hinaus, dass ein solches Parlamentarierleben nicht nur mit langer Abwesenheit von den eigenen Besitztümern verbunden war, sondern auch bis 1906, als die Diäten eingeführt wurden, ebenso wenig finanziell Gewinn einbrachte, statt dessen aber immense Zusatzkosten verursachte. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich der Besitzer von Burg Dinklage bereits seit drei Jahren aus der Reichspolitik zurückgezogen, nach immerhin fast drei Jahrzehnten im deutschen Parlament (1874-1903). Anfänglich war Ferdinand Heribert außerdem Mitglied des Oldenburgischen Landtags, und zwar in den Jahren 1872 bis 1876 als Vertreter des 6. Wahlkreises.

Seine erwähnte prinzipielle Denkweise führte dazu, dass Ferdinand Heribert großen Wert auf eine breite Allgemeinbildung seiner Söhne legte. Als sein Erstgeborener, Friedrich, nach dem Abitur den Wunsch zum Priestertum äußerte, schickte der Vater ihn erst einmal an die Universitäten Lille und Bonn, um zwei Semester lang seine Allgemeinbildung zu vervollkommen.

Über eine Art Studium generale hinaus und die in den römischen Jahren gewonnene Weltläufigkeit hatte Friedrich „die Gabe und das Geschick, jede Sache, die er anfasste, alsbald ganz zu überschauen, mit gesundem Scharfblick zu durchdringen und in klugem unermüdlichem Vorgehen nach dem klar erkannten Ziele zu fördern.“<sup>46</sup> Als Politiker in die Fußstapfen des Vaters zu treten, gebot ihm nicht nur der Name Galen und die Tatsache, dass er nach dem Ableben des Vaters 6. Erbkämmerer des Fürstbistums Münster wurde, sondern auch das Vorbild seines bereits erwähnten Schwiegervaters Freiherr von Wendt-Papenhausen. In der

## Nachruf.

Am 5. d Mts. entschlief auf Burg Dinklage der hochgeborene Herr

### Graf Ferdinand Herib. von Galen,

Erbkämmerer des Fürstentums Münster,  
Geheimkämmerer Sr. Heiligkeit des Papstes,  
Ehrenkomtur des Königlich Bairischen Hausordens  
vom hl. Georg,  
Ehrenritter des Souveränen Malteserordens,

wohlvorbereitet durch einen musterhaften Lebenswandel und wiederholt gestärkt durch die Tröstungen unserer heil. Kirche, an den Folgen einer Lungenentzündung.

Mit dem Verstorbenen ist ein Mann aus dem Leben geschieden, der durch seine Pflichttreue und edle Gesinnung sich das Vertrauen und die Hochachtung nicht nur seiner Wähler, sondern aller Katholiken des Oldenb. Landes in höchstem Masse erworben hat. Selbst bei seinen politischen Gegnern stand er in hohem Ansehen.

Innigen Dank schulden wir dem hohen Verblichenen für die grossen Opfer, die er 30 Jahre lang ununterbrochen, fern von seiner Familie, als Reichstagsvertreter des 3. oldenb. Wahlkreises, in steter Uebereinstimmung mit seinen Wählern, gebracht hat. Unser Wahlkreis konnte stolz sein auf seinen Abgeordneten, der durch seinen Eifer in der parlamentarischen Tätigkeit wie auch durch seine Initiative in den sozialen Bestrebungen des Zentrums sich ein bleibendes Andenken erworben hat. Von Anfang an kämpfte er in der Zentrumsfraktion an der Seite der hochverdienten Männer Mallinckrodt, Windthorst, Reichensperger, Frankenstein u. s. w. für die Interessen der Kirche und des ganzen Volkes unter der Devise: „Für Wahrheit, Freiheit und Recht“. Wegen hohen Alters konnte der verdienstvolle Abgeordnete den Wünschen seiner Wähler, im Jahre 1903 eine Wiederwahl anzunehmen, leider nicht nachkommen.

Möge denn der Dahingeshiedene ausruhen von seiner opferfreudigen und fruchtbringenden Tätigkeit und im Jenseits die stets erhoffte Vergeltung finden! Ein dankbares Andenken werden alle Wähler dem Verewigten stets bewahren.

Lohne, 8. Januar 1906.

**Das Zentrums-Wahlkomitee.**

Clodius, Vorsitzender.

Oldenburgische Volkszeitung, 11.01.1906, S. 4 Heimatbibliothek Vechta





politischen Praxis, die Friedrich seit 1907 als Mitglied des Reichstags erlebte, missfiel ihm gleichwohl das Fehlen jener ihm in die Wiege gelegten Prinzipien. „Heute ist alles im politischen Leben unklar und verschwommen. Alles ist in Gärung“<sup>47</sup>, beklagte er, der von 1906 bis zu seinem Tod zugleich dem Preußischen Herrenhaus angehörte, vor der Generalversammlung des Vereins katholischer Edelleute im Februar 1912. Gleichzeitig erkannte er jedoch, dass das Parlament ein Betätigungsfeld biete und einen gewissen Einfluss eröffne, den es zu nutzen gelte.

Bereits als Germaniker in Rom hatte Friedrich eine Art politisches Credo entwickelt, als er dem jüngeren Bruder Wilhelm Emmanuel, dem späteren P. Augustinus von Galen OSB (1870-1949), über eine Privataudienz, die ihm und anderen Söhnen des westfälischen Adels bei Papst Leo XIII. gewährt worden war, schrieb: „Du kannst Dir denken, wie glücklich wir waren. Der Heilige Vater hat uns so schön gesagt, worin die Aufgabe des Adels heutzutage besteht: Das Volk führen, und das Volk führt man am besten durch das gute Beispiel. Es sind ja dem Adel als Stand alle Rechte genommen. Wenn jetzt noch aus alter Tradition und Sitte der Adel eine bevorzugte Stellung bei uns zu Lande einnimmt, so müssen wir uns doch wohl bewusst sein, dass diese Bevorzugung bald aufhören wird, wenn wir uns nicht selbst diese Stellung bewahren durch ein wahrhaft edeles Benehmen, ein adeliges Leben. Wir stehen nicht mehr an der Spitze des Volkes durch äußere Machtstellung oder Reichtum, sondern können es allein noch durch persönliche Tüchtigkeit und Edelmut.“<sup>48</sup>

### *Soziales Engagement*

Tüchtigkeit und Edelmut hatten die Galens sich in sozialer Hinsicht auf die Fahnen geschrieben. Von Ferdinand Heribert ist bekannt, dass er sich den Familien seiner Pächter und Heuerleute sehr verpflichtet fühlte. Als Mitglied des Vinzenzvereins in Dinklage besuchte er zunächst persönlich Arme in deren Wohnungen und verteilte Almosen. Später kamen Bedürftige in großer Zahl auf die Burg Dinklage, um dort versorgt zu werden.

Als 1890 in Mönchengladbach der reichsweit tätige Volksverein für das katholische Deutschland gegründet wurde, der sich die Weiterbildung insbesondere katholischer Arbeiter zum Programm gemacht hatte, ließ sich Galen zunächst in den Vorstand wählen.<sup>49</sup> Erst als der Volksverein als Interessenvertretung für katholische Arbeiter und Kleinbürger in

scharfen Gegensatz zum Adel geriet, zog sich Ferdinand Heribert aus der Arbeit in dieser Massenbewegung zurück,<sup>50</sup> ohne aber seinen sozialen Impetus zu verlieren.

Von Friedrich hieß es, er besitze „eine packende Beredsamkeit, die ... einfachen Leuten verständlich war.“<sup>51</sup> Seine soziale Ader trat schließlich im Ersten Weltkrieg zu Tage, als er ein miles christi (Soldat Christi) im Sinne der Tradition des Souveränen Malteser-Ritterordens wurde, in dessen Gemeinschaft er – wie auch der Vater – als Ehrenritter stand. Er wirkte als Delegierter in der freiwilligen Krankenpflege an Verwundeten nacheinander jeweils für einige Monate auf dem westlichen und östlichen Kriegsschauplatz, zunächst in Lille, 1916 in Mitau in Kurland und 1917 in Poniewicz in Litauen.

### Einblicke in die politische Praxis

Sind damit Habitus und Mentalität der beiden hier zu charakterisierenden Mitglieder der Familie von Galen in ihren Grundzügen aufgezeigt, so gilt es im Folgenden den konkreten Bezug zur politischen Praxis herzustellen. Vor allem aber ist die eingangs gestellte Frage nach dem Ursprung der 1933 noch allseits bewussten Vorreiterrolle der Galens im politischen Katholizismus wieder aufzugreifen.

#### *Friedrich Matthias von Galen:*

#### *Leiden am Linkskurs des Zentrums im Ersten Weltkrieg*

Zeitlich gesehen lag vor allem das Wirken Friedrich Matthias von Galens als Reichstagsabgeordneter noch in der „Epoche der Mitlebenden“ von 1933. Begibt man sich auf die Suche nach dem kennzeichnenden Element seiner Reichstagstätigkeit, so fällt der Blick auf seine Kritik am Kurs des Zentrums gegen Ende des Ersten Weltkriegs<sup>52</sup> sowie auf seine zunehmende Verbitterung über die politische Situation im Deutschen Reich insgesamt. Im Vorfeld der letzten Reichstagswahlen im Kaiserreich 1912 hatte sich Galens Politikschelte noch ambivalent angenommen. Außenpolitisch gesehen sei der 40-jährige Frieden, den das Deutsche Reich seit 1871 erlebt habe, nur durch die Aufrüstung ermöglicht worden, hatte er 1911 in einer Zentrumsversammlung in Barßel erklärt. Die „wirtschaftliche Hebung, die wir in erster Linie unserem Kaiser, Sr. Majestät Kaiser Wilhelm, zu verdanken haben, be-



sonders das scharf geschliffene Schwert, die machtvolle Rüstung sind die beste Gewähr für die Erhaltung des Friedens; in erster Linie verlangt der Frieden den Ausbau der Kriegsflotte und die Vermehrung des Heeres.“<sup>53</sup> Innenpolitisch jedoch hatte der 1907 durch Nachwahl in den Reichstag gelangte Abgeordnete nachdrücklich betont, dass es „notwendig sei für einen gläubigen Mann, der auf dem Boden des positiven Christentums stehe, sich zu einer Partei zu bekennen, welche auch seine Interessen in dieser Hinsicht vertritt.“ Angesichts der zunehmenden Anhängerschaft der Sozialdemokraten, für die die Religion ausdrücklich Privatsache sei, und der antikirchlichen Haltung der Liberalen prognostizierte Galen, dass gerade „im bevorstehenden Wahlkampfe ... das religiöse Moment eine große Rolle spielen“ werde. Intern hatte er bereits auf einer Versammlung des Vereins katholischer Edelleute im November 1916 beklagt, dass „unverkennbar ... in unserer gesamten inneren Entwicklung ein Zug nach links zu entdecken“<sup>54</sup> sei. Ungeschminkt ließ er im Juli 1917 seiner Frustration gegenüber dem stark politisch interessierten Bruder Franz ihren Lauf: „Bethmann [gemeint ist der amtierende Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg; Anm. d. Verf.] ist noch schlimmer als wir glaubten. Er treibt persönliche Politik, wie viele andere auch. Die sehr ungeschickt geführte Opposition der Konservativen trieb B[ethmann-Hollweg] in die Arme der Linken ... Das Unglück ist geschehen, nicht mehr rückgängig zu machen und führt uns zum Sterben, das Los des Zentrums ist besiegelt, meiner Meinung nach ... Mit in die ganze Intrige verwickelt ist Bülow [gemeint ist der frühere Reichskanzler Bernhard von Bülow; Anm. d. Verf.]. Er war kürzlich hier und hat eine ganze Reihe der auf der Seite führenden Leute, besonders auch Erzberger gesehen und intim gesprochen. Er ist der Kandidat von einem großen Teil. Gott bewahre uns vor ihm. Die Schweinerei ist so groß, dass sie eigentlich nicht noch schlimmer werden kann. Wir stürzen uns und unser armes Deutschland in den Abgrund. Ich bin verzweifelt, sehe gar keine Rettung mehr, die Revolution ist schon da, kommt aber noch ganz anders.“<sup>55</sup> Das waren im Hinblick auf die Novemberrevolution durchaus prophetische Worte.

Als dann neun Tage später, am 19. Juli 1917, im Reichstag eine auf einen Verständigungsfrieden hin ausgerichtete Friedensresolution, an deren Zustandekommen der Zentrums Politiker Matthias Erzberger entscheidenden Anteil hatte, mit den Stimmen der Zentrumsmehrheit





Gott dem Allmächtigen hat es in seinem unerforschlichen Ratsschluß gefallen, meinen innigstgeliebten Mann, meinen guten Vater, Sohn, Schwiegersohn, unsern treuen Bruder, Schwager, Neffen und Onkel, den

**hochgeborenen Herrn**

# **Friedrich Grafen von Galen,**

Erbkämmerer des Fürstentums Münster,  
Großkreuz des päpstlichen St. Sylvester-Ordens,  
Ehrenritter des souveränen Malteser-Ordens,  
Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. Klasse u. s. w.,  
Mitglied des deutschen Reichstags  
und des preußischen Herrenhauses,

heute früh 5 Uhr zu sich in die Ewigkeit abzurufen.

Er entschlief im 54. Lebensjahr nach kurzer, schwerer Krankheit, vorbereitet durch ein pflichttreues Leben, gestärkt durch den täglichen Empfang der hl. Kommunion und frühzeitig versehen mit den hl. Sterbesakramenten, auf der Burg Dinklage sanft und selig im Herrn.

Seine liebe Seele wird der frommen Fürbitte beim Gebet und hl. Meßopfer empfohlen.

Burg Dinklage, den 10. November 1918.

Paula Gräfin von Galen, geb. Freiin von Wendt  
Maria Gräfin von Galen und  
Clemens Graf von Galen, Kuratus, zugleich  
im Namen seiner Mutter, Geschwister und  
übrigen Angehörigen.

Die Beisetzung findet statt am Mittwoch, dem 13. November, vormittags 9 Uhr in der Burgkapelle, das feierliche Seelenamt um 10 Uhr in der Pfarrkirche zu Dinklage.

Im Sinne des Verstorbenen bitten wir, von Kranzspenden Abstand zu nehmen.



angenommen wurde, war für Friedrich von Galen das sprichwörtliche Fass zum Überlaufen gekommen. „Stellt sich der Reichsausschuss und ... in Münster der Provinzialausschuss [des Zentrums] auf denselben Boden wie die anfangs ganz hypnotisierte Fraktion, dann ist unseres Bleibens im Zentrum nicht mehr“, schrieb er einen Tag darauf sichtlich enttäuscht an Hermann Graf von Stolberg.<sup>56</sup> Obwohl diese Befürchtung eintrat und von Galen, der immerhin stellvertretender Vorsitzender des westfälischen Provinzialausschusses war, nicht verhindert werden konnte, zog er keine radikale Konsequenz, etwa der Niederlegung seiner Mandate in Reichstag, Preußischem Herrenhaus und Westfälischem Provinziallandtag. Vielmehr harrete er in Verbitterung aus. An Franz von Galen schrieb er im Mai 1918: „Die Politik ist so dreckig wie nur je, freue dich, dass du nichts damit zu tun hast. Ich habe jetzt wenigstens ab und zu das Gefühl, in Berlin nicht ganz überflüssig zu sein, das ist ein Trost.“<sup>57</sup>

Ein Ausweg schien ihm in einer parteiübergreifenden Initiative zur Gründung eines „Mitteleuropäischen Staatenbundes“ zu liegen, in dessen Vorstand sich Galen 1917 in Frankfurt/Main wählen ließ.<sup>58</sup> Die Stoßrichtung dieses Vereins, nach Kriegsende auf eine Vereinigung des Deutschen Reiches und Österreichs hin zu drängen, entsprach ganz dem großdeutschen Gedanken, der über die Reichsgründung von 1871 hinaus gerade in katholischen Adelsfamilien wie den Galens propagiert worden war.

In den Tagen vor seinem frühen Tod, der am 10. November 1918 bezeichnenderweise nahezu exakt mit der Abdankung des Kaisers und dem Ende der Monarchie zusammenfiel, erzählte Friedrich von Galen viel davon, dass sich im Herrenhaus Abgeordnete von der Konservativen Fraktion getrennt und eine Art neue Fraktion gebildet hätten. „Vater war die Seele davon, wenn auch nicht der gewählte Vorsitzende“, erinnerte sich seine einzige Tochter Maria. „Die Sache machte ihm entschieden Spaß. Von der Lage sprach er wie immer sehr sorgenvoll und traurig. Er äußerte u.a. auch, der Kaiser müsse sich in einer Proklamation mit den größeren Rechten des Volkes einverstanden erklären, damit man nicht in Gewissenskonflikte käme. Eine solche Proklamation kam dann ja später auch und ist das letzte gewesen, was Mutter Vater aus der Zeitung vorgelesen hat.“<sup>59</sup> Offensichtlich hatte er eine Lösung, die ihm als Schreckensszenario vor Augen stehende Revolution noch zu verhindern, in einer Abkehr vom autoritär-monarchischen Kurs Wilhelms II. gesehen.



*Ferdinand Heribert von Galen:*

*Sozialpolitischer Einsatz und seine Folgen*

Ganz offensichtlich bezog sich also der Wohlklang des Namens Galen in der Zentrums politik in allererster Linie auf Ferdinand Heribert und auf dessen sozialpolitisches Erbe, dem in einem zweiten und letzten Einblick in die politische Sphäre der Galens nachgespürt werden soll. Auf Reichsebene hatte Ferdinand Heribert von Galen als Vertrauensmann des Zentrums im Vorfeld der 2. Wahlen zum Deutschen Reichstag 1873 die politische Arena betreten. Damals hatte das in Lohne angesiedelte „Central-Wahl-Comitee“ exakt jene gesellschaftliche Problematik in den Mittelpunkt eines Aufrufs an alle Wähler gestellt, die auch ihren Spitzenkandidaten umtrieb: „Es handelt sich um die Wahrung unserer heiligsten Interessen. Eine feindselige Macht, der sog. Liberalismus, geht darauf aus, alle kirchliche und persönliche Freiheit zu vergewaltigen, die Gesellschaft zu korrumpieren, die Menschen zu egoistischen Zwecken auszubeuten, den christlichen Glauben zu vernichten.“<sup>60</sup> In Galen sahen die Wahlkampforganisatoren, Geistliche und Lehrer, „aber einen Mann, der die destruktiven Tendenzen des Liberalismus und seine Patrone verdammt, der unsere religiösen, sittlichen und materiellen Interessen mit allen Kräften zu vertreten gewillt ist, der sich zu der Devise bekennt, welche die ruhmvolle Zentrumsfraktion auf ihre Fahne geschrieben: Wahrheit, Freiheit, Recht.“ Im 3. Oldenburgischen Wahlkreis (Vechta-Cloppenburg), der neben Südoldenburg die Ämter Wildeshausen und Delmenhorst, die Stadt Delmenhorst und vier Gemeinden im südlichen Teil des Amtes Elsfleth in der Wesermarsch<sup>61</sup> umfasste, war die katholische Bevölkerung mit etwa 60% in der Mehrheit. Dass der Stimmenanteil Galens von 72,9% (1874) bei den folgenden Wahlen auf 81%, 85% und schließlich 94% stieg, ja sich in den 1890er-Jahren auf 80% bis 85% einpendelte,<sup>62</sup> war sicherlich in erster Linie dem absoluten Mehrheitswahlrecht zu verdanken, das den Kandidaten der führenden Partei begünstigte. Hinzu kam aber entscheidend die weitgehende Mobilisierung der katholischen Wähler im geschlossenen katholischen Milieu der Region und nicht zuletzt der Mythos, der Ferdinand Heribert von Galen seit seiner Reichstagsrede vom 19. März 1877 umgab. In diesem Plädoyer für eine Arbeiterschutzgesetzgebung ging es um die Erhaltung der Sonntagsruhe – ein auch gegenwärtig wieder aktuelles Thema –, um





das Verbot von Kinderarbeit, um die Arbeitsrechte von Frauen, speziell die Beschränkung von Fabrikarbeit von Frauen zum Schutz der Familie, Invaliditätsversicherung, die Einrichtung von Schiedsgerichten, die Beseitigung von Einschränkungen der Gewerbefreiheit sowie um die Rechte von Lehrlingen.<sup>63</sup>

Was in heutigen Ohren selbstverständlich klingt, war 1877 etwas Besonderes. Mit der „ersten umfassenden sozialpolitischen Initiative einer Partei im Reichstag“<sup>64</sup> war dem Zentrum eine Pioniertat gelungen. Innerhalb des deutschen Katholizismus und auch innerhalb der Fraktion war es damals sehr umstritten, ob katholische Politiker Lösungsvorschläge zur sozialen Frage überhaupt einbringen sollten bzw. durften oder ob man sich auf den Grundsatz beschränken sollte, diese Fragen allein der Kirche zu überlassen. Vor dem Hintergrund zunehmender Erfolge der Sozialdemokraten, denen es an Rhein und Ruhr gelang, katholische Wähler an sich zu binden, war das Zentrum für soziale Probleme sensibilisiert worden. Im „Soester Programm“ von 1870 war bereits eine „gesetzliche Beseitigung solcher Übelstände, welche den Arbeiter mit moralischem oder körperlichem Ruin bedrohen“<sup>65</sup> gefordert worden. Dass dieser Vorstoß als „Lex Galen“ oder „Antrag Galen“ in die Geschichte einging, ist jedoch einem Zufall zu verdanken.

Der als „westfälischer Bauernbaron“ bekannt gewordene Burghard von Schorlemer-Alst (1825-1895)<sup>66</sup> soll der eigentliche Initiator des Antrags gewesen sein und diesen entworfen haben.<sup>67</sup> Da Schorlemer sich aber als Gegner der Kulturkampfgesetze bereits öffentlich stark engagiert hatte, schien es ihm opportun, den sozialpolitischen Antrag nicht selbst vorzubringen. Gegen die These, dass Galen also gleichsam als Strohmann vorgeschickt wurde, weil er sich noch nicht in gleichem Maße als Anhänger der Ultramontanen im Reichstag exponiert hatte, spricht die Tatsache, dass die Lex Galen sprachliche und inhaltliche Affinitäten zu einer sozialpolitischen Schrift Kettelers aufweist. Rudolf Morsey vermutete daher schon vor mehr als drei Jahrzehnten einen Austausch zwischen Ketteler und Galen über den Antrag.<sup>68</sup> Kettelers letzter Geheimsekretär wollte sich fünfzig Jahre später daran erinnern, dass die Ausführungen Galens nahezu wörtlich aus Kettelers Schrift entnommen worden seien. Der Zentrumshistoriograph Karl Bachem vermisste allerdings in den 1920er-Jahren hieb- und stichfeste Beweise für diese These und verwies darauf, dass der Nachlass Galens zu dieser Frage keine Auskunft gebe.<sup>69</sup>

Welchen direkten Anteil Ferdinand Heribert von Galen an der Konzeption der Lex Galen letztendlich hatte, das mag im Dunkel der Geschichte liegen. Unbestritten ist, dass von diesem gesetzepolitischen Vorstoß der Mythos herrührt, der den Namen Galen noch 1933 neben Windthorst und anderen zu einem Zugpferd für die Wählerklientel des Zentrums machen sollte und an dessen Verbreitung die zeitgenössische katholische Publizistik, allen voran die „Kölnische Volkszeitung“, eifrig mitwirkte.

Erstaunlich bleibt auf den ersten Blick zweifellos eines: Obgleich der Antrag des Dinklager Reichstagsabgeordneten mit vier weiteren Anträgen anderer Parteien an eine Kommission des Parlaments überwiesen, dort aber letztlich mit der Mehrheit der Stimmen bereits vor einer Beratung abgelehnt worden war, weil sie „einen Systemwechsel verlange“<sup>70</sup>, ist er in die Annalen der Geschichte eingegangen.

Auf die Frage, wie so etwas möglich sein konnte, gab der spätere Reichskanzler Georg von Hertling (1843-1919) in seinen Memoiren eine knappe Antwort: „Eine Rede, wie er [Galen] sie damals hielt, ist weder vorher noch nachher im deutschen Reichstage gehalten worden, sie war und blieb ein Ereignis.“<sup>71</sup>

Maximilian Gereon von Galen, der spätere Weihbischof in Münster, schrieb den Eltern nach Assen, die Rede seines Bruders habe ihn „unbeschreiblich gefreut. ... ich glaube ..., dass es eine gnadenreiche Fügung Gottes war, die ihn bewog, so ganz und gar kein Blatt vor den Mund zu nehmen und seine Gedanken so zum Ausdruck zu bringen wie er sie selbst in einer ganz katholischen Versammlung kaum hätte bestimmter und katholischer aussprechen können. Dieses Bekenntnis des Glaubens ist ein großer Trost und ein großes Glück und ich wundere mich nicht, dass die Kerls so weit sie noch etwas Respekt hatten, ruhig waren und soweit sie verfreimaurert waren wie angedonnert saßen in der klaren Erkenntnis, dass am Zentrum Hopfen und Malz verloren, da nach fünfjährigem Kulturkampf ein neuer Redner aufträte, der an Unabhängigkeit der Gesinnung und katholischer Gradheit wo möglich noch weiter ging als seine Zentrumskollegen.“<sup>72</sup> Diese Geradlinigkeit war es ganz offensichtlich, welche auch weit über die Familie hinaus in katholischen Adelskreisen für eine positive Aufnahme sorgte. Auf der Rückfahrt von einer Romreise mit seinem Onkel Bischof von Ketteler traf Maximilian Gereon den fränkischen Baron Georg Arbogast von Franckenstein (1825-1890) im Zug. Franckenstein, einer der führen-



den Zentrumspolitiker seiner Zeit, machte den Mainzer Geistlichen sprachlos. „Ich kann euch nicht sagen, mit welcher Liebe und Verehrung derselbe vom lieben Alten [das ist Ferdinand Heribert als ältester Bruder] sprach und wie mich alle mit Freundlichkeit überhäuften.“

In streng kirchlich gesinnten katholischen Kreisen wurde eine solche Haltung eben nachhaltig goutiert. Obgleich er durch seinen Vorstoß, den die US-amerikanische Historikerin Margaret Lavinia Anderson zu den „phantasievollsten Gesetzesvorlagen des Zentrums“<sup>73</sup> zählte, gleichsam die Sozialgesetzgebung Bismarcks antizipiert hatte, blieb er für protestantische Konservative ebenso wie für Liberale und erst recht für Sozialdemokraten ein rotes Tuch.

Besonders deutlich wurde diese ihm vorgehaltene mangelnde Loyalität gegenüber Kaiser und Vaterland, als 1898 sein Bruder Maximilian Geleon vom Domkapitel in Limburg auf die Wahlliste bei der dortigen Bischofswahl gesetzt worden war. Damals war für die staatliche Ablehnung u.a. ausschlaggebend, dass „sein ältester Bruder ... der bekannte Reichstagsabgeordnete Erbkämmerer Graf Ferdinand Galen [sei], der zu den Anhängern der intransigenten [d.h. unnachgiebigen, nicht zu Zugeständnissen bereiten; Anm. d. Redaktion] Richtung in der Zentrumspartei gehört.“<sup>74</sup>

Der positiven Konnotation, dem „guten Ruf“ des Namens Galen im katholischen Bevölkerungsteil konnte solche Kritik aus zeitgenössischer Sicht nichts anhaben, weder innerhalb der eigenen Familie noch in der Öffentlichkeit des Oldenburger Münsterlandes. Nicht zuletzt deshalb, weil sie ihr Standes- und Elitenbewusstsein stets als Mahnung und Verpflichtung zum kirchlichen, sozialen und politischen Einsatz für die Bevölkerung ansahen, verdienen Männer vom Format eines Ferdinand Heribert und Friedrich Matthias von Galen Aufmerksamkeit. Denn dem Militarismus des Kaiserreichs abhold, haben sie mit ihrem grundsatzfesten und sozialen Auftreten, das den Primat des Religiösen vor dem Politischen, der Kirche vor dem Staat betonte und den Individualismus und Egoismus beklagte, einen dezidierten Kontrapunkt zum Wirtschaftsliberalismus, dem populären Manchestertum, ihrer Zeit gesetzt. Und dieser Kontrapunkt besitzt gerade angesichts des Relativismus am Beginn des 21. Jahrhunderts wieder eine besondere Aktualität.



**Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Wahlauf Ruf des Zentrums zur Reichstagswahl am 5.3.1933, abgedruckt in: Herbert Lepper (Bearb.), Volk, Kirche und Vaterland. Wahlauf rufe, Aufrufe, Satzungen und Statuten des Zentrums 1870-1933, Düsseldorf 1998, S. 535-538, hier S. 538.
- <sup>2</sup> Vgl. exemplarisch Thomas Großbölting, Gedenken und Instrumentalisierung. Kardinal von Galen in der Erinnerung der Nachkriegszeit, in: Hubert Wolf/Thomas Flammer/Barbara Schüler (Hrsg.), Clemens August von Galen. Ein Kirchenfürst im Nationalsozialismus, Darmstadt 2007, S. 231-252. Z.B. in der Festschrift Dinklage 1231-1981, o.O. 1981 findet sich Ferdinand Heribert nicht unter den eigens gewürdigten „Persönlichkeiten aus Dinklage“.
- <sup>3</sup> Zu den wichtigsten biographischen Daten vgl. bisher nur Matthias Kuck, Galen, Ferdinand Heribert, in: Hans Friedl u.a. (Hrsg.), Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1992, S. 222f.; Bernd Haunfelder, Reichstagsabgeordnete der Deutschen Zentrumspartei 1871-1933. Biographisches Handbuch und historische Photographien, Düsseldorf 1999, S. 160-162; Wilhelm Kosch, Biographisches Staatshandbuch, Bd. 1 (1963), S. 373; Max Theodor Schwarz, MdR. Biographisches Handbuch der Reichstags, Hannover 1965, S. 38; MdL-Kartei des Oldenburgischen Landtags, in: StAOL; zuletzt Clemens Heitmann, Ein Sozialpolitiker in Theorie und Praxis. Vor 100 Jahren: Am 5. Januar 1906 starb Ferdinand Graf von Galen, langjähriges Mitglied des deutschen Reichstages, auf Burg Dinklage, in: Heimatblätter 1/2006, S. 6, DBE, 2. Aufl., Bd. 3 (2006), S. 666, u. Michael Hirschfeld, Galen, Ferdinand Heribert Graf von, in: BBKL, Bd. 31 (2010), Sp. 477-481. Nur am Rande geht eine volkscundliche Diss. auf die Burgbewohner ein: Sonja Michaels, Leben auf einem Adelssitz im Niederstift Münster. Bauen, Wohnen, Arbeiten und Haushalten auf Burg Dinklage zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert, Cloppenburg 2008.
- <sup>4</sup> Eine Ausnahme bildet: Marie-Therese Pötter, Briefe aus dem Küsel. Ein Lebensbild der Elisabeth Gräfin von Galen geb. Reichsgräfin von Spee (1842-1920) auf Burg Dinklage, Münster 1994. Zu den Familienangehörigen hilfreich die genealogischen Daten bei Clemens Heitmann, Die Familie von Galen, 3., verb. u. erw. Aufl. Dinklage 2007, u. ders., Die Drostens und Erbkämmerer von Galen und ihre Familien, Dinklage 2010.
- <sup>5</sup> Vgl. Wikipedia: Ferdinand Heribert von Galen und Friedrich von Galen (letzter Aufruf: 21.2.2011).
- <sup>6</sup> Vgl. Margaret Lavinia Anderson, Windthorst. Zentrumspolitiker und Gegenspieler Bismarcks, Düsseldorf 1988; Hans-Georg Aschoff, Rechtsstaatlichkeit und Emanzipation. Das politische Wirken Ludwig Windthorsts, Sögel 1988; u. zuletzt Helmut Lensing, Ludwig Windthorst. Neue Facetten seines politischen Wirkens, Haselünne 2011.
- <sup>7</sup> Vgl. Hans-Georg Aschoff/Heinz-Jörg Heinrich (Bearb.), Ludwig Windthorst: Briefe, 2 Bde., Paderborn u.a. 1995 u. 2002.
- <sup>8</sup> Der Nachlass befindet sich als Depositum im Westfälischen Archivamt (LWL Archivamt für Westfalen) in Münster (zit. WAA FA Galen). Einige, die Burg Dinklage betreffende Teile sind durch Verfügung von Christoph Bernhard von Galen nach dessen Tod 2002 in die Obhut der Benediktinerinnenabtei Burg Dinklage gelangt.
- <sup>9</sup> Vgl. Joachim Kuropka, Aus heißer Liebe zu unserem Volk und zu unserer hl. Kirche. Franz Graf von Galen als Politiker, in: Oldenburger Jahrbuch, Bd. 107 (2007), S. 101-125.
- <sup>10</sup> Vgl. bisher lediglich den akribisch aus den Quellen erarbeiteten Aufsatz von Horst Conrad, Stand und Konfession. Der Verein der katholischen Edelleute, Teil 1: Die Jahre 1857-1918, in: Westfälische Zeitschrift, Bd. 158 (2008), S. 125-186; Teil 2: Die Jahre 1918-1949, in: Westfälische Zeitschrift, Bd. 159 (2009), S. 91-154.
- <sup>11</sup> Vgl. Michael Hirschfeld, Ultramontane oder Staatskatholiken? Die Familie von Galen in Oldenburg und Preußen, in: Joachim Kuropka (Hrsg.), Streitfall Galen. Studien und Doku-



- mente, 2. Aufl. Münster 2007, S. 189-211; auch Clemens Heitmann, Clemens August von Galen und seine geistlichen Verwandten, Dinklage 1983.
- <sup>12</sup> Vgl. hierzu Stephan Malinowski, Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat, 2. Aufl. Berlin 2003, S. 41. Malinowski lehnt sich in seinem Begriffsinstrumentarium an den Soziologen Pierre Bourdieu an.
- <sup>13</sup> Clemens August von Galen, Haus- und Familienchronik der Grafen von Galen auf Burg Dinklage und Haus Assen, begonnen im Jahre des Heils 1925, mit einem Vorbericht über die Geschichte der Familie in der Zeit von 1825 bis 1925, S. 15; Auszüge sind abgedruckt bei Kuroпка, Streitfall Galen (wie Anm. 11), S. 385-403.
- <sup>14</sup> Vgl. Haus- und Familienchronik Galen (wie Anm. 13), S. 37. Zu den geistlichen Verwandten vgl. Michael Hirschfeld, Ultramontane oder Staatskatholiken? (wie Anm. 11).
- <sup>15</sup> Damit war er einer von 16 in dem 32 Jahre währenden Pontifikat von Pius IX. ernannten Camerieri d'onore di spada e cappa. Vgl. Hartmut Benz, Kammerherren „mit Schwert und Mantel“: Zur Präsenz deutscher Katholiken am päpstlichen Hof im 19. und 20. Jahrhundert, in: Archiv für Familiengeschichtsforschung, Bd. 10 (2006), S. 2-30, hier S. 16. König Friedrich Wilhelm IV. erteilte unter dem 25.4.1853 die Erlaubnis zur Annahme dieser päpstlichen Würde, in: WAA FA Galen: Ferdinand Heribert von Galen 487.
- <sup>16</sup> Vgl. Haus- und Familienchronik Galen (wie Anm. 13), S. 89.
- <sup>17</sup> Vgl. ebd., S. 94f.
- <sup>18</sup> Galens Rede ist abgedruckt, in: Bericht über die Verhandlungen der General-Versammlung der Katholiken Deutschlands, Bd. 32 (1885), S. 348. Hier auch der folgende Kommentar Windthorst's.
- <sup>19</sup> Haus- und Familienchronik Galen (wie Anm. 13), S. 39.
- <sup>20</sup> Vgl. Verzeichnis der Zöglinge der Stella Matutina 1856-1906 und der Schüler des k.k. Gymnasiums in Feldkirch 1856-1868, Einsiedeln u.a. 1906, Nr. 1985. Vgl. auch das Biogramm bei Heitmann, Die Drostens und Erbkämmerer von Galen (wie Anm. 4), S. 100f.
- <sup>21</sup> Vgl. Großherzoglich Oldenburgisches Katholisches Gymnasium zu Vechta. Festschrift zur Feier des 200jährigen Jubiläums der Anstalt, Münster 1914, S. 159.
- <sup>22</sup> Vgl. Hirschfeld, Ultramontane oder Staatskatholiken? (wie Anm. 11), S. 195-198.
- <sup>23</sup> Haus- und Familienchronik Galen (wie Anm. 13), S. 56.
- <sup>24</sup> Vgl. Heinz Hürten, Spiegel der Kirche – Spiegel der Gesellschaft? Katholikentage im Wandel der Welt, Paderborn u.a. 1998, S. 146. In dem eingangs genannten Wikipedia-Artikel (letzter Aufruf 21.2.2011) wird fälschlich behauptet, Ferdinand Heribert sei ebenfalls 1883 Katholikentagspräsident gewesen. Er war allerdings in diesem Jahr nur Vizepräsident.
- <sup>25</sup> Vgl. Helmut Mathy, Ein katholischer Vorort Deutschlands. Mainz und seine Katholikentage von 1848 bis 1998, in: Ulrich von Hehl/Friedrich Kronenberg (Hrsg.), Zeitzeichen. 150 Jahre Deutsche Katholikentage 1848-1998, Paderborn u.a. 1999, S. 73-90, hier S. 86.
- <sup>26</sup> Friedrichs Witwe Paula v. Galen lebte bis zu ihrem Tod 1959 im Benediktinerinnenkloster Burg Dinklage. Vgl. Heitmann, Die Drostens und Erbkämmerer von Galen (wie Anm. 4), S. 102f.
- <sup>27</sup> Auf diesen Aspekt weist Conrad, Stand und Konfession, Teil I (wie Anm. 10), S. 143, hin.
- <sup>28</sup> Haus- und Familienchronik Galen (wie Anm. 13), S. 48.
- <sup>29</sup> Vgl. Ferdinand Heribert an Matthias v. Galen v. 17.1.1854, in: WAA, FA Galen: Ferdinand Heribert von Galen 486.
- <sup>30</sup> Vgl. Erlaubnis Wilhelms I. zum Quittieren des Dienstes an Galen v. 13.10.1859, ebd.
- <sup>31</sup> Vgl. Conrad, Stand und Konfession, Teil I (wie Anm. 10), S. 143.
- <sup>32</sup> Haus- und Familienchronik Galen (wie Anm. 13), S. 48.
- <sup>33</sup> Vgl. Heitmann, Die Familie von Galen (wie Anm. 4), S. 122f.

- <sup>34</sup> Vgl. Bernd Haunfelder/Klaus Erich Pollmann (Bearb.), Reichstag des Norddeutschen Bundes 1867-1870. Historische Photographien und biographisches Handbuch, Düsseldorf 1989.
- <sup>35</sup> Vgl. Friedrich Keinemann, Vom Krummstab zur Republik. Westfälischer Adel unter preußischer Herrschaft 1802-1945, Bochum 1997, S. 324.
- <sup>36</sup> Maximilian Gereon von Galen an die Eltern v. 4.5.1879, in: WAA FA Galen: Maximilian Gereon von Galen Nachlass Clementine von Galen 88.
- <sup>37</sup> Vgl. Erwin Iserloh (Hrsg.), Wilhelm Emmanuel von Ketteler: Sämtliche Werke und Briefe, Abt. 2, Bde. 1-6, Mainz 1984-2001.
- <sup>38</sup> So Clemens August von Wolff-Metternich, Eine Lebens- und Familienchronik, hg. v. Hermann von Wolff-Metternich, Münster 1985, S. 120.
- <sup>39</sup> Vgl. Friedrich Gerhard Hohmann, Die Soester Konferenzen 1864-1866. Zur Vorgeschichte der Zentrumsparlei in Westfalen, in: Westfälische Zeitschrift, Bd. 114 (1964), S. 293-342, hier S. 314. Ferdinand Heribert nahm an der 5. Konferenz am 7.11.1864 teil.
- <sup>40</sup> Haus- und Familienchronik Galen (wie Anm. 13), S. 15.
- <sup>41</sup> Ebd., S. 40.
- <sup>42</sup> Vgl. Conrad, Stand und Konfession, Teil 1 (wie Anm. 10), S. 132 u. 139.
- <sup>43</sup> Droste zu Vischering (1832-1923) war 1879-1893 MdR für den Wahlkreis Kassel 7, v. Wendt-Papenhausen (1832-1903) von 1879-1893 für den Wahlkreis Warburg-Höxter, Heereman (1832-1903) 1871-1903 für den Wahlkreis Münster-Coesfeld, Schorlemer-Alst für den Wahlkreis Münster-Tecklenburg. Vgl. Haunfelder, Reichstagsabgeordnete der Deutschen Zentrumsparlei (wie Anm. 3), S. 146 u. S. 176f.
- <sup>44</sup> Vgl. Lepper, Volk, Kirche und Vaterland (wie Anm. 1), S. 320.
- <sup>45</sup> Vgl. hierzu Conrad, Stand und Konfession, Teil 1 (wie Anm. 10), S. 170.
- <sup>46</sup> Haus- und Familienchronik Galen (wie Anm. 13), S. 63.
- <sup>47</sup> Referat Friedrich v. Galen v. 12.2.1912, in: WAA Nachlass Engelbert Freiherr von Kerckerinck zur Borg.
- <sup>48</sup> Friedrich an Wilhelm v. Galen v. 2.2.1888, in: WAA Nachlass Friedrich von Galen.
- <sup>49</sup> Vgl. Eduard Hüsgen, Ludwig Windthorst. Sein Leben, sein Wirken, 3. Aufl. Köln 1911, S. 308, u. Karl Bachem, Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Deutschen Zentrumsparlei, Bd. 4, Köln 1928 (ND Aalen 1967), S. 307.
- <sup>50</sup> Vgl. Conrad, Stand und Konfession, Teil 1 (wie Anm. 10), S. 164f. Hier ist – wohl fälschlich – davon die Rede, dass Friedrich und nicht Ferdinand Heribert von Galen dem Vorstand des Volksvereins angehört habe.
- <sup>51</sup> Haus- und Familienchronik Galen (wie Anm. 13), S. 64.
- <sup>52</sup> Vgl. hierzu auch Keinemann, Vom Krummstab zur Republik (wie Anm. 35), S. 365-368.
- <sup>53</sup> Bericht über die Zentrumsversammlung v. 7.2.1911 in Barßel, in: OV v. 9.2.1911.
- <sup>54</sup> Zit. bei Keinemann, Vom Krummstab zur Republik (wie Anm. 35), S. 365.
- <sup>55</sup> Friedrich an Franz von Galen v. 10.7.1917, in: WAA Nachlass Galen: Franz von Galen, Privatkorrespondenz. Hier auch das folg. Schreiben v. 20.7.1917.
- <sup>56</sup> Hermann v. Stolberg (1854-1925), in Westheim, 1893-1920 Mitglied des Westfälischen Provinziallandtags.
- <sup>57</sup> Friedrich an Franz v. Galen v. 23.5.1918, in: WAA Nachlass Galen: Franz von Galen, Privatkorrespondenz.
- <sup>58</sup> Initiator war der deutschhannoversche Reichstagsabgeordnete Alpers. Vgl. Hans-Georg Aschoff, Welfische Bewegung und politischer Katholizismus 1866-1918. Die Deutschhannoversche Partei und das Zentrum in der Provinz Hannover während des Kaiserreiches, Düsseldorf 1987, S. 316f.
- <sup>59</sup> Beschreibung der letzten Tage des Friedrich v. Galen, v. Maria v. Galen, seiner Tochter, WAA Nachlass Friedrich von Galen.



- <sup>60</sup> Wahlaufruf des Zentrums zur Reichstagswahl v. 10.1.1874, in: Neue Zeitung v. 30.12.1873. Hier auch das folg. Zit.
- <sup>61</sup> Vgl. Carl Wilhelm Reibel (Bearb.), Handbuch der Reichstagswahlen 1890-1918. Bündnisse – Ergebnisse – Kandidaten, 2. Halbband, Düsseldorf 2007, S. 1409-1412.
- <sup>62</sup> Vgl. Albrecht Eckhardt, Der konstitutionelle Staat (1848-1918), in: ders./Heinrich Schmidt (Hrsg.), Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch, Oldenburg 1987, S. 333-402, hier S. 388f. u. 395f.; Reibel, Handbuch der Reichstagswahlen (wie Anm. 61), S. 1411. Demnach stimmt die Einlassung bei Conrad, Stand und Konfession, Teil 1 (wie Anm. 10), S. 151, Anm. 152, nicht, dass Ferdinand Heribert von Galen „stets mit über 90% der Stimmen gewählt“ wurde.
- <sup>63</sup> Die Rede ist abgedruckt, in: Stenographische Berichte des Reichstags, III, 1, 16. April 1877, S. 501-504. Die Zusammenhänge des Antrags Galen sind ausführlich dargestellt bei Bachem, Vorgeschichte (wie Anm. 49), Bd. 3, Köln 1927 (ND Aalen 1967), S. 325-337.
- <sup>64</sup> Aschoff, Rechtsstaatlichkeit und Emanzipation (wie Anm. 6), S. 101.
- <sup>65</sup> Soester Programm, abgedruckt bei Bachem, Vorgeschichte (wie Anm. 49), Bd. 3, S. 113f.
- <sup>66</sup> 1870-1871, 1874-1887 u. 1890 MdR, 1870-1889 MdPA., 1891-1895 MdPH. Vgl. Haunfelder, Reichstagsabgeordnete der Deutschen Zentrumspartei, S. 257f.; Bernhard Mann, Biographisches Handbuch für das preußische Abgeordnetenhaus 1867-1918, Düsseldorf 1988, S. 351, u. – sehr tendenziös antikatholisch – H. v. Petersdorff, Art. Schorlemer, Burghardt v., in: ADB, Bd. 54 (1908), S. 158-164.
- <sup>67</sup> So berichtete Bachem, Vorgeschichte (wie Anm. 49), Bd. 3, unter Berufung auf Auskunft von Ernst Lieber.
- <sup>68</sup> So Rudolf Morsey, Bischof Ketteler und der politische Katholizismus, in: Jahres- und Tagungsberichte der Görres-Gesellschaft 1977 (1978), S. 44-65, hier S. 63.
- <sup>69</sup> Bachem, Vorgeschichte (wie Anm. 49), Bd. 4, S. 114, Anm. 2.
- <sup>70</sup> So ebd., Bd. 3 (wie Anm. 49), S. 337.
- <sup>71</sup> Georg von Hertling, Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. I, Kempten/München 1919, S. 316.
- <sup>72</sup> Maximilian Gereon von Galen an die Eltern v. 12.6.1877, in: WAA Nachlass Clementine v. Galen 88. Hier auch das folg. Zit.
- <sup>73</sup> Anderson, Windthorst (wie Anm. 6), S. 255.
- <sup>74</sup> Kultusminister Studt an Oberpräsident v. Hessen-Nassau v. 18.3.1898, in: Hessisches Staatsarchiv Marburg, Best. 150, 22839.

## Von der Normalschule zur Universität Vechta (1830-2010)\*

„Universität Vechta“ lautet seit dem 11. Juni 2010 die Bezeichnung der Einrichtung zur Lehrerausbildung, die in Vechta seit 1830 fast ununterbrochen bestanden hat, also auf eine 180-jährige Geschichte zurückblicken kann, und inzwischen auch mehrere Studiengänge außerhalb der Lehrerbildung anbietet. Die Umbenennung von „Hochschule Vechta“, wie die Bezeichnung seit dem 1. Januar 1995 lautete, in „Universität Vechta“ ist durch das „Gesetz zur Änderung des Niedersächsischen Hochschulgesetzes und anderer Gesetze“ vom 10. Juni 2010 erfolgt. Darin heißt es: „Hochschulen in staatlicher Verantwortung sind: 1. die Universitäten und gleichgestellten Hochschulen ... m) Universität Vechta; ...“.<sup>1</sup> Ihre Vorläufer waren die Normalschule (1830-1861), das Lehrerseminar (1861-1927), der Pädagogische Lehrgang (1928-1933), die Lehrerbildungsanstalt (1941-1945), die Pädagogische Akademie (1946-1947), die Pädagogische Hochschule (1948-1973), die Abteilung bzw. der Standort (seit 1989) Vechta der Universität Osnabrück (1973-1994), die Hochschule Vechta (1995-2010). Deren institutionelle und Rechts-Formen waren vielen, zum Teil tiefgreifenden Veränderungen unterworfen. Nach der Abtrennung von der Universität Osnabrück hat die Hochschule Vechta weiterhin ihren universitären Rang beansprucht: „Die Hochschule Vechta ist eine wissenschaftliche Hochschule des Landes Niedersachsen. Sie ist dem Kreis der Universitäten zugeordnet und erfüllt die entsprechenden Aufgaben“ (Grundordnung der Hochschule Vechta vom 28. Februar 1995, § 1).<sup>2</sup>

Rechtlich beruht die Existenz der Universität Vechta einerseits auf einem Landesgesetz, nämlich dem Niedersächsischen Hochschulgesetz, andererseits auf einem völkerrechtlichen Vertrag, nämlich dem Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Lande Niedersachsen vom 26. Februar 1965, das allerdings bezüglich der Rechtsform und inneren Ausgestaltung der Hochschul- bzw. Universitätseinrichtung in



Vechta mehrfach (1973, 1993, 2006) geändert wurde. Mit dieser zugleich völkerrechtlichen und landesgesetzlichen Rechtsgrundlage steht die Universität Vechta als „Hochschule in staatlicher Verantwortung“ einzig da. Dieser besondere Status ist das Ergebnis einer eigentümlichen geschichtlichen Entwicklung.

„Am Anfang war Napoleon.“

Warum Vechta Standort der Lehrerausbildung wurde

Der Satz „Am Anfang war Napoleon“, mit dem Thomas Nipperdey seine „Deutsche Geschichte 1800-1866“ eingeleitet hat, ist in Historikerkreisen und darüber hinaus zu einer Art geflügeltem Wort geworden.<sup>3</sup> Denn der große Umbruch in der deutschen Geschichte zu Beginn des 19. Jahrhunderts, für den die Aufhebung der geistlichen Territorien des Reiches (Säkularisation) durch den Reichsdeputationshauptschluss von 1803 und das Ende des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation im Jahre 1806 markante Daten sind, wäre ohne Napoleons Herrschaft und Druck nicht möglich gewesen. Auch das Niederstift Münster (die Ämter Meppen, Cloppenburg und Vechta) als nördlicher Teil des Fürstbistums Münster war von der territorialen Neuordnung im Gefolge der Säkularisation betroffen. Zum Zwecke der Entschädigung fiel das Amt Meppen an den Herzog von Arenberg, der links des Rheins Gebiete an Frankreich verloren hatte, während die Ämter Cloppenburg und Vechta dem Herzogtum Oldenburg einverleibt wurden, das auf seinen einträglichen Weserzoll bei Elsfleth verzichten musste.

Dass die Kleinstadt Vechta, die seit dem Mittelalter Verwaltungssitz (Amtsrentmeister) des gleichnamigen Amtes, seit dem 17. Jahrhundert in der Kirchenorganisation Sitz eines Amtsdechanten und seit 1714 mit einem von Franziskanern geleiteten Gymnasium ausgestattet war, zu einem Standort zunächst der Prüfung, dann auch der Ausbildung von Lehrern werden konnte, hing mit dieser Gebietsverschiebung zusammen. Hinzu traten zwei weitere Voraussetzungen.

Die erste war die Tatsache, dass mit dem Anschluss der Ämter Vechta und Cloppenburg eine katholische Bevölkerung in das bis dahin rein protestantische Herzogtum Oldenburg eingegliedert wurde. Dadurch wurde Oldenburg zu einem bikonfessionellen Staat, dessen Einwohnerschaft fortan zu einem knappen Drittel aus einer katholischen Minderheit bestand. Die zweite Voraussetzung bildete das Prinzip der Konfessionalität der Schule und der Lehrerausbildung, das im 19.

und noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein – wenn auch nicht überall – in Geltung war. In Oldenburg wurde es in den Verfassungen von 1852 und 1919 und im Schulgesetz von 1855 festgeschrieben. Folglich musste der sich als paritätisch verstehende, d.h. beiden Konfessionen prinzipiell gleiche Rechte einräumende Staat für die Protestanten und die Katholiken getrennte Einrichtungen der Lehrerausbildung schaffen.

### Normalschule (1830-1861) und Lehrerseminar (1861-1927)

Für das protestantische Nordoldenburg gab es seit 1793 ein Lehrerseminar in der Landeshauptstadt.<sup>4</sup> Die Lehrer aus den Ämtern Cloppenburg und Vechta wurden bis 1803 in ihrer Landeshauptstadt Münster ausgebildet und geprüft. Dort bestand seit 1783 eine „Normalschule“, ein aus Österreich eingeführter Typ der Lehrerbildung, an der den Lehrern die inhaltliche und didaktisch-methodische „Norm“ des Unterrichts beigebracht wurde – daher der Name. Leiter der Normalschule in Münster war bis zu seinem Tode der Schulreformer Bernard Overberg (1754-1826). An ihr wurden anfangs nur Lehrer unterrichtet, die bereits als Schulmeister tätig waren oder in den Bauerschaften im „Nebenerwerb“ unterrichteten, später auch Kandidaten, die Lehrer werden wollten. Sie war also gewissermaßen eine Institution der Lehrerfortbildung und -ausbildung in einem.<sup>5</sup>

Den Normalschulkursen folgte die Approbationsprüfung, die den Lehrern, wenn sie diese bestanden, eine finanzielle „Zulage“ einbrachte. Gemäß der münsterischen Schulverordnung von 1801 mussten sich die Lehrer und Lehrerinnen alle drei Jahre obligatorisch dieser Prüfung unterziehen. Nachdem die Ämter Cloppenburg und Vechta oldenburgisch geworden waren, durften deren Lehrer zwar weiterhin an Overbergs Normalschulkursen in Münster teilnehmen, aber nicht mehr die Prüfung dort ablegen. Um der oldenburgischen Landeshoheit Geltung zu verschaffen, ordnete die Regierung an, dass die obligatorischen Wiederholungsprüfungen künftig im eigenen Territorium stattzufinden hatten. Daher wurde 1804 in Vechta zum ersten Male eine Prüfung der katholischen Lehrer und Lehrerinnen abgenommen und danach im Abstand von drei Jahren – mit Ausnahme der Franzosenzeit (1811-1813) – bis 1829 wiederholt.<sup>6</sup>

Da die Normalschule in Münster nach Overbergs Tod (1826) eingestellt wurde und Preußen, zu dem Münster seit 1815 gehörte, keine



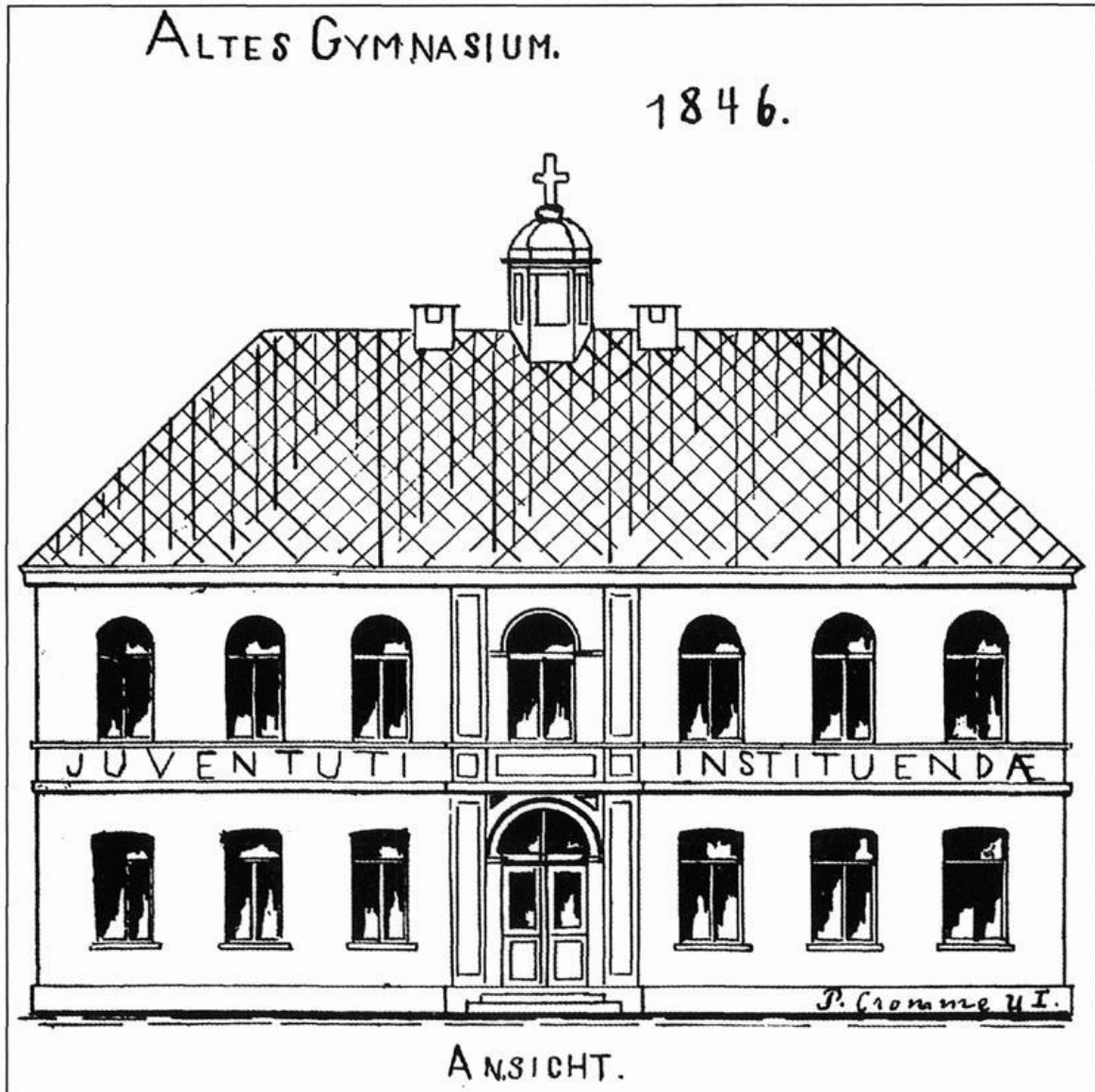


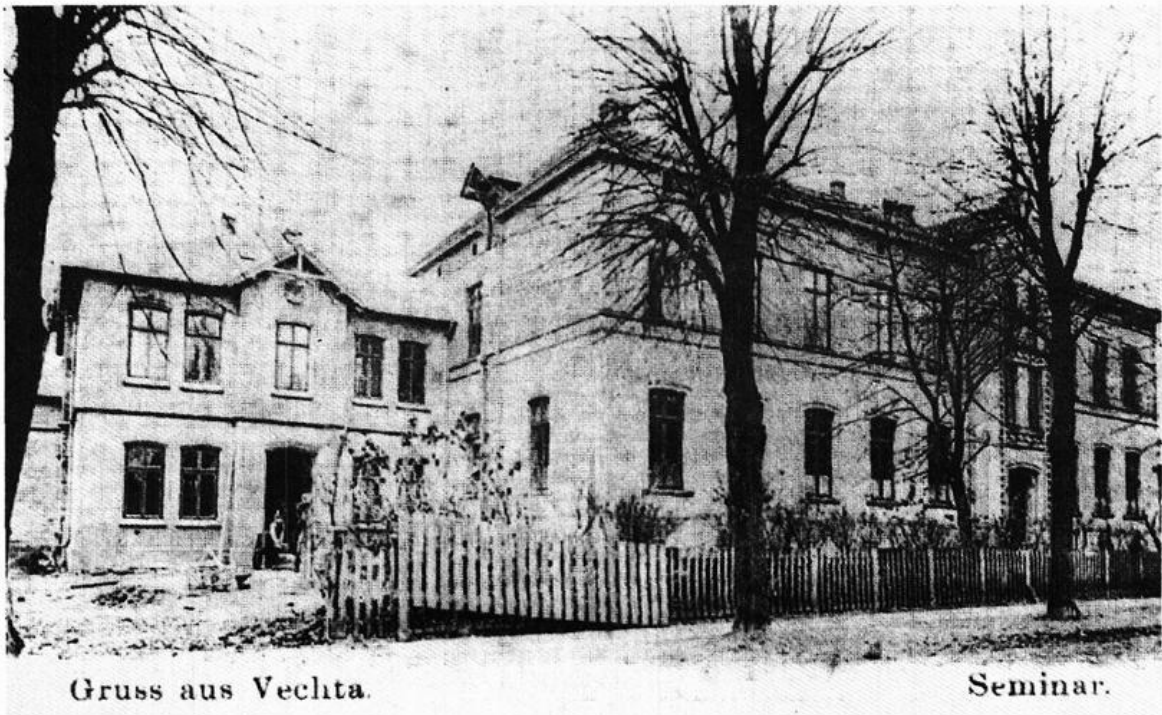
Abb. 1: Das Alte Gymnasium von 1846 in der Bahnhofstr. 5. Von 1846 bis 1860 fanden hier die Kurse der Normalschule statt, ab 1861 diejenigen des Lehrerseminars. Reproduktion: Universitätsarchiv Vechta

Oldenburger auf dem katholischen Lehrerseminar der Provinz Westfalen in Büren (heute Kreis Paderborn; seit 1825) ausbilden wollte, richtete der Großherzog 1830 in Vechta eine Normalschule ein.<sup>7</sup> Das war der Anfang der Lehrerausbildung in Vechta und damit letztlich auch der heutigen Universität Vechta.

Wegen der kurzen – höchstens einjährigen – Dauer der Kurse und wegen des Fehlens einer Übungsschule genügte die Vechtaer Normalschule jedoch nur sehr eingeschränkt den Erfordernissen einer zeitgemäßen

Lehrerausbildung. Auf Drängen des 1855 geschaffenen Katholischen Oberschulkollegiums in Vechta, dem in Oldenburg das Evangelische Oberschulkollegium entsprach und das die Schulaufsichtsbehörde für die katholischen Landesteile war, wurde daher 1861 ein Lehrerseminar eröffnet.<sup>8</sup> Dessen anfangs zweijährige Ausbildungsdauer wurde nach und nach auf sechs Jahre erhöht (1903). Zugangsvoraussetzung war der Abschluss der Volksschule. Ein erstes eigenes Gebäude erhielt das Lehrerseminar 1864, ein zweites 1912. Die Kurse der Normalschule hatten in einem Raum des Gymnasiums stattgefunden.

Während das evangelische Lehrerseminar in Oldenburg nur Männern offen stand, wurden in Vechta auf der Normalschule und auf dem Lehrerseminar bis 1878 auch Frauen ausgebildet. Danach gingen diese auf das private, staatlich anerkannte Lehrerinnenseminar, das die Schwestern Unserer Lieben Frau (ULF) 1877 in Vechta gegründet hatten. Es hat bis 1926, als alle Lehrerseminare in Oldenburg aufgehoben wurden, bestanden und hatte 1.039 Absolventinnen zu verzeichnen.<sup>9</sup> Im protestantischen Nordoldenburg gab es erst seit 1902 ein Lehrerinn-



*Abb. 2: Lehrerseminar in Vechta an der Marienstraße, heute befindet sich dort die Kinderklinik des St. Marienhospitals Vechta. Baubeginn nach 1861. Am 23. Juni 1864 fand dort erstmals Unterricht statt, 1912 wurde es umgebaut.*  
 Postkarte, Reproduktion: Universitätsarchiv Vechta





*Abb. 3: Großherzogliches Lehrerseminar nach dem Erweiterungsbau von 1912, Blick von Süden (Rückseite). Heute steht hier die Kinderklinik des St. Marienhospitals. Postkarte, Reproduktion: Universitätsarchiv Vechta*

nenseminar in Neuenburg, das sich ebenfalls in privater Trägerschaft befand.<sup>10</sup> Der oldenburgische Staat hatte also bis zum Ende der seminaristischen Ausbildung (1926) keine eigene Institution für die Ausbildung von Lehrerinnen geschaffen.

### Exkurs: Militärberechtigung

Möglicher Existenzgefährdung hat sich die Vechtaer Lehrerbildungsinstitution öfter gegenübergesehen. Eine solche drohte womöglich um 1900. Sie kam aus einer Richtung, die wir uns heute kaum noch vorstellen können, und hing einerseits mit der Militarisierung der Gesellschaft im Deutschen Kaiserreich von 1871 zusammen, andererseits mit dem gesellschaftlichen Aufstiegsstreben und dem Standesbewusstsein der Volksschullehrerschaft jener Zeit. Das gesellschaftliche Ansehen war sehr stark davon bestimmt, ob man beim Militär gedient hatte und in welchen Einheiten. Die zahlreichen Kriegervereine hielten dieses Bewusstsein wach.

Zuerst in Preußen, mit dem Oldenburg seit 1867 in militärorganisatorischer Hinsicht verbunden war, dann im ganzen Deutschen Reich gab es die Einrichtung des „einjährig-freiwilligen“ Militärdienstes.<sup>11</sup> Diese Einrichtung berechnete bestimmte Wehrpflichtige, freiwillig und auf eigene Kosten (für Unterbringung, Verpflegung, Ausrüstung usw.) einen auf ein Jahr verkürzten Wehrdienst – der normale dauerte seit 1893 zwei Jahre – zu leisten und als Reserveoffiziersanwärter abzuschließen. Diese Möglichkeit stand Schülern offen, die die sechs ersten Klassen des Gymnasiums (bis zur Untersekunda) erfolgreich absolviert hatten und vom Gymnasium abgingen. Die Volksschullehrer strebten dieses prestigeträchtige Privileg ebenfalls an, und der Reichskanzler hat dem für Preußen entsprochen, indem er dessen staatliche Lehrerseminare 1896 mit der sog. „Militärberechtigung“ für den einjährig-freiwilligen Dienst ausstattete. Den beiden oldenburgischen Lehrerseminaren wurde dieses Recht jedoch 1898 verweigert, da sie zu diesem Zeitpunkt beide noch keine sechsjährige Ausbildung anboten, die die Voraussetzung dafür bildete.

Bei dem hohen Prestigewert der Anwartschaft auf den Reserveoffizier drohte somit womöglich eine „Abstimmung mit den Füßen“ der Art, dass Seminaristen, die dieses Ziel anstrebten, ein Lehrerseminar mit Militärberechtigung außerhalb Oldenburgs besucht hätten. Das hat dazu geführt, dass Regierung und Landtag zu Oldenburg die erforderlichen finanziellen Mittel zur Verfügung stellten, die es ermöglichten, die Ausbildung an den beiden Seminaren ab 1903 auf einen sechsjährigen Kurs auszuweiten, aus dem 1909 die ersten Absolventen entlassen wurden. 1906 – gewissermaßen auf halber Strecke des ersten Kurses – verlieh der Reichskanzler dem Vechtaer Lehrerseminar die Militärberechtigung. Die Verdoppelung der Vechtaer Seminaristenzahl von 1901 bis 1914 (von 48 auf 111) war mit Sicherheit nicht allein darauf zurückzuführen. Jedenfalls aber hatte ein zeittypisches gesellschaftliches Prestigestreben der Volksschullehrer die institutionelle Verbesserung der Lehrerausbildung im Großherzogtum Oldenburg vorangetrieben.

### Pädagogischer Lehrgang (1928-1933) und Lehrerbildungsanstalt (1941-1945)

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu einer neuen Weichenstellung bei der Lehrerausbildung, als die Reichsschulkonferenz von 1920 den





Abbau der Lehrerseminare bis 1927 beschloss. An deren Stelle sollte eine akademische Lehrerausbildung treten, die auf eigenen Hochschulen oder durch institutionelle Angliederung an Universitäten geschehen sollte. Folglich hob der Freistaat Oldenburg die Lehrerseminare in Oldenburg und Vechta zum Jahre 1927 auf. Da künftig das Abitur die Zugangsvoraussetzung für die Ausbildung zum Lehrer sein sollte, wurde 1922 in Vechta eine Deutsche Oberschule (Aufbauschule) eingerichtet, die in sechs Jahren vom Volksschulabschluss zum Abitur führte und so begabten Volksschülern nach der Aufhebung der Lehrerseminare das Eingangstor zum Lehrerberuf und zu anderen akademischen Berufen öffnete.<sup>12</sup>

Als Nachfolgeinstitution des Lehrerseminars wurde nach dem Muster der preußischen Pädagogischen Akademien 1926 in Oldenburg ein Pädagogischer Lehrgang für evangelische Lehramtsstudenten,<sup>13</sup> 1928 in Vechta ein solcher für katholische Bewerber eingerichtet. Zu diesen Lehrgängen hatten auch Frauen Zugang. Der Pädagogische Lehrgang wies gegenüber dem Lehrerseminar erhebliche strukturelle Veränderungen auf. Er war dem Ministerium für Kirchen und Schulen direkt unterstellt und nicht mehr dem Katholischen bzw. dem Evangelischen Oberschulkollegium. Die Dozenten waren in der Mehrzahl promoviert und wiesen teilweise die für die Lehrerbildung als ideal angesehene Verbindung von Seminausbildung und anschließendem Universitätsstudium mit einer Promotion als Abschluss auf. Den Dozenten und den Studierenden, die das Abitur haben mussten, waren Mitwirkungsrechte zugestanden. Durch den Pädagogischen Lehrgang wurde in Vechta wie in Oldenburg eine neue Epoche der Lehrerausbildung eingeleitet: die akademische. Die Anregungen dazu waren hauptsächlich von Preußen ausgegangen, das damals die ersten Pädagogischen Akademien gründete. Diese neue Form blieb allerdings nur ein kurzzeitiges Intermezzo, da der Freistaat Oldenburg den Pädagogischen Lehrgang aus Finanznot 1933 sowohl in Oldenburg wie in Vechta schloss. Grund dafür war auch ein seit 1928 sich einstellender starker Lehrerüberschuss mit einer daraus folgenden hohen Lehrerarbeitslosigkeit. An diese Konzeption der Lehrerausbildung konnte aber nach dem Ende des NS-Regimes und des Zweiten Weltkriegs angeknüpft werden.

1933 schien es zunächst so, als sei mit dem Ende des Pädagogischen Lehrgangs für Vechta die Zeit der Lehrerausbildung endgültig vorbei.



Da die Nationalsozialisten die Lehrerausbildung entkonfessionalisierten und da Vechta als Standort einer „Hochschule für Lehrerbildung“, wie Oldenburg 1936 eine erhielt,<sup>14</sup> nicht in Frage kam, war der Traditionsstrang der konfessionellen, inzwischen akademisch gewordenen Lehrerausbildung gekappt. Wer in dieser Zeit Lehrer oder Lehrerin werden wollte, musste ins „Ausland“ gehen, faktisch in der Regel an Pädagogische Akademien in Preußen.

Ende der 1930er-Jahre gestalteten die Nationalsozialisten die Lehrerausbildung um. Es wurden Aufbaulehrgänge für Volks- und Mittelschüler eingerichtet, die als Zubringer für die Hochschulen für Lehrerbildung gedacht waren.<sup>15</sup> In Vechta begann der organisatorische Aufbau eines solchen Lehrgangs am 1. April 1940.<sup>16</sup> Als die Aufbaulehrgänge 1941 in Lehrerbildungsanstalten umgewandelt wurden, wurde am 1. April 1941 in Füchtel die „Oldenburgische Lehrerbildungsanstalt Vechta i.O.“ eingerichtet. Für ihre Unterbringung wurde das Dominikanerkloster Füchtel beschlagnahmt. Auf der Lehrerbildungsanstalt sollten die künftigen Lehrer, die auch „Kulturwalter“ in den Dörfern werden sollten, ganz im nationalsozialistischen Geiste erzogen werden, mit viel Körpererertüchtigung und Volkstumskunde, aber natürlich ohne Religionsunterricht. Für die „Jungmannen“ war eine fünfjährige Ausbildung vorgesehen, die jedoch keiner von ihnen zu Ende bringen konnte. Die 1945 mit dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ verschwundene Lehrerbildungsanstalt war also wie der Pädagogische Lehrgang nur ein Zwischenspiel.

### Pädagogische Akademie (1946-1947) und Pädagogische Hochschule (1948-1973)

Nachdem bereits im Herbst 1945 in Oldenburg eine Staatliche Pädagogische Akademie gegründet worden war,<sup>17</sup> wurde am 19. März 1946 auch in Vechta eine Lehrerausbildungsstätte dieses Typs eröffnet.<sup>18</sup> Beide waren konfessionell gebunden.<sup>19</sup> An der Akademie konnten sich auch – wie schon im Pädagogischen Lehrgang – Studentinnen einschreiben. Der erste Kurs umfasste nur ein Jahr. Nach der Eingliederung Oldenburgs in das Land Niedersachsen (1. November 1946) wurde die Pädagogische Akademie Vechta von diesem übernommen und erhielt durch Erlass vom 31. Dezember 1947 die Bezeichnung „Pädagogische Hochschule“. Die Dauer des Studiums, das durch





*Abb. 4: Altes Gymnasium an der Bahnhofstraße, in dem die Pädagogische Hochschule (PH) von 1947 bis 1961 untergebracht war.*

*Foto: unbekannt, Reproduktion: Universitätsarchiv Vechta*

hohe Praxisanteile (je ein Sozial-, Stadtschul- und Landschulpraktikum) gekennzeichnet war, wurde 1953 von vier auf sechs Semester heraufgesetzt. Zugleich verringerte sich nach und nach die Zahl der zu studierenden Unterrichtsfächer.

Die Pädagogische Hochschule Vechta, deren Studierendenzahl sich von knapp 200 im Wintersemester 1946/47 auf etwa 600 im Wintersemester 1968/69 verdreifachte, konnte ihren Einzugsbereich über das Oldenburger Münsterland hinaus in das Osnabrücker Land und das Emsland ausweiten. Das hing auch damit zusammen, dass sie die einzige katholische Pädagogische Hochschule Niedersachsens war. Dieser konfessionelle Charakter wurde im Konkordat zwischen der Katholischen Kirche und dem Lande Niedersachsen vom 26. Februar 1965 „gewährleistet“ (Art. 5, Abs. 2), fiel aber – aufgrund der konkordatären Vereinbarungen von 1973 – mit der Eingliederung Vechtas in die Universität Osnabrück weg.<sup>20</sup> Ihren ersten Neubau erhielt die bis dahin im alten Gymnasium an der Bahnhofstraße untergebrachte Pädagogische Hochschule 1961 an der Driverstraße. Nach



*Abb. 5: Der erste, 1961 bezogene Neubau der PH an der Driverstraße; heutiger A-Trakt mit Hörsaal B1, von Osten her gesehen.*

*Postkarte, Reproduktion: Universitätsarchiv Vechta*

und nach entstand hier durch Erweiterungs- und Neubauten eine campusartige Hochschulanlage mit Bibliothek und Mensa (beide 1983).<sup>21</sup> Wenn im Jahre 2011 das geplante Hörsaalgebäude grundgelegt ist, kann man zugleich das 50-jährige Jubiläum dieses Universitätskomplexes feiern.<sup>22</sup>

Am 1. April 1969 wurden alle Pädagogischen Hochschulen des Landes als Abteilungen der „Pädagogischen Hochschule Niedersachsen“ (PHN) zusammengefasst. Außer der Einführung eines Diplomstudiengangs Erziehungswissenschaft hat dies für Vechta wie für Oldenburg und Osnabrück kaum eine prägende Wirkung gehabt. Denn viel stärker interessierten an allen drei Standorten die gleichzeitig beginnenden Planungen der Landesregierung für die Gründung einer Universität in Westniedersachsen. Für Vechta entstand dadurch die Gefahr, nicht mehr Hochschulstandort zu bleiben, wenn die Integration seiner Pädagogischen Hochschule in eine neue Universität in der Form räumlicher Verlagerung nach Oldenburg oder Osnabrück vollzogen würde, wie es diskutiert wurde.<sup>23</sup>



## Universität Osnabrück –

## Abteilung bzw. Standort Vechta (1973-1994)

Durch das Gesetz über die Universitäten Oldenburg und Osnabrück vom 5. Dezember 1973 wurde die PHN-Abteilung Vechta als Abteilung in die Universität Osnabrück eingegliedert. Dies entsprach – bis auf die Zuordnung zu Osnabrück statt zu Oldenburg – im Wesentlichen einem von der PHN-Abteilung favorisierten Modell der Integration, das als wichtigste Bestandteile Standortsicherung, Teilautonomie, religionspädagogischen Schwerpunkt und Gymnasiallehrausbildung aufwies. Für die Erreichung dieser Ziele erwies sich das Konkordat von 1965 als verlässlicher Rechtsboden, da die Katholische Kirche sich die angestrebten Ziele weitgehend zu eigen machte. Gewissermaßen im Tausch für die Entkonfessionalisierung wurden der Standort, dessen Teilautonomie und die Ausbildung katholischer Religionslehrer gesichert. In der Vereinbarung zur Konkordatsänderung vom 21. Mai 1973 heißt es, dass die PHN-Abteilung Vechta „im Zuge des Ausbaus des Hochschulwesens im Westen des Landes Niedersachsen in die künftige Universität Osnabrück als deren Abteilung eingegliedert“ wird (Abschnitt I, Nr. 1). Um den „Erwerb der Lehrbefähigung in Katholischer Religion, künftig aber für alle Schulstufen“, zu ermöglichen und „die wissenschaftliche Forschung in dieser Disziplin zu gewährleisten, wird ein für beide Standorte gemeinsamer Fachbereich für Katholische Theologie und Religionspädagogik ... eingerichtet werden“ (Abschnitt I, Nr. 2); er „wird einen Schwerpunkt der künftigen Abteilung Vechta der Universität Osnabrück bilden“ (Abschnitt I, Nr. 3).<sup>24</sup> Außer in Katholischer Religion sollte der Erwerb der Lehrbefähigung für die Sekundarstufe II (Gymnasium) auch in den Fächern Deutsch, Englisch und Mathematik ermöglicht werden (Abschnitt I, Nr. 5). Im Zusatzprotokoll zu dieser Vereinbarung wurde eine Erweiterung dieses Fächerangebots, „soweit sich hierfür eine Notwendigkeit erweisen sollte“, nicht ausgeschlossen (Nr. 3). Das führte dazu, dass schließlich in acht Fächern das Gymnasiallehramtsstudium angeboten wurde: außer den genannten auch in Erdkunde, Latein, Sozialkunde und Sport. Für die Grundschule und die Sekundarstufe I wurde auch in Vechta die Mitte der 1970er-Jahre eingeführte Einphasige Lehrerausbildung praktiziert, in der die sonst dem Hochschulstudium folgende schulpraktische Ausbildungsphase in diese integriert war. Nachdem diese schulstufenbezogene Ausbildungsform 1977 aufgehoben worden war, erhielt



Vechta zum Wintersemester 1978/79 für zehn Fächer den grundständigen Realschullehrerstudiengang, den es bereits 1969 bei der Eingliederung in die PHN gefordert hatte. Vorher konnte die Befähigung für das Lehramt an Realschulen in Zusatzkursen erworben werden.

Schließlich wurde das Vechtaer Studienangebot um Nicht-Lehramts-Studiengänge erweitert. Zu dem Diplomstudiengang Erziehungswissenschaft traten die Magisterstudiengänge Anglistik, Germanistik, Neuere Geschichte und Sozialwissenschaften und Aufbau-, Ergänzungs- und Zusatzstudiengänge in Erziehungswissenschaft, Gerontologie und Umweltmonitoring hinzu. Zur Intensivierung der Forschung wurde eine Reihe von Instituten eingerichtet: das Institut für Katholische Religionspädagogik und ihre theologischen Grundlagen (1986), das Institut für Geschichte und Historische Landesforschung (1990), das Institut für Interdisziplinäre Gerontologie (1990) und das Institut für Strukturformung und Planung in agrarischen Intensivgebieten (ISPA; 1991). Teilweise in Räumen der Hochschule untergebracht wurde das Forschungs- und Studienzentrum für Veredelungswirtschaft Weser-Ems des Fachbereichs Agrarwissenschaften der Universität Göttingen (1986/1992).<sup>25</sup>



*Abb. 6: Die 1983 übergebenen Campus-Gebäude mit Bibliothek, Mensa und N-Trakt, von Osten her gesehen. Foto: unbekannt*



Trotz solcher Verbreiterung des Studiengangs- und Forschungsspektrums konnte keine Rede davon sein, dass „Aufbau und Ausbau“ der Abteilung Vechta „von der Landesregierung mit den Hochschuleinrichtungen in Osnabrück gleichmäßig gefördert“ worden wären, wie die konkordatäre Vereinbarung von 1973 es vorsah (Abschnitt I, Nr. 6). Vielmehr ergaben sich zwischen dem Hauptstandort der Universität und ihrer Abteilung Vechta, die durch die NHG-Novellierung von 1989 in „Universität Osnabrück – Standort Vechta“ umbenannt wurde, schon bald zahlreiche Reibungen und Missstimmungen. Zur Behebung dieser Schwierigkeiten wurden zwei Lösungen vorgeschlagen: einerseits die Schließung des Standorts Vechta, die durch entsprechende Voten des Wissenschaftsrats (1987) und der Hochschulstrukturkommission des Landes Niedersachsen (1990) nahe gelegt und von der SPD-geführten Landesregierung Anfang der 1990er-Jahre als Ziel proklamiert wurde,<sup>26</sup> andererseits eine Verselbstständigung Vechtas. Etwas mehr Gleichberechtigung erhielt der Standort Vechta, als durch die NHG-Novellierung von 1989 seine Verwaltungskommission durch einen eigenen Senat ersetzt wurde, dessen Sitzungen von dem Vechta-er Vizepräsidenten der Universität einzuberufen und zu leiten waren. Für die in der Konkordatsvereinbarung vorgesehenen Gymnasialfächer wurden die erforderlichen Professorenstellen bereitgestellt, deren Inhaber allerdings nach Wegfall dieses Studiengangs im Jahre 1995 größtenteils an andere Universitäten versetzt wurden.<sup>27</sup> Die Zahl der Studierenden nahm wegen des breiteren Studienangebots zunächst einen Aufschwung von knapp 800 im Wintersemester 1972/73 auf gut 1.200 im Wintersemester 1978/79, fiel dann aber auf etwa 600 im Sommersemester 1990, was der Schließungsdiskussion Auftrieb gab. Einen großen Sprung nach oben auf knapp 1.200 Studierende gab es im Wintersemester 1991/92, deren Zahl dann Jahr für Jahr auf 2.134 im Wintersemester 1998/99 anstieg. Diese Zunahme hat sich nach einem leichten Rückgang (im Wintersemester 2000/01: 1.871) fortgesetzt, so dass die Zahl sich nach einem Höchststand von 3.585 im Wintersemester 2006/07 derzeit bei etwa 3.150 Studierenden (WS 2010/11) eingependelt hat.

Mit dem Anstieg der Studierendenzahlen war auch eine erneute Ausweitung des Einzugsbereichs verbunden. War das ursprünglich oldenburgisch-emsländisch-osnabrückische Kerngebiet bereits Ende der 1970er-Jahre nach Osten in den Raum bis zur Weser und im Norden



bis nach Ostfriesland hinein überschritten, so hatte sich der Einzugsbereich Anfang der 1990er-Jahre deutlich auf Orte östlich der Weserlinie und im Süden bis nach Nordrhein-Westfalen hinein ausgedehnt. Inzwischen kommen – nicht zuletzt bedingt durch neue Studiengänge im Bereich Soziale Dienste/Gerontologie – Studierende aus fast allen Teilen Deutschlands nach Vechta.

### Hochschule Vechta (1995-2010)

Nach der Landtagswahl vom 13. Mai 1990 zog die neue Landesregierung unter Gerhard Schröder (SPD und GRÜNE) aus der Auffassung des Wissenschaftsrates (1987) und der Hochschulstrukturkommission (1990), dass der Universitätsstandort Vechta nicht fortbestehen sollte, die Konsequenz, diesen aufzulösen und die dort vorhandenen Kapazitäten an die Universitäten Osnabrück und Oldenburg zu verlagern. An die Stelle der Universitätsabteilung sollte in Vechta eine Fachhochschule treten, deren Schwerpunkt hauptsächlich agrarwirtschaftliche und agrar- und lebensmitteltechnische Studiengänge bilden sollten. So war die Rede von „Agrarbusiness“.<sup>28</sup>

Um die Schließungsabsicht der Landesregierung, die Ministerpräsident Schröder am 23. April 1991 in Vechta bekräftigte, zu vereiteln und den Erhalt der Universität am Standort Vechta zu sichern, bildete sich 1991 die „Bürgerinitiative PRO UNI im Oldenburger Münsterland“, die schließlich 22.000 Mitglieder zählte. Die entscheidende Rolle aber spielte auch diesmal die Katholische Kirche, die sich für den Erhalt Vechtas einsetzte.

Da die beabsichtigte Aufhebung des Universitätsstandorts wegen des Konkordatsschutzes nur im Einvernehmen mit der Katholischen Kirche möglich war, schlug das Land dem Apostolischen Nuntius im Sommer 1991 die Aufnahme von Gesprächen vor. Aus den darauf folgenden Verhandlungen ging der am 29. Oktober 1993 unterzeichnete „Vertrag zwischen dem Heiligen Stuhle und dem Lande Niedersachsen zur Änderung des Konkordats vom 26. Februar 1965“ hervor.<sup>29</sup> Der für die Lehrerausbildung in Vechta maßgebende Art. 5 Abs. 2 des Konkordats enthielt nunmehr folgende zentrale Aussagen: „Der Standort Vechta der Universität Osnabrück wird ... in eine selbständige Hochschule umgewandelt und mit einer besonderen Rechtsstellung versehen; dabei bleibt die Ausbildung für die Lehrämter an Grund- und Hauptschulen



sowie an Realschulen für das Fach Katholische Religion gewährleistet. An der Universität Osnabrück erfolgt die Ausbildung von Lehrkräften aller Schulstufen unter Einschluss des Lehramts an Berufsbildenden Schulen“ (Art. 1). Folge der Verselbstständigung Vechtas war die Auflösung des Gemeinsamen Fachbereichs für Katholische Theologie und Religionspädagogik, an dessen Stelle an jedem Standort ein Institut treten sollte, dem auch bestimmte Fachbereichszuständigkeiten zugewiesen wurden. Beide Institute sollten „bei der Sicherstellung des Lehrangebots beider Hochschulen ..., insbesondere bei der Lehramtsausbildung“ zusammenwirken. Das geschieht bis heute.

Während die Aussagen zum Fach Katholische Religion gemäß dem kirchlichen Interesse im geänderten Konkordat selbst enthalten waren, wurden die übrigen Vereinbarungen über den Status der Hochschule Vechta in einer „Durchführungsvereinbarung“ (ebenfalls vom 29. Oktober 1993; abgekürzt DV) festgehalten, die eine entsprechende Vereinbarung vom 15./16. Mai 1973 ersetzte. War der Verlust der acht Studiengänge für das Lehramt an Gymnasien gewissermaßen der Preis für den Fortbestand und die Verselbstständigung Vechtas, wurden „die Studiengänge für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen, für das Lehramt an Realschulen sowie der Diplom-Studiengang Pädagogik“ als „Grundbestand“ gewährleistet. „Für die Lehramtsstudiengänge ist sicherzustellen, dass alle wichtigen Fächer (mindestens zwölf) und Fächerkombinationen angeboten werden“ (DV I C 1). Zu den gesicherten Fächern gehörten Deutsch, Mathematik, Sachunterricht und Katholische Religion, „die so auszustatten sind, dass auch die Förderung und Heranbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses gewährleistet ist“ (DV I C 2a), und Geschichte, Englisch, Sport, Musik und Kunst (2b). „Die natur- und sozialwissenschaftlichen Fächer sind so auszustatten, dass die Zubringerfunktion für den Sachunterricht (sog. Bezugsfächer) sichergestellt ist“ (DV I C 2). Bezugsfächer für das Grundschulfach Sachunterricht waren Biologie, Chemie, Physik, Erdkunde, Geschichte und Sozialkunde.

Über den erwähnten Grundbestand hinaus sollte die Hochschule „erhalten und ausgebaut“ werden, „insbesondere durch den Aufbau neuer wissenschaftlicher Studiengänge“. Ihre Finanzierung sollte, wenn auch nicht ausschließlich, „aus den freiwerdenden Stellen der Gymnasiallehrerausbildung und sonstigen Stellenabgängen, soweit diese für die Lehrerausbildung entbehrlich sind“, erfolgen (DV I D 1). Außer dieser



Schmälerung der Lehrerausbildung, bei der ab dem Wintersemester 1998/99 auch die Bezugsfächer Chemie, Physik und Sozialkunde abgebaut wurden, wurden im Bereich des geisteswissenschaftlichen Fächerspektrums die Magisterstudiengänge Anglistik und Germanistik für auslaufend erklärt, so dass nur noch Neuere Geschichte und Sozialwissenschaften übrig blieben. Neue Diplomstudiengänge wurden in Gerontologie und Umweltwissenschaften, neue Aufbaustudiengänge in Erziehungswissenschaft, Gerontologie und Naturschutz eingerichtet. Bezüglich der Lehramtsausbildung hieß es im Schlussprotokoll der Konkordatsänderung vom 29. Oktober 1993: „Die Vertragspartner sehen übereinstimmend in der Lehramtsausbildung einen tragenden Schwerpunkt der Hochschule Vechta“ (Punkt 6) und in der Begründung zum Änderungsgesetz vom 12. Juli 1994: „Die Lehrerausbildung soll mithin weiterhin Schwerpunkt dieser Hochschule bleiben“ (A I 2.1).<sup>30</sup> In der jüngsten Änderung der Durchführungsvereinbarung zum Konkordat vom 27. Oktober 2006 wurden als „Schwerpunkte“ und „Grundbestand an Studienangeboten ... gewährleistet“: „a) Lehramt an Grund-, Haupt- und Realschulen, b) Gerontologie/Soziale Dienstleistungen, c) die für das Lehramt erforderlichen Fachrichtungen im Rahmen der Berufswissenschaften“, wobei Landesregierung und Katholische Kirche „sich auf den vorzuhaltenden Fächerbestand“ verständigen. Zugleich wurde eine Existenzgarantie vereinbart: „Die Hochschule Vechta wird erhalten und entsprechend den Möglichkeiten des Landes ausgebaut.“<sup>31</sup>

Über neue wissenschaftliche Studiengänge Entscheidungen zu treffen, sollte ab 1995 „insbesondere dem Hochschulrat überlassen“ sein.<sup>32</sup> Die Bildung dieses Gremiums, dessen Mitglieder auf Vorschlag des Landes (7), der Katholischen Kirche (3) und der Hochschule (3) von der Landesregierung ernannt wurden und nicht Mitglieder der Hochschule sein durften, war etwas völlig Neues in der deutschen Hochschullandschaft. Der Hochschulrat vereinigte in rechtssystematisch fragwürdiger Weise Kompetenzen der Staatsaufsicht und der akademischen Selbstverwaltung, indem er während einer Übergangszeit von fünf Jahren auch bestimmte Aufgaben des Senats, des zentralen Selbstverwaltungsgremiums der Hochschule, wahrnahm. So sollte er „insbesondere an der Entwicklung der Hochschule und an der Studienreform“ mitwirken.<sup>33</sup> Der Hochschulrat hat Gestalt und Geschick der Hochschule seit 1995 maßgeblich bestimmt, ehe seine Zuständigkeit im Hochschulreformgesetz von 2002 hauptsächlich auf die Beratung von Präsidium und

Senat eingegrenzt wurde (§ 52),<sup>34</sup> wozu im NHG von 2007 das ausdrückliche Recht trat, „zu allen die Hochschule betreffenden Fragen Auskünfte vom Präsidium und vom Senat zu verlangen“ (§ 52).<sup>35</sup> Neben der Errichtung neuer Studiengänge hatte er mit der Begründung, dass dadurch die Forschung effektiver organisiert sei, die Bildung weiterer Institute betrieben. Im Wintersemester 1998/99 gab es neun Institute; inzwischen (2010) sind es nach mehrfachen Wechseln in der Zusammensetzung sieben und fünf „Zentren“; sieben Fächer sind nicht institutsgebunden.

Im Gegensatz zur Vielfalt und Kleinteiligkeit im Bereich der Forschungsorganisation hat der Hochschulrat auf dem Felde der akademischen Selbstverwaltung eine Politik der Einschränkung und Zentralisierung verfolgt. Am einschneidendsten war dabei die Abschaffung der vorher schon von vier auf zwei verringerten Fachbereiche und die Übertragung ihrer Aufgaben auf den Senat zum 1. Oktober 1998 – übrigens gegen dessen Votum. Dies führte zu einer Schwächung der überkommenen akademischen Selbstverwaltung zugunsten der Stärkung der Hochschulleitung. Letztere wurde durch das Hochschulreformgesetz von 2002, welches die Rektoratsverfassung durch eine Präsidialverfassung ersetzte, weiter gestärkt, wie dessen Bestimmungen über die Kompetenzen des Präsidiums (§ 37), des Senats (§ 41) und des Hochschulrats (§ 52) zeigen.<sup>36</sup> Dass die Meinungen über die Politik des bis 2002 noch mit starker Entscheidungsbefugnis ausgestatteten Hochschulrats geteilt waren, kann nicht überraschen.<sup>37</sup>

Der Wissenschaftsrat äußerte in seinem Gutachten vom 22. Januar 1999, er habe „den Eindruck gewonnen, dass zwischen den Beteiligten kein Einvernehmen über die Rollenverteilung zwischen Hochschulrat und Hochschulsenat hergestellt werden konnte. Daraus resultiert, dass sich zwischen den Institutionen keine einheitliche Profil- und Zukunftsvorstellung für die Hochschule entwickelt hat, ...“ Die „für die Akzeptanz des Rates in der Hochschule“ erforderliche „Vertrauensbasis“ scheinbar „erkennbar gestört“.

Zusammenfassend stellte er fest: „Nach ihrer Verselbständigung hat die Hochschule es nicht vermocht, ihre historisch bedingten strukturellen Mängel zu beseitigen. Sie setzt sich aus inkohärenten Einzelelementen einer Pädagogischen Hochschule, einer Fachhochschule und einer Universität zusammen. Ihre Schwerpunkte liegen im Bereich der Lehrerbildung, der Sozialen Arbeit sowie der Umweltwissenschaften.“





*Abb. 7: Neubau des Hörsaalgebäudes, das 2012 fertiggestellt sein soll. Stand der Bauarbeiten im Juli 2011 Bild: Pressestelle der Universität Vechta*

Und schließlich: „Weder Hochschulrat noch Hochschule verfügen derzeit über ein Konzept, das der Hochschule eine zukunftsfähige Existenz sichern könnte.“<sup>38</sup>

Die Existenz Vechtas schien also wie zehn Jahre zuvor erneut gefährdet. Die Existenzgarantie, die Nuntius Giovanni Lajolo und Ministerpräsident Sigmar Gabriel (SPD) im November 2002 für die Hochschule verabredeten, und eine neue konkordatäre Durchführungsvereinbarung (Oktober 2006) ermöglichten dann verlässliches Planen. Es führte, nachdem 2005 die Vechtaer Abteilung der Katholischen Fachhochschule Norddeutschland in die Hochschule Vechta eingegliedert worden war, zum Bau der neuen Säule Gerontologie/Soziale Dienstleistungen. Eine grundlegende Änderung der Studienstruktur brachte die gemäß dem sog. „Bologna-Prozess“ im Wintersemester 2003/04 begonnene Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen. Nach wie vor aber strebt die größte Zahl der Vechtaer Studierenden ein Lehramt an Grund-, Haupt- und Realschulen an. Somit ist die Lehrerausbildung weiterhin die Hauptsäule auch der nominell zweiten Universität in Vechta, nachdem es hier seit 1973 schon eine Teil-Universität gegeben hatte.

Möge es dieser der Bezeichnung nach neuen, aber inhaltlich mit älteren Traditionsbeständen ausgestatteten Universität gelingen, in der Lehre



durch sachgemäß reflektierte didaktische Stoffauswahl und durch im Wortsinne ansprechende, also nicht nur technisch-mediale Methodik zu glänzen. Mögen ihre Forscher durch gediegene wissenschaftliche Arbeiten in der Gelehrtenzunft ihrer jeweiligen Disziplin Ansehen gewinnen. Wenn das den in der Lehre und Forschung hier Tätigen gelingt, kann die Universität Vechta, obwohl sie eine quantitativ vergleichsweise schmale Institution ist, einen guten Ruf erlangen. Das ist ihr nach bisher 180-jähriger, wenn auch nicht immer krisenfreier Existenz und Bewährung zu wünschen.

#### Anmerkungen

- \* Überarbeitete und erweiterte Fassung des Vortrags, der anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Weite Wege. Von der Normalschule zur Universität Vechta“ in der Universitätsbibliothek Vechta am 29. Oktober 2010 gehalten wurde.
- <sup>1</sup> Niedersächsisches Gesetz- und Verordnungsblatt Jg. 64, Nr. 16 (18. Juni 2010), S. 242-248, hier S. 242 (künftig zitiert: Nds. GVBl.); in Konsequenz dessen wurde im Niedersächsischen Hochschulgesetz (NHG) in der Fassung vom 26. Februar 2007 in dessen § 54 „Besondere Bestimmungen für die Hochschule Vechta“ [Nds. GVBl. Nr. 5/2007 (1.3.2007), S. 89] das Wort „Hochschule“ durch das Wort „Universität“ ersetzt (S. 247).
  - <sup>2</sup> Amtliches Mitteilungsblatt der Hochschule Vechta Nr. 1, 1997, S. 12.
  - <sup>3</sup> Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*. München 1983; 46.-51. Tausend 1994, S. 11. – Jüngste Forschungsberichte zu den im Folgenden genannten Einschnitten von 1803 und 1806: Alwin Hanschmidt, *Die Säkularisation von 1803 nach 200 Jahren. Eine Umschau in der Literatur zu einem „Mega-Ereignis“ historischen Gedenkens*. In: *Historisches Jahrbuch* 129, 2009, S. 387-459. – Horst Carl, *Epochenjahr 1806? Neue Forschungen zum Ende des Alten Reiches*. In: *Zeitschrift für Historische Forschung* 37, 2010, S. 249-261.
  - <sup>4</sup> Karl Steinhoff, *Das Seminar in Oldenburg*, in: Karl Steinhoff/Wilhelm Purnhagen, *Die Evangelischen Seminare (Geschichte der oldenburgischen Lehrerbildung, Bd. 1)*. Oldenburg 1979, S. 10-194, hier S. 31-56.
  - <sup>5</sup> Alwin Hanschmidt, *Schulverordnung – Schulvisitation – Schulkommission – Lehrerprüfung – Normalschule. Die Entstehung der Institutionen der Elementarschulreform im Fürstbistum Münster 1772 bis 1784*. In: *Elementarschulverhältnisse im Niederstift Münster im 18. Jahrhundert. Die Schulvisitationsprotokolle Bernard Overbergs für die Ämter Meppen, Cloppenburg und Vechta 1783/84*. Hrsg. von Alwin Hanschmidt. Münster 2000, S. 152-174.
  - <sup>6</sup> Alwin Hanschmidt, *Von der Normalschule in Münster (1784) zur Normalschule in Vechta (1830). Zur Vorgeschichte der Lehrerbildung für das Oldenburger Münsterland*. In: *Von der Normalschule zur Universität. 150 Jahre Lehrerausbildung in Vechta 1830-1980*. Hrsg. von Alwin Hanschmidt und Joachim Kuroпка. Bad Heilbrunn 1980, S. 9-54 (künftig zitiert: Hanschmidt/Kuroпка, *Normalschule/Universität*). – Ders., *Die Prüfung der Lehrer der Kreise Cloppenburg und Vechta im Jahre 1817. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehrerausbildung*. In: *Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland* 1980, S. 64-80. Wiederabgedruckt in: Alwin Hanschmidt, *Schule – Lehrerbildung – Universität. Studien zur Bildungsgeschichte*. Vechta 2004, S. 189-211. – Ders., *Die erste Lehrerprüfung in Vechta im Jahre 1804*. In: *Heimatblätter der Oldenburgischen Volkszeitung (Vechta)* 70, 1991, S. 2-3, 14-15, 26.



- <sup>7</sup> Rudolf Willenborg, Die Normalschule (1830-1861). Versuch einer eigenständigen Lehrerbildung in Vechta. In: Hanschmidt/Kuropka, Normalschule/Universität (wie Anm. 6), S. 55-113.
- <sup>8</sup> Hermann von Laer, Bildungsexpansion als Reaktion. Die Entwicklung des Seminars und die Ausbildung zum Volksschullehrer 1860-1918. In: Hanschmidt/Kuropka, Normalschule/Universität, S. 115-173. – Alwin Hanschmidt, Cloppenburg als Sitz des katholischen Lehrerseminars? Örtliches Interesse und Ausbildungsbedingungen im Widerstreit (1860/61). In: Oldenburger Jahrbuch 88, 1988, S. 1-15. – Die genaue Bezeichnung des Seminars lautete: „Großherzogliches Katholisches Lehrerseminar zu Vechta“ (so der Kopf eines Zeugnisses aus dem Jahre 1917).
- <sup>9</sup> Zeitweilig wurde dieses Seminar nach Cloppenburg verlegt (1881-1895), und eine Zeitlang bestanden an beiden Orten Seminare (1895-1906), bis eine Aufteilung der Art stattfand, dass von 1906 bis 1922 in Cloppenburg die Präparandie, die auf den Seminarbesuch vorbereitete, und in Vechta das Seminar angesiedelt war (Birgitta Morthorst, Die Schwestern Unserer Lieben Frau in Vechta. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta. Hrsg. von der Stadt Vechta, Bd. III. Vechta 1978, S. 179-216, hier S. 182-183).
- <sup>10</sup> Wilhelm Purnhagen, Das Lehrerinnenseminar in Neuenburg. In: Steinhoff/Purnhagen, Die Evangelischen Seminare (wie Anm. 4), S. 241-263.
- <sup>11</sup> Dazu allgemein: „Das Institut der Einjährig-Freiwilligen“. In: Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1648-1939. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 2. Herrsching 1983, S. 87-103; darin heißt es, dass dieses Institut „in die Gesellschaftspolitik und Sozialpsychologie“ hineingereicht habe: „So gesehen wurde das Einjährigen-System begriffen als Klammer zwischen Armee, Schule und staatstragenden, staatsbejahenden Schichten, die unterhalb der Exklusivität des aktiven Offizierkorps erwünschte und benötigte Bindungen schaffte.“ (S. 97). – Bezüglich der oldenburgischen Lehrerbildung: Hermann von Laer, Bildungsexpansion (wie Anm. 8), S. 125-131.
- <sup>12</sup> Joachim Kuropka, Die akademische Lehrerausbildung und ihre Umgestaltung in der NS-Zeit. In: Hanschmidt/Kuropka, Normalschule/Universität, S. 175-257.
- <sup>13</sup> Heinrich van Freeden, Der Pädagogische Lehrgang (1926-1933). In: Geschichte der oldenburgischen Lehrerbildung, Bd. 2: Lehrerbildung zwischen 1926 und 1945. Oldenburg 1985, S. 23-123.
- <sup>14</sup> August Kelle, Die Hochschule für Lehrerbildung (1936-1940), in: Geschichte der oldenburgischen Lehrerbildung, Bd. 2, S. 145-160.
- <sup>15</sup> Wilma Havekost, Die Lehrerbildungsanstalt (1941-1945). In: Geschichte der oldenburgischen Lehrerbildung, Bd. 2, S. 163-210; darin auch zu den NS-Lehrerinnenbildungsanstalten in Dreibergen und Oldenburg.
- <sup>16</sup> Joachim Kuropka, Die akademische Lehrerausbildung (wie Anm. 12), Kapitel 5, S. 224-237. – Karl Holmer, Die Oldenburgische Lehrerbildungsanstalt Vechta (1940-1945). In: Geschichte der oldenburgischen Lehrerbildung, Bd. 2, S. 211-238.
- <sup>17</sup> Hilke Günther-Arndt, Lehrerbildung in Oldenburg 1945-1973. Von der Pädagogischen Akademie zur Universität. In: Geschichte der oldenburgischen Lehrerbildung, Bd. 3. Oldenburg 1991, S. 11-307, hier Kapitel 2, S. 33-74.
- <sup>18</sup> Joachim Kuropka, Lehrerbildung in der Nachkriegszeit. Pädagogische Akademie und Pädagogische Hochschule Vechta 1945-1969. In: Hanschmidt/Kuropka, Normalschule/Universität, S. 259-306. – Hans Watermann, Das Ringen um die Sicherung der PH Vechta und um die universitäre Entwicklung. Eine hochschulpolitische Odyssee. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta. Hrsg. von der Stadt Vechta, Bd. III. Vechta 1978, S. 101-149 (darin wird insbesondere der Einsatz des Landtagsabgeordneten Hans Watermann, CDU, deutlich).
- <sup>19</sup> In der PH Oldenburg gab es darüber in den 1950er- und 1960er-Jahren eine Kontroverse zwischen dem Lehrkörper und dem Kultusministerium. Während die Lehrenden behaupteten,



- mit der Übernahme der Pädagogischen Akademie als „Pädagogische Hochschule“ durch das Land Niedersachsen (1948) sei deren evangelische Konfessionsbindung hinfällig geworden, betonte der zuständige Referent im Kultusministerium noch 1963, es handle sich um eine evangelische PH (Günther-Arndt, Lehrerbildung, wie Anm. 17, S. 223-224). Faktisch versickerte die Konfessionalität in Oldenburg allmählich (Kuropka, wie Anm. 18, S. 282-288).
- <sup>20</sup> Gesetz zu dem Vertrag zur Änderung des Konkordats mit dem Heiligen Stuhle vom 16. Oktober 1973 (Nds. GVBl. 1973, S. 375; enthält die Konkordatsänderung vom 21. Mai 1973). – Werner Arens, Die Bestimmungen des Niedersächsischen Konkordats hinsichtlich der Universität Osnabrück. In: Nicht auf Sand gebaut. Beiträge zur Gründung und Entwicklung der Universität Osnabrück. Festschrift für Manfred Horstmann. Hrsg. von Rainer Künzel. Osnabrück 1990, S. 162-168.
- <sup>21</sup> Hermann Klostermann, Moderne Universitätsneubauten in Vechta ihrer Bestimmung übergeben. Minister und Bischof bekannten sich zum Ausbau des Hochschulstandortes Vechta. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1984, S. 324-331.
- <sup>22</sup> Inzwischen ist der erste Spatenstich am 6.4.2011 erfolgt. Das Gebäude soll 2012 in Benutzung genommen werden.
- <sup>23</sup> Alwin Hanschmidt, Die Pädagogische Hochschule Vechta auf dem Wege von der Abteilung der Pädagogischen Hochschule Niedersachsen zur Abteilung der Universität Osnabrück. Eine Skizze. In: Hanschmidt/Kuropka, Normalschule/Universität, S. 307-338. – Horst Wetterling, Die Gründung der Universität Osnabrück 1970-1975. Osnabrück 1977.
- <sup>24</sup> Gesetz zu dem Vertrag zur Änderung des Konkordats mit dem Heiligen Stuhle vom 16. Oktober 1973 (Nds. GVBl. 1973, S. 375; enthält die Konkordatsänderung vom 21. Mai 1973). – Zur Entwicklung von 1973 bis 1999: Alwin Hanschmidt, Hochschule Vechta. In: Oldenburg. Ein heimatkundliches Nachschlagewerk. Hrsg. vom Verband Bildung und Erziehung (VBE). Lönningen 1999, S. 285-292 (Teile dieses Artikels sind in das Vortragsmanuskript und dessen Überarbeitung eingeflossen).
- <sup>25</sup> Zur Situation um 1990: Jürgen Baurmann, Die Universitätsabteilung Vechta 1973-1989. Subjektive Sicht auf eine besondere Konstruktion. In: Festschrift für Manfred Horstmann (wie Anm. 20), S. 169-177. – Hans-Wilhelm Windhorst, Entwicklungsperspektiven für den Standort Vechta der Universität Osnabrück in den 90er Jahren. In: Ebd., S. 178-185. – Zum Stand 1994: Wilfried Bruns, Standort Vechta der Universität Osnabrück. Struktur – Aufgaben – Zukunftsperspektiven. In: Europas kleine Hochschulen. Struktur, Funktion und Chancen kleiner Hochschulen im europäischen Vergleich. Hrsg. von Helmut Groß und Joachim Kuropka. Münster 1997, S. 49-63.
- <sup>26</sup> Stellungnahme zum Entwicklungskonzept für den Standort Vechta der Universität Osnabrück, verabschiedet am 17. Juli 1987. In: Wissenschaftsrat: Empfehlungen und Stellungnahmen 1987. Köln 1988, S. 41-67; die Kernaussagen der Zusammenfassung lauteten: Der Wissenschaftsrat befürchte, dass die Abteilung Vechta „auf Dauer nicht lebensfähig ist“; er empfehle „daher dem Land, mit der Katholischen Kirche über eine Anpassung des Konkordats mit dem Ziel einer Schließung der Abteilung Vechta zu verhandeln“ (S. 66). – Hochschulstrukturkommission für das Land Niedersachsen: Stellungnahmen und Empfehlungen. Hannover 1990; darin: III.14: Universität Osnabrück (Standorte Osnabrück und Vechta) S. 252-260; darin hieß es: „Der Standort Vechta der Universität Osnabrück hat nach dem Urteil der Kommission keine Zukunft“; unter Bezug auf den Wissenschaftsrat empfahl sie daher „die Schließung des Standortes Vechta“ (S. 259; auch S. 332). – Wegen des starken Widerstandes vor allem der Katholischen Kirche sind diese Empfehlungen nicht verwirklicht worden.
- <sup>27</sup> Edgar Papp, Aufstieg und Fall der Gymnasiallehrerausbildung in Vechta. Maschinenschriftliches Manuskript (14 Seiten), ca. 1996 (vorhanden im Universitätsarchiv Vechta); es geht darin hauptsächlich um die Personalstruktur in den einzelnen Gymnasialfächern.

- <sup>28</sup> Zu einem solchen Schwerpunkt hatte der Wissenschaftsrat 1987 gesagt: „Der Einrichtung von eigenen agrarwissenschaftlichen Studiengängen für die Abteilung Vechta kann der Wissenschaftsrat nicht zustimmen“ (wie Anm. 25, S. 66).
- <sup>29</sup> Gesetz zum Vertrag zur Änderung des Konkordats mit dem Heiligen Stuhle vom 12. Juli 1994 (Nds. GVBl. 1994, S. 304; enthält die Konkordatsänderung und die Durchführungsvereinbarung vom 29. Oktober 1993).
- <sup>30</sup> Wie Anm. 28.
- <sup>31</sup> Übereinkunft zur Änderung der Durchführungsvereinbarung zu Art. 5 Abs. 2 und Art. 6 des Konkordats zwischen dem Heiligen Stuhle und dem Lande Niedersachsen (Nds. GVBl. Nr. 6/2007, S. 104).
- <sup>32</sup> Begründung des Gesetzes zum Vertrag ... vom 12. Juli 1994 (wie Anm. 28), Abschnitt A I 2.1.
- <sup>33</sup> Die Bestimmungen zum Hochschulrat finden sich in § 147 („Besondere Bestimmungen für die Hochschule Vechta“) des Änderungsgesetzes vom 12. Juli 1994 (wie Anm. 28), dann wieder im gleichen Paragraphen des NHG in der Fassung vom 24. März 1998 (Nds. GVBl. 1998, S. 300). Seit den NHG-Novellierungen von 2002 (Gesetz zur Hochschulreform in Niedersachsen vom 24. Juni 2002; Nds. GVBl. 19/2002, S. 86) und 2007 (Nds. Hochschulgesetz in der Fassung vom 26. Februar 2007; Nds. GVBl. 5/2007, S. 70) ist die Mitgliederzahl des Hochschulrats auf sieben reduziert (jeweils § 52 „Hochschulrat“), wovon zwei auf Vorschlag der Katholischen Kirche zu bestellen sind (jeweils § 54 „Besondere Bestimmungen für die Hochschule Vechta“). Der Hochschulrat hat Stellung zu nehmen zu den Entwicklungs- und Wirtschaftsplänen und den Entwürfen von Zielvereinbarungen der Hochschule und muss der Widmung von Professorenstellen zustimmen. – Zur rechtlichen Beurteilung des Hochschulrats: Udo Fink, Der Hochschulrat in Vechta. In: Wissenschaftsrecht im Umbruch. Gedächtnisschrift für Hartmut Krüger. Hrsg. von Peter Hanau, Dieter Leuze, Wolfgang Löwer und Hartmut Schiedermaier. Berlin 2001, S. 111-126. Nach Auffassung des Autors war die zeitweilige (bis 2002) „Wahrnehmung der Aufgaben von Senat und Fachbereich“ durch den Hochschulrat „verfassungswidrig“ (S. 126).
- <sup>34</sup> Nds. GVBl. 19/2002, S. 301.
- <sup>35</sup> Nds. GVBl. 5/2007, S. 89.
- <sup>36</sup> Nds. GVBl. 19/2002, S. 286.
- <sup>37</sup> Volker Schulz/Wilfried Kürschner, Der Hochschulrat an der Hochschule Vechta. Ein kritischer Erfahrungsbericht. In: Forschung und Lehre Heft 6/1997, S. 289-292. – Volker Schulz, Zum hochschulpolitischen Kontext des Hochschulrates in Vechta. In: Humboldt adieu? Hochschule zwischen Autonomie und Fremdbestimmung. Hrsg. von Wilfried Kürschner, Hermann von Laer und Volker Schulz. Münster 2000, S. 63-79.
- <sup>38</sup> Stellungnahme zur Aufnahme der Hochschule Vechta in das Hochschulverzeichnis des Hochschulbauförderungsgesetzes, verabschiedet am 22. Januar 1999. In: Wissenschaftsrat: Empfehlungen und Stellungnahmen 1999. Köln 2000, S. 233-262, Zitate S. 260-262; der erste Teil der Stellungnahme („Ausgangslage“) enthält materialreiche Darlegungen und Übersichten zur Struktur der Hochschule.

*Maria Anna Zumholz*

## „Wer in der Zukunft lesen will, muss in der Vergangenheit blättern“ (André Malraux)<sup>1</sup>

Reisende wie der aus Osnabrück stammende Jurist Justus Gruner (1777-1820) und Carl Julius Weber (1767-1832), ein Philosoph und Beamter aus Württemberg, entwarfen als Repräsentanten eines aufgeklärten protestantischen Bildungsbürgertums in ihren zu Beginn des 19. Jahrhunderts veröffentlichten Reiseberichten ein ausgesprochen negatives Bild des damaligen Niederstifts Münster, zu dem die Ämter Meppen, Cloppenburg und Vechta gehörten. Das Niederstift sei „eine wahre sibirische Steppe, sicher die schlechteste Provinz Deutschlands“ schrieb Weber in seinem 1834 erschienenen Band „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“<sup>2</sup>. Hinzu käme die „Versandung des Menschenverstandes durch den mystischen Geist der Frömmeler“, sprich der Repräsentanten der katholischen Kirche. Die Menschen in dieser Region galten somit als arm und rückständig, und diese Rückständigkeit wurde nicht nur auf die schlechten Böden, sondern auch auf die katholische Religion zurückgeführt.

Der Gründer der Cloppenburger Königs-Apotheke, Josephus König (1764-1822), der gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Cloppenburg als Wundarzt, Geburtshelfer und Apotheker wirkte, schilderte die Verhältnisse in Cloppenburg in einem an die Regierung in Münster adressierten „Bericht wegen der Mistgruben“ von 1788 gleichermaßen katastrophal: „Die Lage unserer Stadt ist niedrig, umher viel Morast, eine kleiner Fluß, die Soeste, fließt [!] hier nebenher, daß [!] Wasser inselben ist ser [!] Morastig [!] – die Häuser niedrig – und vor jedem Hause eine ungeheure Mistlache, in dieser letztere [!] ist entweder Schlamm oder faules Wasser oder Mist. – Nichts könnte der Gesundheit hiesiger Einwohner schädlicher sein als dieser Dunst, welcher den ganzen Sommer durch aus diesen Giftgruben über uns



verbreitet wird.“<sup>3</sup> Verbote fruchteten wenig, weil es keine Alternativen zur Entsorgung gab.

Sehen wir uns im Folgenden zunächst die Kreise Cloppenburg und Vechta bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges an, betrachten wir in einem zweiten Schritt die heutige Situation, gehen wir dann in einem dritten Schritt der Frage nach, welche Faktoren den großen Veränderungen zugrunde liegen und werfen nach einer knappen Zusammenfassung viertens abschließend einen kritischen Blick in die Zukunft.

### Das „Armenhaus der Moorbauern“<sup>4</sup>

Das Oldenburger Münsterland gehörte noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg zu den ärmsten Regionen Deutschlands. Eine 1940 veröffentlichte landeskundlich-statistische Übersicht der Stadt- und Landkreise im Wirtschaftsgebiet Niedersachsen stufte das Gesamteinkommen der Bevölkerung im Kreis Cloppenburg im Jahr 1934 mit 310 RM je landwirtschaftlicher Einwohner als gering ein und ordnete Cloppenburg der niedrigsten Einkommensstufe V zu, während das landwirtschaftliche Einkommen je landwirtschaftlicher Einwohner in der Wesermarsch mit 1.090 RM fast viermal so hoch wie im Kreis Cloppenburg lag und das Einkommen mit sehr gut bewertet wurde.<sup>5</sup> Der Kreis Vechta war wirtschaftlich etwas besser gestellt als der Kreis Cloppenburg, hier betrug das landwirtschaftliche Einkommen je Einwohner 1934 370 RM, das Einkommen wurde mit der Kategorie IV gleich mäßig beurteilt.<sup>6</sup>

Die zuvor münsterschen Ämter und späteren Kreise Cloppenburg und Vechta, die seit 1803 dem Herzogtum bzw. Großherzogtum und seit 1918 dem Land Oldenburg angehörten, wiesen in mehrfacher Hinsicht große Unterschiede zum nördlichen Teil Oldenburgs auf.<sup>7</sup> Während hier im Wesentlichen fruchtbare Marschböden für reiche Erträge sorgten, dominierten im Süden magere Geestböden. Auch in konfessioneller Hinsicht war Oldenburg zweigeteilt: Im Süden lebten überwiegend Katholiken, in der Nordoldenburger Marsch und Geest zu 92 Prozent Protestanten. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zeigten sich zudem deutliche Unterschiede in der Bevölkerungsstruktur. Im katholischen Süden Oldenburgs wurden seit etwa 1886 deutlich mehr Kinder geboren als im Norden, in der Zeit der Weimarer Republik und in der NS-Zeit waren das Oldenburger Münsterland und das benachbarte Emsland die geburtenstärksten Regionen Deutschlands.<sup>8</sup>

Die Menschen im südlichen Oldenburg lebten in dünn besiedelten überschaubaren kleinen Städten und Gemeinden, die sich wiederum aus einer Vielzahl kleiner Bauerschaften zusammensetzen. So gehören zur heutigen Kreisstadt und Stadtgemeinde Cloppenburg außer dem Stadtkernbezirk die Bauerschaften Ambühren, Bethen, Bühren, Emsterkerfeld, Kellerhöhe, Lankum, Schmertheim, Staatsforsten, Stapelfeld und Vahren.<sup>9</sup> Von 34.014 Erwerbstätigen ohne Arbeitslose arbeiteten im Kreis Cloppenburg 1925 25.758 und somit über 75% in der Land- und Forstwirtschaft, 4.159 (12,23%) in Industrie und Handwerk, 2.511 (7,38%) in Handel und Verkehr und 1.045 (3,07%) in öffentlichen und privaten Diensten. 1.419 und somit 4% der insgesamt 35.433 Erwerbstätigen waren am 16.6.1933 arbeitslos.<sup>10</sup> Die in quantitativer Hinsicht dominierende soziale Gruppe war in Cloppenburg mit 17.000 (49,98%) diejenige der mithelfenden Familienangehörigen. Ihre hohe Zahl macht deutlich, dass es sich nicht nur in der Landwirtschaft, sondern auch bei den Handwerksbetrieben wie Bäckereien, Schlachtereien, Schneidereien usw. überwiegend um Familienbetriebe handelte. Mit 8.442 (24,82%) lag die Zahl der Selbstständigen an zweiter Stelle. Für heutige Verhältnisse auffällig ist die hohe Zahl der berufstätigen Frauen. 1933 lebten im Amt Cloppenburg 35.433 Erwerbspersonen, 15.814 von ihnen und somit 44,63% waren Frauen.<sup>11</sup> Von 18.283 Frauen im erwerbsfähigen Alter, das in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwischen 14 und 65 Jahren lag und somit einen Zeitraum umfasste, in dem sich auch damals noch etliche junge Menschen in einer Ausbildung befanden, wurden somit mehr als 85% als Erwerbspersonen eingestuft, während dieser Anteil etwa im Kreis Ammerland 1933 um gut 10% niedriger lag. Frauen stellten in Cloppenburg 1925 18,48% der Selbstständigen in der Land- und Forstwirtschaft als Besitzerinnen von Bauernhöfen, 15,91% der sonstigen Selbstständigen, 65,02% der mithelfenden Familienangehörigen und 19,04% der Beamten und Angestellten. Im Kreis Vechta sah die Situation ähnlich aus. Hier waren 1933 von 27.784 Erwerbstätigen 12.727 Frauen (45,81%). 1925 stellten sie 16,34% der Selbstständigen in der Land- und Forstwirtschaft, 17,23% der sonstigen Selbstständigen, 66,14% der mithelfenden Familienangehörigen und 28,27% der Beamten und Angestellten, deren Anteil somit fast 10% über dem in Cloppenburg lag.<sup>12</sup> Die Unterschiede zwischen dem Norden und dem Süden Oldenburgs schlugen sich naturgemäß in der Mentalität der Menschen nieder.



In seiner Dissertation über „Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungsbewegung Oldenburgs 1886-1935“ charakterisierte der Steinfelder Diplom-Volkswirt Franz Holthaus die Menschen im Norden folgendermaßen: „Der natürliche Reichtum des Landes bestärkte ihren Stolz und ihr Selbstgefühl, das zu Kastengeist führte. Angeregt durch die Handelsbeziehungen zu Bremen fanden besonders in der Wesermarsch Lebensanschauung und Lebensweise des Städters Eingang.“<sup>13</sup> Eine ganz andere Mentalität wies der arme Geestbauer insbesondere in der münsterländischen Geest auf: „Härter und mühsamer ist seine Arbeit an dem kargen Boden, viel anspruchsloser seine ganze Lebenshaltung, aber umso treuer seine Liebe zu den altväterlichen Sitten und Gebräuchen. ... Und während der Marschbewohner diejenige Stelle am meisten liebt, die ihm mühelos den größten Ertrag abwirft, ... hält es den Geestbewohner bis an sein Lebensende auf der ererbten Stelle fest, wo er Bäume gepflanzt und die Heide gebrochen und alles, was sie jetzt an Kulturen und Behäbigkeit bietet, nur um den Preis eines arbeitsamen Lebens zu erzielen vermochte. ... Das Verhältnis zwischen Bauer und Dienstboten und Heuermann, sowie zwischen deren Kindern ist in der Geest nicht patriarchalischer, sondern kollegialer, kameradschaftlicher Natur, wie überhaupt der Geestbewohner geselliger und weniger kantig ist als der Marschbewohner.“

Vereinfacht gesagt lebten somit im Norden Oldenburgs im 19. und bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts viele wohlhabende eher städtisch orientierte Protestanten und im Süden arme kinderreiche katholische Bauern. Die zum einen konfessionelle und zum anderen staatliche Insellage des Oldenburger Münsterlandes brachte Heiratsgrenzen zum evangelischen Norden, Osten und Süden und in gewisser Weise auch zum zwar katholischen, aber seit dem 19. Jahrhundert zunächst zu Hannover und anschließend zu Preußen gehörenden Emsland mit sich, so dass diese Verhältnisse bis gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, als Flüchtlinge das konfessionelle und soziale Gefüge veränderten, weitgehend konstant blieben. Derartig deutliche konfessionelle und wirtschaftliche Unterschiede zwischen zwei Landesteilen schärften naturgemäß das Bewusstsein einer spezifischen regionalen Identität. Unterschätzen sollte man in diesem Kontext nicht die Konkurrenz, die sich aus einer solchen Konstellation ergeben kann, den Willen, dem besser gestellten Norden zu zeigen, dass mit Fleiß, Kreativität und dem Mut zu neuen Wegen beachtliche Erfolge erzielt werden können.



## Die „erfolgreichste aller ländlichen Regionen in Deutschland“<sup>14</sup>

Heute hat sich die Situation völlig gewandelt: „Die lange als rückständig belächelten Oldenburger Münsterländer stehen in der postmodernen, globalisierten Welt erstaunlich fit und fortschrittlich da.“<sup>15</sup> Das „Armenhaus der Moorbauern“ hat sich in den Bereichen Demographie, Wirtschaft und Arbeitsmarkt zur erfolgreichsten aller ländlichen Regionen in Deutschland entwickelt und spielt als solche „eine ungewöhnliche Rolle sowohl im deutschen wie im europäischen Maßstab“, wie einer 2009 veröffentlichten Studie des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung mit dem Titel „Land mit Aussicht. Was sich von dem wirtschaftlichen und demographischen Erfolg des Oldenburger Münsterlandes lernen lässt“, zu entnehmen ist.<sup>16</sup> Der Landkreis Cloppenburg hat – immer noch – die höchste Geburtenrate Deutschlands, die Arbeitslosigkeit ist niedrig und das Einkommen der privaten Haushalte liegt höher als im bundesdeutschen Durchschnitt.<sup>17</sup> Während sich in ganz Deutschland die klassische Familie im Rückzug befindet, ist diese im Oldenburger Münsterland weiterhin „die mit Abstand beliebteste Lebensform.“<sup>18</sup> Eine standardisierte Befragung des oben genannten Berlin-Instituts ergab, dass eine Familie mit mehreren Kindern hier eine überaus wichtige Rolle im Bewusstsein vieler Menschen spielt. Auch im Oldenburger Münsterland verlagert sich das Erstgeburtsalter der Frauen, sie bekommen in der Regel das erste Kind im Alter zwischen 27 und 31 Jahren, das zweite zwischen 29 und 31, aber dann – und das ist ungewöhnlich – auch noch ein drittes mit ca. 33 Jahren.<sup>19</sup> Ganz offenkundig besteht ein Zusammenhang zwischen Religiosität und Kinderzahl: Je religiöser sich die Befragten einschätzten, desto höher lag die Kinderzahl.<sup>20</sup> Die Betreuung der Kinder wird wesentlich im familiären Umfeld organisiert, weil Mütter zeitweise ihren Beruf aufgeben oder eine Teilzeitbeschäftigung aufnehmen, Tagesmütter die Betreuung der Kinder übernehmen und die Großeltern ihre Enkelkinder in die Obhut nehmen, während Kinderbetreuungseinrichtungen eine untergeordnete Rolle spielen. Gaben im südlichen Oldenburg alle im Rahmen der Studie befragten Großeltern an, sich regelmäßig und auch mehrfach in der Woche um ihre Enkelkinder zu kümmern, so liegt dieser Wert in Deutschland insgesamt nur bei 53%.<sup>21</sup> Allgemein bietet das Oldenburger Münsterland offensichtlich

gute Lebensbedingungen für Familien. Neben der Hilfestellung von Familienmitgliedern wirken sich ein niedriges Preisniveau etwa für Tagesmütter, Wohnungen und Häuser sowie ein ausreichender Bewegungsspielraum für Kinder positiv aus.

Während in anderen ländlichen Regionen viele junge Menschen wegen fehlender Arbeitsplätze in die Städte abwandern, die Bevölkerung überaltert, die Wirtschaftskraft schwach und die Arbeitslosigkeit hoch ist, existiert im Oldenburger Münsterland eine mittelständische Wirtschaft, die „nicht nur erfindungsreich und wettbewerbsfähig“ ist, sondern zudem „für Wachstumsraten“ sorgt, „die in der Republik ohne Beispiel sind.“<sup>22</sup> Zwar hat auch hier die Landwirtschaft an Bedeutung verloren, entstanden ist jedoch eine „geschlossene Wertschöpfungskette auf der Basis der Landwirtschaft“ mit einer Ernährungsindustrie, einem Landmaschinen- und Stalltechniksektor, Verpackungsindustrien sowie Transportunternehmen, die zum Einen regional eng miteinander verzahnt, zum Anderen jedoch auch international erfolgreich sind.<sup>23</sup> Aus kleinen Familienunternehmen sind zum Teil „milliardenschwere Großkonzerne“ entstanden, die sich durch eine „Symbiose von Wirtschaft und Familie“ in Gestalt hoher sozialer Verantwortung für die Mitarbeiter auszeichnen.<sup>24</sup> Auch als Großunternehmen haben diese Familienbetriebe ihre mittelständische Struktur bewahrt: „Das heißt, sie sind flexibel und innovativ, planen langfristig und verzichten auf kurzfristige Gewinnmaximierungen.“<sup>25</sup> Solche Firmen bieten ihren Mitarbeitern Sicherheit und ein positives Arbeitsklima und bewegen junge Menschen dazu, in der Region zu bleiben oder nach der Beendigung der Ausbildung in sie zurückzukehren. Insgesamt hatten die im Rahmen der oben genannten Studie Befragten ein „positives Selbstbild von der Region“ und empfanden sowohl ihre Wohn- und Lebensbedingungen als auch das Sport- und Freizeitangebot als überdurchschnittlich gut.<sup>26</sup>

## Die Werte von gestern: Religion, Familie, Fleiß, Arbeitsethos, Solidarität ...

Wie kam es zu dieser demographischen und wirtschaftlichen Erfolgsgeschichte der „Ausnahmeregion“<sup>27</sup> Oldenburger Münsterland? Welche Faktoren waren ausschlaggebend dafür, dass eine arme katholische agrarische Region mit vielen Kindern – lange Zeit jede dieser Eigen-

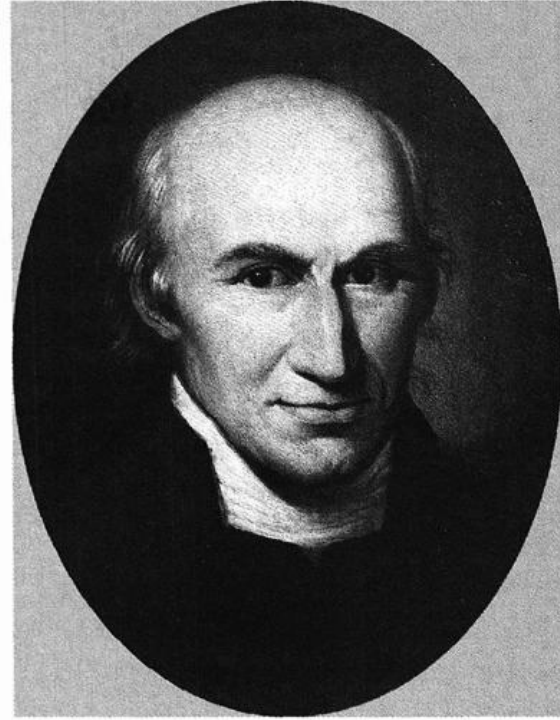
schaften für sich schon ein Synonym für Rückständigkeit – heute „innovativ und zukunftssträchtig“<sup>28</sup> ist? Blättern wir ein wenig in der Vergangenheit –, nicht um aus den Fehlern der Vergangenheit, sondern von ihren Erfolgen zu lernen.

Die Geschichte des Oldenburger Münsterlandes wurde über einen langen Zeitraum durch die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche allgemein und zum Bistum Münster speziell bestimmt. Waren es gegen Ende des 18. Jahrhunderts tatsächlich Frömmeler, die hier am Werk waren, wie eingangs in dem Reisebericht behauptet wurde? Von grundlegender Bedeutung für die Region erweist sich in der Rückschau der münstersche Staatsminister und Generalvikar Franz Freiherr von Fürstenberg (1729-1810), der im Fürstbistum Münster seit dem Ende des 18. Jahrhunderts fundamentale Reformen in die Wege leitete.<sup>29</sup> Diese beinhalteten u.a. eine systematische Umgestaltung des Bildungswesens, in der neben der Gründung einer Universität und eines Priesterseminars sowie der Reform des Gymnasiums die Neuordnung des Elementarschulwesens eine wichtige Rolle spielte. Geprägt von der katholischen Aufklärung vertrat Fürstenberg die Auffassung, dass der aufgeklärte Staat Erzieher seiner Untertanen zu sein habe und durch die Erziehung der Staatsbürger zu vernünftigen, mündigen Bürgern eine bessere Gesellschaft zu schaffen bestrebt sein müsse. Trug auf der einen Seite der aufgeklärte Staat die Verantwortung für seine Bürger, so sollten auf der anderen Seite auch die Bürger dazu erzogen werden, Verantwortung für sich und das Gemeinwohl zu übernehmen.

Die zentrale Funktion innerhalb seines Reformkonzepts nahmen die Priester ein, für die Fürstenberg ein aufgeklärtes Priesterbild entwarf: Der Priester sollte aktiv an der Bildung und Erziehung der Menschen beteiligt sein: als geistlicher Lehrer seiner Pfarrgemeinde allgemein wie auch der Kinder in der Schule speziell sowie als Ausbilder und Kontrollinstanz der Lehrer. Damit unterschied sich Fürstenbergs Priesterideal des Volkserziehers ganz wesentlich von dem bisher üblichen, das durch die Spendung der Sakramente und somit auf das Seelenheil geprägt war. Hinsichtlich der Lehrer nahm Fürstenberg nicht nur eine Professionalisierung der Ausbildung vor, sondern er schuf ebenfalls in Anlehnung an das Priesterideal ein neues Lehrerbild: den Lehrer als „Laienseelsorger“. Lehrer zu sein war nicht allein ein Beruf, sondern eine spezielle Berufung, bestimmt von Liebe zu den Kindern und getragen von der Verantwortung vor Gott.



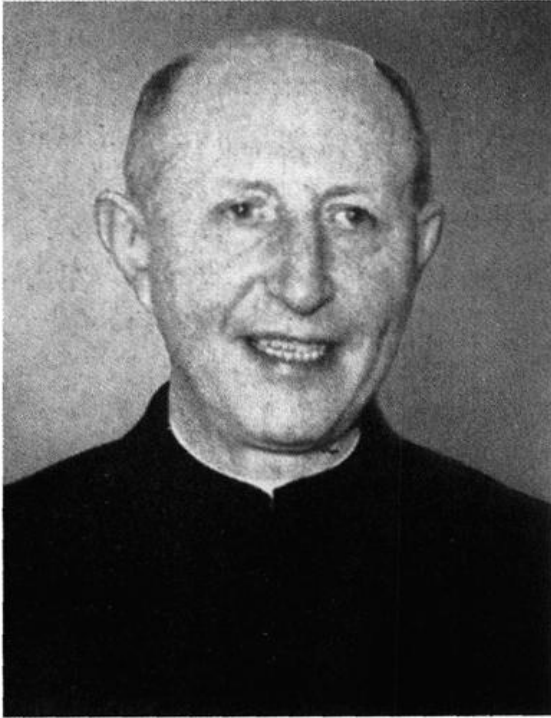




*Abb. 1:  
Bernard Overberg (1754-1826)  
Foto: Papierbild-Archiv  
Aschendorff-Verlag*

Zum Leiter der münsterschen Normalschule, der Ausbildungsstätte für Lehrerinnen, Lehrer und Priester, bestimmte Fürstenberg den aus Voltlage bei Osnabrück stammenden Priester und späteren Regens des Priesterseminars Bernard Overberg (1754-1826).<sup>30</sup> Overberg und Fürstenberg zufolge ging es in den Schulen keineswegs allein um die Vermittlung von Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben und Rechnen und somit um Wissen und Fertigkeiten, sondern ebenso um Herzens- und Persönlichkeitsbildung auf christlicher Grundlage. Ein weiterer wichtiger Akzent der Bildungspolitik Fürstenbergs und Overbergs lag in der Konzentration auf die Ausbildung der Landbevölkerung und der Frauenbildung, was in der damaligen Zeit keineswegs selbstverständlich war, sondern eine Ausnahme darstellte.<sup>31</sup>

In einer solchen Tradition geprägte Priester gestalteten im Bistum Münster und somit auch im Oldenburger Münsterland vor allem im 19. Jahrhundert das kirchliche Leben und darüber hinaus weite Bereiche des öffentlichen Lebens. Die Biogramme verschiedener Pfarrer, Kapläne und Vikare der alten Pfarrei St. Andreas in Cloppenburg demonstrieren die wichtige Rolle der katholischen Kirche in Cloppenburg, sie erweisen, wie sehr diese Priester die „grauen Eminenzen“ der Stadt gewesen sind und insbesondere seit dem 19. Jahrhundert die Motoren der Entwicklung eines sozialen und karitativen und nicht zuletzt



*Abb. 2:*  
*Alois von Hammel (1900-1963)*  
*Foto: Offizialatsarchiv Vechta*

schulischen Netzwerks bildeten. Es war der Cloppenburgener Pfarrer Caspar Niemöller (1800-1879) der das Krankenhaus St. Josefs-Hospital gründete und die Mauritzer Franziskanerinnen nach Cloppenburg holte.<sup>32</sup> Das Cloppenburgener Altenheim St. Pius-Stift beruht auf einer 1947 von dem damaligen Bether Kaplan und späteren Pfarrer Alois von Hammel (1900-1963) errichteten Stiftung.<sup>33</sup> Der Cloppenburgener Kaplan und spätere Cappeller Pfarrer Carl Ludwig Niemann (1830-1895) gründete 1858 die Höhere Bürgerschule und 1878 eine höhere Töchterschule und legte somit die Grundlage für das heutige höhere Schulwesen in Cloppenburg.<sup>34</sup>

Auf Initiative des Bischöflichen Offizials Engelbert Reismann (1853-1872)<sup>35</sup> und mit Unterstützung des Münsteraner Bischofs Johann Georg Müller (1847-1870)<sup>36</sup>, dem das Erziehungs- und Bildungswesen in seiner Diözese sehr am Herzen lag, hatten bereits 1859 Schwestern Unserer Lieben Frau von Coesfeld eine Niederlassung mit einer höheren Töchterschule und einer oberen Mädchen-Elementarklasse und einem Internat für auswärtige Schülerinnen in Vechta errichtet.<sup>37</sup> Das Schulprogramm der Schwestern Unserer Lieben Frau war auf eine umfassende Allgemeinbildung und die Vorbereitung auf ein Studium gleich welcher Art, ob im Orden oder außerhalb des Ordens ausgerichtet. 1870 erfolgte auf Initiative einflussreicher Lohner Bürger die



*Abb. 3: Die ersten „Töchterchülerinnen“ der 1878 in Cloppenburg gegründeten Liebfrauenschule aus: Festschrift 100 Jahre Liebfrauenschule Cloppenburg. 1878-1978, Cloppenburg 1978, S. 10*

Gründung der Töchterchule in Lohne, an der 1890 130 Schülerinnen unterrichtet wurden, die größtenteils aus Lohne, aber auch aus den Nachbargemeinden kamen.<sup>38</sup>

Der Kulturkampf in Preußen hatte gravierende Auswirkungen auf die Kongregation der Schwestern Unserer Lieben Frau. Im Januar 1877 wurden die Schwestern in Coesfeld vor die Alternative gestellt, innerhalb von 24 Stunden entweder das Ordenskleid abzulegen oder das Deutsche Reich zu verlassen.<sup>39</sup> Nach der Auflösung des Coesfelder Mutterhauses konnte ein Teil der Schwestern und ihrer Schülerinnen nach Vechta übersiedeln, da das Oldenburger Münsterland nicht von den preußischen Kulturkampfgesetzen betroffen war. Nachdem 1878 die ersten drei Schulschwestern ihre Tätigkeit in Cloppenburg aufgenommen hatten, folgten weitere Schulgründungen mit dem Liebfrauenlyzeum in der Landeshauptstadt Oldenburg (1888), der höheren Mädchenschulen in Damme (1886), Lönigen (1907) und Friesoythe (1918).<sup>40</sup> Auch die Lehrerinnenbildungsanstalt der Schwestern Un-





*Abb. 4: Grundsteinlegung des Erweiterungsbaus der 1859 von Coesfeld aus gegründeten Liebfrauenschule Vechta Foto: Archiv der Heimatbibliothek Vechta*

serer Lieben Frau, Präparandie genannt, wurde nach ihrer kulturkampfbedingten Aufhebung auf Einladung des bischöflichen Offizials 1877 von Coesfeld nach Vechta verlegt.<sup>41</sup> Mit ihrem vielfältigen Bildungsangebot, das von Volksschulen über höhere Schulen, Haushaltungsschulen und Lehrerinnenseminare bis zu Wanderhaushaltungsschulen reichte, entwickelten die Schwestern Unserer Lieben Frau das Oldenburger Münsterland zu einer Hochburg der Mädchenbildung, während gleichzeitig in Preußen die konfessionelle Mädchenbildung zerschlagen wurde.

Ein herausragendes Beispiel für einen in der Tradition Overbergs und Fürstenbergs in Cloppenburg tätigen Lehrer, dessen Spuren bis heute in der Stadt erkennbar sind, stellt Heinrich Joseph Fortmann (1842-1926) dar.<sup>42</sup> Fortmann engagierte sich neben seinen schulischen Aktivitäten in vielfältiger Weise für das Gemeinwohl. So organisierte er gemeinsam mit seinen Schülern die Pflasterung der Eschstraße, der Brandgasse (Brandstraße) und des späteren Fortmannsweges. Weiterhin erkannte er die Bedeutung von Vereinen für das städtische Gemeinwesen wie auch für wirtschaftliche und nicht zuletzt gesellige Belange und gründete in Eigeninitiative oder gemeinsam mit anderen Cloppenburgern eine Vielzahl verschiedenster Vereine, etwa einen katholischen Gesellenverein, einen katholischen Lehrerverein, einen „Overbergverein zu gegenseitiger Hilfe“ zur Unterstützung von



*Abb. 5: Rektor Heinrich Fortmann mit einer Mädchenklasse der Katholischen Volksschule St. Andreas an der Eschstraße im Jahre 1912*

*Foto: Sammlung Klaus Deux*

Lehrerwitwen und -waisen, die Freiwillige Feuerwehr für die Stadt Cloppenburg, den späteren Pfarr-Cäcilienverein von St. Andreas, ein „Trommler- und Pfeiferkorps“, ein eigenes Kinderschützenfest, ein „Kinder-Trommler- und Pfeiferkorps“, einen Turnverein, einen Ziegenzuchtverein und eine Kuhkasse sowie einen Verschönerungsverein. Außerdem gründete er eine große Familie. Siebzehn Kinder gingen aus seiner Ehe mit Marie Elisabeth Sieger hervor.

Die Auswirkungen der Erziehungskonzeption Fürstenbergs und Overbergs demonstrieren die Biographien etlicher Frauen. Wenn die oben angeführten Statistiken auch die aktive Einbindung fast aller Frauen in das Erwerbsleben – meist als mithelfende Familienangehörige – belegen, so lassen sich deren tatsächliche Leistungen nur anhand von konkreten Beispielen belegen. Elisabeth Reinke berichtet in ihrer Geschichte des Hofes Hemmelsbühren von ihrer Stiefmutter Maria Josephine Götting, die gebürtig aus Bokel bei Cappeln stammte und mit 22 Jahren als zweite Frau des Landwirts, späteren Ökonomierats und Cloppenburgers Ehrenbürgers Joseph Meyer-Hemmelsbühren (1855-1933) auf den Meyer-



*Abb. 6:  
Dora Götting (1880-1952)*

hof Hemmelsbühren in Lankum kam. Sie betont, dass ihre Stiefmutter erfolgreich die häusliche Finanzverwaltung übernahm, weil ihr Vater „in Geldsachen ziemlich unbekümmert“ war.<sup>43</sup> Eine ähnlich starke Frau war Johanna Christina Theodora, genannt Dora, Götting aus Bethen (1880-1952), deren Mann Gerhard Götting (1879-1951) nur deshalb so viel Zeit in die Übernahme ehrenamtlicher Aufgaben investieren konnte, weil ihm seine Frau auf dem Hof trotz ihrer sieben Kinder den Rücken frei hielt.<sup>44</sup> Ihre Schwester Maria (1877-1956), die mit dem Textilkaufmann Joseph Gerhard Heinrich Brand aus Essen in Oldenburg verheiratet war und acht Kinder zur Welt brachte, ließ sich 1919 zu den ersten Wahlen der verfassunggebenden Landesversammlung für die Zentrumsparterie aufstellen und zog als erste Frau in Oldenburg in den Landtag ein.<sup>45</sup>

In ihrer Analyse des erfolgreichen Wirtschaftswachstums im Oldenburger Münsterland führen die Autoren der Studie „Land mit Aussicht“ die Kreativität der Menschen an, welche die wenigen Ressourcen mit Fleiß, Eigeninitiative und Mut erfolgreich nutzten. So brachte es der Agrarpionier Georg Wehage (1851-1919) vom Bether Heuermann zum Besitzer des Gutes Stedingsmühlen, indem er u.a. bisher unbekannte Grün- und mineralische Dünger sowie Mäh- und Dampfdreschmaschinen bei der Bearbeitung seiner Flächen einsetzte.<sup>46</sup> Eine ähnliche Erfolgsgeschichte im industriellen Sektor führt uns die Lebensgeschichte von Heinrich Kalkhoff (1903-1972) vor Augen, der, ohne eine kaufmännische oder handwerkliche Ausbildung absolviert zu haben, es in 50 Jahren vom



„Postboten zum Fahrradgiganten“ brachte und aus einem Ein-Mann-Betrieb eines der größten Unternehmen der Fahrradbranche entwickelte.<sup>47</sup> Gleiches gilt für Josef Pöppelmann (1928-1983), der als Jungunternehmer 1949 auf dem elterlichen Hof eine Korkenfabrik gründete. Heute ist die Firma Pöppelmann eines der führenden Unternehmen der kunststoffverarbeitenden Industrie in Europa. Sie beschäftigt mehr als 1.300 Mitarbeiter, stellt 14.000 Produkte her und unterhält Standorte in Frankreich, den USA, Tschechien, Spanien, Dänemark und England.<sup>48</sup> Zusammengefasst lauten die Erfolgsrezepte der Region Oldenburger Münsterland:

1. „Im Zentrum des Erfolgs stehen die Menschen“<sup>49</sup> – und nicht der Staat. Subsidiarität und somit Eigeninitiative und Eigenverantwortung sind wichtiger als staatliche Sicherungssysteme.
2. Eine wichtige Rolle spielen enge Familienbande mit ausgeprägten verwandtschaftlichen Beziehungen und sich daraus ergebende kinderfreundliche Netzwerke sowie eine aktive Bürgergesellschaft mit einem gewachsenen Vereinsleben, das den Menschen zum einen eine Mitgestaltung des gemeinschaftlichen Lebens in der Region ermöglicht und ihnen zum anderen ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit vermittelt.
3. Kirche und Religion haben zwar an Bedeutung verloren, sind aber immer noch ein Brennpunkt sozialer Beziehungen und der Vermittlung von traditionellen, religiös geprägten Werten.
4. Familienbetriebe zeichnen sich durch eine hohe soziale Verantwortung für die Belegschaft, d.h. eine traditionelle Verflechtung von Wirtschaft und Sozialem aus. „Im Zentrum des Zusammenwirkens von technischer Kompetenz, kundenorientiertem Service und ökonomischer Rationalität steht der Mensch. In diesem Sinne gestalten wir gleichermaßen unser internes Miteinander wie auch die partnerschaftliche Zusammenarbeit mit unseren Kunden und Lieferanten“, heißt es auf der Internetseite der Firma Pöppelmann unter der Überschrift „Willkommen ... Bienvenue ... Welcome ... Bienvenidos“.
5. Eine geschlossene Wertschöpfungskette auf der Basis der Landwirtschaft mit einer ungewöhnlichen Branchenvielfalt erweist sich als krisenfest und wenig konjunkturabhängig.
6. Die regionale Identität ist durch ein positives Bild der Region, ihrer Geschichte und ihrer wirtschaftlichen und demographischen Erfolge bestimmt.

## Ausblick: Bildung, Kinderbetreuung und Religion

Abschließend sollen noch drei Gesichtspunkte angesprochen werden, die eine differenziertere Betrachtung insbesondere im Hinblick auf zukünftige Weichenstellungen verdienen. Erstens wird in der oben mehrfach angeführten Studie ein angeblich niedriger Bildungsstand der Region diagnostiziert, was insofern verwunderlich ist, als Bildung für Männer und Frauen im Oldenburger Münsterland seit dem frühen 19. Jahrhundert eine herausragende Rolle gespielt hat.<sup>50</sup> Außerdem dürfte es bei einem schlechten Ausbildungsstand die hohe Wirtschaftskraft und die geringen Arbeitslosenzahlen in der Region eigentlich gar nicht geben. Aufschluss gibt hier der Ansatz für die Bewertung von Bildungsstandards, weil allein Menschen mit einem universitären Abschluss als hoch qualifiziert eingestuft werden, nicht hingegen Menschen mit handwerklich-praktischen Ausbildungen, die gerade in einer Region mit mittelständischen Betrieben eine große Rolle spielen. Hier zeigt sich meines Erachtens ein generelles Defizit des heutigen Bildungssystems mit seiner einseitigen Fixierung auf intellektuelle Fähigkeiten und der vergleichsweisen Geringschätzung handwerklich-praktischer Begabungen. Hingegen hat im Oldenburger Münsterland die Wertschätzung der Verbindung von Theorie und Praxis eine lange Tradition, wie insbesondere die Geschichte der Cloppenburger Ackerbauschule zu erkennen gibt.<sup>51</sup>

Zweitens weisen die Autoren der Studie auf die mangelhafte Ausstattung der Region mit Kinderbetreuungsstätten sowie eine nicht sonderlich hohe Berufstätigkeit der Frauen hin.<sup>52</sup> Sie machen weiterhin darauf aufmerksam, dass die Entscheidung für Kinder in erster Linie von einem passenden Partner, der Gesundheit und dem Kinderwunsch des Partners abhängt und erst in zweiter Linie von der finanziellen Situation und der Infrastruktur in der Region.<sup>53</sup> Wie auch eine aktuelle, 2009 von Psychologen des Universitätsklinikums Leipzig unter dem Titel „Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf bei Paaren – Wunsch und Wirklichkeit“ publizierte Untersuchung zeigt, stehen hohe Geburtenzahlen in einem nur ganz geringen Zusammenhang mit dem staatlichen Kinderbetreuungsangebot. Die Studie befasst sich mit Ehepaaren, die sich nach der Geburt von Kindern vor die Herausforderung gestellt sehen, „den gemeinsamen Alltag aus Erwerbsarbeit, Hausarbeit und nunmehr Kinderversorgung neu zu sortieren und zu organisieren.“<sup>54</sup> Im Ergebnis zeigte sich, dass zwar Frauen ihren Beruf als wichtig ansehen und

Männer – zumindest theoretisch – bereit sind, sich stärker in Haushalt und Familie zu engagieren, in der Praxis jedoch traditionelle Rollenvorstellungen vorherrschen. Bei allen Paaren gleich welcher sozialen Herkunft dominierte ein zeitlich begrenztes Hausfrauenmodell, bei dem die Mütter bis zur Einschulung der Kinder zu Hause bleiben. Erwartungsgemäß würden akademisch gebildete Frauen gerne früher wieder eine Berufstätigkeit ausüben, während – und das war ein überraschendes Ergebnis der Studie – akademisch gebildete Männer überwiegend dafür plädierten, dass ihre Frauen die Erwerbstätigkeit bis zum Schulbeginn der Kinder aufgeben. Eine Umfrage des Allensbach Instituts ergab, dass junge Familien von Seiten des Staates nicht so sehr eine Ausweitung der Kinderbetreuung fordern. Hingegen wünschten sich zwei Drittel der Befragten eine finanzielle Unterstützung der jungen Familien, die es ermöglicht, „dass ein Elternteil eine Zeitlang ohne große finanzielle Einbußen aussteigt.“<sup>55</sup> 78 Prozent der Eltern von Kindern unter 18 Jahren sind der Überzeugung, „dass der Schwerpunkt für die Familienpolitik in der besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf liegt.“<sup>56</sup>

Last not least möchte ich drittens die Rolle der Religion ansprechen. Immer wieder wird in der bereits mehrfach angesprochenen Studie betont, einen wie großen und positiven Einfluss die katholische Kirche in der Region ausgeübt hat. Kirche und Religion haben hier auch heute noch einen vergleichsweise großen, gleichwohl aber wie ansonsten auch tendenziell abnehmenden Stellenwert.<sup>57</sup> Andererseits erfährt die Wertschätzung von Religion, die lange Zeit als eine Form von Unterdrückung und Unfreiheit wahrgenommen wurde, aktuell einen Bedeutungswandel. Das Institut für Demoskopie in Allensbach hat unter der Leitung von Professor Renate Köcher die Religiosität der Menschen in Deutschland untersucht und ist zu dem Ergebnis gekommen, dass sich aktuell zwar nur eine Minderheit der Menschen unter 30 Jahren noch als religiös bezeichnet, diese Minderheit sich aber in vieler Hinsicht deutlich von den religiös indifferenten Altersgenossen unterscheidet: durch „eine stärkere Familienhinwendung, ein überdurchschnittliches soziales Verantwortungsgefühl, Aufgeschlossenheit, Bildungsorientierung und eine signifikant größere Bereitschaft, sich mit gesellschaftlichen Entwicklungen ... auseinanderzusetzen.“<sup>58</sup> Weiterhin haben die amerikanischen Ökonomen Barry Chiswick von der Universität Illinois in Chicago und Donka M. Mirtcheva vom New Jersey College in einer empirischen Untersuchung festgestellt, dass religiöser Glaube und die Teilnahme an



Gottesdiensten für Jugendliche mit einem besseren Gesundheitszustand verbunden sind – wobei die Konfession keine Rolle spielte.<sup>59</sup> Robert Barro und Rachel McCleary von der Harvard University zogen in ihrer Aufsehen erregenden Studie „Religion and Economic Growth“ die Bilanz, dass religiöse Überzeugungen mit einem höheren Selbstwertgefühl und günstigen Auswirkungen auf das Wirtschaftswachstum verbunden seien, weil diese Einstellungen Verhaltensänderungen wie ein ausgeprägteres Arbeitsethos und mehr Ehrlichkeit bewirkten.<sup>60</sup> Kurz gefasst und vereinfacht gesagt sind religiöse Menschen somit gesündere, engagiertere, verantwortungsbewusstere und mündigere Staatsbürger. Die Region Oldenburger Münsterland steht heute glänzend dar, insbesondere deswegen, weil sie sich nicht auf staatliche Hilfen verlassen hat, sondern eigenverantwortlich, kreativ und solidarisch ihre Zukunft gestaltet hat, weil sie nicht blind Trends und Moden gefolgt ist, sondern – wie die Autoren der Studie „Land mit Aussicht“ so schön formuliert haben – mit Hilfe des „Bewährten von Gestern“ „die Anforderungen von heute“<sup>61</sup> meistert.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Bei diesem Aufsatz handelt es sich um einen mit Anmerkungen versehenen und leicht ergänzten Vortrag zum Neujahrsempfang der Stadt Cloppenburg am 8.1.2011. Der Vortragscharakter wurde beibehalten. André Malraux (1901-1976) war ein französischer Schriftsteller und Politiker.
- <sup>2</sup> Zit. nach Michael Hirschfeld: „Wie ärmlich, wie unregelmäßig leben die Menschen hier!“ Das Oldenburger Münsterland in alten Reiseberichten. In: Volkstum und Landschaft. Beilage zur Münsterländischen Tageszeitung vom 29.10.2009; S. 2-10.
- <sup>3</sup> Josephus König, zit. nach Heinrich Ottenjann: Aus Cloppenburgs vergangenen Tagen. Die Geschichte einer alten Cloppenburger Familie, Cloppenburg 1928, S. 27.
- <sup>4</sup> Marie-Luise Glander/Iris Hoßmann: Land mit Aussicht: Was sich von dem wirtschaftlichen und demographischen Erfolg des Oldenburger Münsterlandes lernen läßt, hg. vom Institut für Bevölkerung und Entwicklung, Berlin 2009, S. 18.
- <sup>5</sup> Kurt Brüning: Kreisübersichten. Landeskundlich-statistische Übersichten der Stadt- und Landkreise im Wirtschaftsgebiet Niedersachsen. Erster Teil: Zahlenwerk, Oldenburg 1940, S. 378 und 413.
- <sup>6</sup> Ebd., S. 403.
- <sup>7</sup> Vgl. Albrecht Eckhardt (Hg.) in Zusammenarbeit mit Heinrich Schmidt: Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch, Oldenburg 1987.
- <sup>8</sup> Vgl. Franz Holthaus: Bevölkerungsentwicklung und Bevölkerungsbewegung Oldenburgs 1886-1935, hg. vom Statistischen Landesamt Oldenburg 1938, S. 64-84.
- <sup>9</sup> Vgl. Maria Anna Zumholz: Cloppenburg – Eine Ackerbürgerstadt. In: Maria Anna Zumholz/Michael Hirschfeld/Klaus Deux (Hg.): Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburger Stadtgeschichte, Münster 2011, S. 29-31.
- <sup>10</sup> Brüning (wie Anm. 5), S. 375.

- <sup>11</sup> Ebd.
- <sup>12</sup> Ebd., S. 400.
- <sup>13</sup> Holthaus (wie Anm. 8), S. 20-21.
- <sup>14</sup> Land mit Aussicht (wie Anm. 4), S. 61; vgl. außerdem Wolfgang Wiese: Cloppenburg ist anders. Die demographische Entwicklung der Stadt und Region Cloppenburg. In: Arbeitskreis Kommunalpolitik (Hg.): Perspektiven für die Stadt-, Regional- und Raumentwicklung, St. Augustin/Berlin 2010, S. 15-29.
- <sup>15</sup> Land mit Aussicht (wie Anm. 4), S. 39.
- <sup>16</sup> Ebd., S. 18, S. 61 und S. 17.
- <sup>17</sup> Vgl. ebd., S. 36.
- <sup>18</sup> Ebd., S. 29.
- <sup>19</sup> Vgl. ebd., S. 30.
- <sup>20</sup> Vgl. ebd., S. 34.
- <sup>21</sup> Vgl. ebd., S. 32.
- <sup>22</sup> Ebd., S. 4.
- <sup>23</sup> Ebd., S. 22 und 62.
- <sup>24</sup> Ebd., S. 58.
- <sup>25</sup> Ebd., S. 22.
- <sup>26</sup> Ebd., S. 36 und 61.
- <sup>27</sup> Ebd., S. 27.
- <sup>28</sup> Ebd., S. 4.
- <sup>29</sup> Vgl. Maria Anna Zumholz: „Ist nicht der Ackerbau die Seele des Staates?“ Die Rezeption der Elementarschulreformen Franz von Fürstenbergs und Bernard Overbergs im Emsland. In: Franz Bölsker/Joachim Kuropka (Hg.): Westfälisches aus acht Jahrhunderten zwischen Siegen und Friesoythe – Meppen und Reval. Festschrift für Alwin Hanschmidt zum 70. Geburtstag, Münster 2007, S. 277-310, hier S. 281-290.
- <sup>30</sup> Vgl. ebd., S. 290-297.
- <sup>31</sup> Vgl. Maria Anna Zumholz: Ländlich-katholisch und emanzipiert! Frauen aus dem Oldenburger Münsterland im 19. und 20. Jahrhundert. In: Maria Anna Zumholz (Hg.): Starke Frauen. Lebensbilder von Frauen aus dem Oldenburger Münsterland, Münster 2010, S. 13-58, hier S. 20-32.
- <sup>32</sup> Vgl. Klaus Deux: Caspar Niemöller (1800-1879). Pfarrer von St. Andreas und Erbauer des Krankenhauses. In: Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburger Stadtgeschichte (wie Anm. 9), S. 248-252.
- <sup>33</sup> Vgl. Dirk Költgen: Aloys von Hammel (1900-1963). Gründer des Pius-Stiftes und der Jugendburg St. Michael und erster Pfarrer des Marienwallfahrtsortes Bethen. In: Ebd., S. 189-191.
- <sup>34</sup> Vgl. Alwin Hanschmidt: Carl Ludwig Niemann (1830-1895). Schulgründer und Geschichtsschreiber. In: Ebd., S. 456-459.
- <sup>35</sup> Vgl. Eva-Maria Ameskamp: Engelbert Reismann (1809-1972), Pfarrer in Kempen und Bischöflicher Offizial in Vechta. In: Willi Baumann/Peter Sieve (Hg.): Der katholische Klerus im Oldenburger Land. Ein Handbuch, hg. im Auftrag des Bischöflich Münsterschen Offiziats, Münster 2006, S. 467-469.
- <sup>36</sup> Vgl. Das Bistum Münster, hg. von Werner Thissen. Bd. I: Alois Schröer: Die Bischöfe von Münster. Biogramme der Weihbischöfe und Generalvikare, Münster 1993, S. 263-270.
- <sup>37</sup> Vgl. Sr. M. Raphaelita Böckmann SND/Sr. M. Birgitta Morthorst SND: Geschichte der Kongregation der Schwestern Unserer Lieben Frau von Coesfeld, Deutschland, hg. von den Schwestern Unserer Lieben Frau. Bd. II: Entwicklung – Kulturkampf – Ausweisung 1855-1877, Generalat Rom, Grefrath-Mühlhausen, Coesfeld, Vechta 1993, S. 54-64 und 171-172; Liebfrauenschule Vechta (Hg.): 150 Jahre Liebfrauenschule Vechta gestern und



- heute, Vechta 2009; Sr. M. Birgitta Morthorst SND: Die Schwestern Unserer Lieben Frau in Vechta. In: Wilhelm Hanisch/Franz Hellbernd/Joachim Kuropka (Hg.): Beiträge zur Geschichte der Stadt Vechta, Bd. III, Vechta 1978, S. 179-215.
- <sup>38</sup> Vgl. Liebfrauenschule Lohne 1870-1970, hg. von den Schwestern Unserer Lieben Frau, Lohne, Lohne 1970.
- <sup>39</sup> Vgl. Geschichte der Kongregation der Schwestern Unserer Lieben Frau von Coesfeld, Deutschland, Bd. II (wie Anm. 37), S. 119-137, S. 176.
- <sup>40</sup> Vgl. die Übersicht in Willi Baumann/Peter Sieve (Hg.): Die katholische Kirche im Oldenburger Land. Ein Handbuch, hg. im Auftrag des Bischöflich Münsterschen Offizialates, Vechta 1995. In der nordoldenburgischen Diaspora wurden weitere Schulen errichtet.
- <sup>41</sup> Vgl. auch zum folgenden Sr. M. Igna Kewitsch SND: Die Entwicklung der Lehrerinnenbildung im Oldenburger Münsterland, S. 26. Examensarbeit an der Pädagogischen Akademie in Vechta 1947, S. 28. Heimatbibliothek Vechta.
- <sup>42</sup> Vgl. Wolfgang Insiecke: Heinrich Fortmann (1842-1926). Pädagoge aus Leidenschaft und Vereinsgründer. In: Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburg Stadtgeschichte (wie Anm. 9), S. 141-147.
- <sup>43</sup> Elisabeth Reinke geb. Meyer zu Hemmelsbühren: Geschichte des Hofes Hemmelsbühren, Vechta, im Jahre 1962, S. 118. Manuskript, Heimatbibliothek Vechta.
- <sup>44</sup> Vgl. Maria Anna Zumholz: Gerhard Götting (1879-1951) und seine Frau Dora (1880-1952). In: Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburg Stadtgeschichte (wie Anm. 9), S. 169-174.
- <sup>45</sup> Vgl. Christina Neumann: Maria Brand. In: Starke Frauen (wie Anm. 31), S. 85-89.
- <sup>46</sup> Vgl. Maria Anna Zumholz: Georg Wehage (1851-1919) und seine Frau Elisabeth (1852-1946). In: Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburg Stadtgeschichte (wie Anm. 9), S. 658-661.
- <sup>47</sup> Vgl. Hans Osterbrink: Heinrich Kalkhoff (1903-1972). In: Ebd., S. 290-293.
- <sup>48</sup> Vgl. Maria Apel (Red.): Die ersten fünfzig Jahre. Eine Veröffentlichung der Unternehmensgruppe Pöppelmann, Lohne 1999; [http://www.poeppelmann.com.kontakt/standorte\\_r.d.html](http://www.poeppelmann.com.kontakt/standorte_r.d.html).
- <sup>49</sup> Land mit Aussicht (wie Anm. 4), S. 61.
- <sup>50</sup> Vgl. ebd., S. 8.
- <sup>51</sup> Vgl. die Biographien der Lehrer Theodor Themann, Maximilian Heyder, Andreas Hermes, Franz Wernken und Hermann Windhaus in: Biographien und Bilder aus 575 Jahren Cloppenburg Stadtgeschichte (wie Anm. 9), S. 33-46.
- <sup>52</sup> Vgl. Land mit Aussicht (wie Anm. 4), S. 8.
- <sup>53</sup> Vgl. ebd., S. 31.
- <sup>54</sup> Vgl. Ute Kraus/Elmar Brähler/Yve Stöbel-Richter: Vereinbarkeit von Elternschaft und Beruf bei Paaren – Wunsch und Wirklichkeit. In: Sozialwissenschaftliche Informationen soFid. Frauen- und Geschlechterforschung 2009/2, S. 11-25, Zitat S. 11.
- <sup>55</sup> Institut für Demoskopie Allensbach: Monitor Familienleben 2010. Einstellungen und Lebensverhältnisse von Familien. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung. Zit. nach Christine Brinck: Totgesagte leben länger. Ob glücklich oder nicht: Die traditionelle Familie ist lebendig und alternativlos. Und die Gesellschaft ist auf sie angewiesen. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung v. 26.12.2010, Ansichten S. 9.
- <sup>56</sup> Ebd.
- <sup>57</sup> Land mit Aussicht (wie Anm. 4), S. 57.
- <sup>58</sup> Renate Köcher: Schwere Zeiten für die Kirchen. In: FAZ vom 23.6.2010, S. 5.
- <sup>59</sup> Vgl. Philip Plickert: Glaube hilft. Religion und Ökonomie. In: FAZ vom 22.12.2010, S. N 3.
- <sup>60</sup> Vgl. ebd.
- <sup>61</sup> Land mit Aussicht (wie Anm. 4), S. 37.



---

*Ralf Weber*

## Vechta und Cloppenburg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts<sup>1</sup>

### Die Entstehung und Verbreitung des Heuerlingswesens

Der Heuerling war ein selbstständiger Landwirt, der weder Wohnung noch Grundeigentum besaß, sondern diese vom Bauern im Gegenzug für regelmäßige Abgaben in Form von Naturalien oder Geld sowie eine meist unentgeltliche Arbeitsverpflichtung bekam. Als wichtigste Faktoren für die Entstehung des Heuerlingswesens im Oldenburger Münsterland, die sich wahrscheinlich im 16. Jahrhundert vollzog, wie es frühe Quellen für die Regionen um Steinfeld und Lohne, aber auch Cappeln dokumentieren, sind der Bevölkerungsdruck, der ein Missverhältnis zwischen dem vorhandenen Kulturland und der zunehmenden Einwohnerzahl verursachte, der Wunsch der eigentumslosen Landbevölkerung nach eigener Bewirtschaftung sowie das hierzulande überwiegend praktizierte Anerbenrecht zu nennen. Das Anerbenrecht schloss eine Teilung des Erbes aus, schrieb dessen vollständige Übergabe an einen Erben vor und zwang dessen Geschwister, sich andere Existenzmöglichkeiten zu suchen, etwa ein Dasein als Heuerling. Im Saterland, wo das Anerbenrecht keine Anwendung fand, sondern eine Aufteilung des Erbes unter den Kindern praktiziert wurde,<sup>2</sup> konnte sich das Heuerlingswesen dem entsprechend nicht durchsetzen. Nach dem Dreißigjährigen Krieg dehnte es sich im damaligen Niederstift Münster (Ämter Vechta, Cloppenburg und Meppen) in verstärkter Form weiter aus.

### Die demographische Entwicklung des Heuerlingswesens im 19. Jahrhundert

Bis zum 19. Jahrhundert vollzog sich in Folge der stetig wachsenden Bevölkerung vor allem in den Regionen des Kreises Vechta eine völlige Veränderung des Sozialgefüges. Innerhalb der ländlichen Gesellschaft standen den markenberechtigten Besitzbauern die klein- und unterbäu-

erlichen Schichten, die nur sehr wenig Ackerland besaßen, wie etwa die Anbauern, und die eigentumslosen Heuerleute gegenüber, deren Anzahl stetig anwuchs. So waren im Kreis Vechta im Jahr 1816 in allen Kirchspielen, mit Ausnahme von Vechta und Visbek, die Heuerstellen gegenüber den Hofstellen der Bauern in der Überzahl. Im Kreis Cloppenburg verhielt es sich genau umgekehrt. Hier herrschte lediglich in den Kirchspielen Lönigen und Essen ein Übergewicht an Heuerstellen im Vergleich zu den Zellern. Insgesamt erlangte das Heuerwesen im Kreis Vechta eine stärkere Ausprägung als im Kreis Cloppenburg. Vor allem in den beiden im Süden des Oldenburger Münsterlandes gelegenen Ämtern Damme und Steinfeld besaß es die quantitativ dominierende Stellung innerhalb der Landbevölkerung. Im Jahre 1816 befanden sich mehr als 70% aller Heuerstellen des Kreises Vechta in diesen beiden Ämtern.<sup>3</sup> Dabei hatte das Amt Steinfeld mit seinen beiden Kirchspielen Lohne und Steinfeld gegenüber dem Amt Damme, das die Kirchspiele Damme und Neuenkirchen umfasste, sowohl in der absoluten Anzahl der Heuerstellen als auch in dem Verhältnis der Stellen der Heuerlinge zu denen der Bauern einen deutlichen Vorsprung. Das Amt Vechta fiel dagegen leicht ab. Zwar gab es hier sogar geringfügig mehr Heuerstellen als in Damme, aber das Amt Vechta hatte auch eine deutlich höhere Einwohnerzahl. Im Amt Lönigen des Kreises Cloppenburg gab

Kirchspiel	Anzahl der Heuerlinge**	Anzahl der Einwohner***	Heuerlingsanteil
Cloppenburg + Krapendorf	1134	(1461 + 1899 =) 3360	33,8 %
Emstek	838	2296	36,5 %
Cappeln	551	1659	33,2 %
Molbergen	214	1287	16,6 %
<b>Amt Cloppenburg insgesamt</b>	<b>2737</b>	<b>8602</b>	<b>31,8 %</b>

*Der Heuerlingsanteil im Amt Cloppenburg im Jahr 1816\**

\* ohne das Kirchspiel Garrel

\*\* vgl. StAOI, Best 76-24 Nr.1920

\*\*\* vgl. Aka, Georg: *Bevölkerungsvermehrung und Nahrungsspielraum im Oldenburger Münsterlande seit 1800, Vechta i. O. 1932, S. 58*



es mehr Heuerlingshaushalte als im Amt Vechta. Das Heuerwesen im Amt Cloppenburg war gegenüber dem Lönings ungleich schwächer ausgeprägt, obwohl es keineswegs als unbedeutend klassifiziert werden darf, da die Kirchspiele Cappeln und Emstek im Jahr 1816 Heuerlingsanteile von deutlich mehr als 30% vorzuweisen hatten.

Für Friesoythe fehlen für dieses Jahr die Zahlen. Es darf allerdings in Anbetracht der vorhandenen Daten für das Jahr 1846 davon ausgegangen werden, dass dem Heuerwesen des Amtes Friesoythe auch in diesem Zeitraum eine deutlich geringere Bedeutung zukam.)<sup>4</sup>

Kirchspiel	Einwohnerzahl*	Heuerstellen**
Vechta	1696	21
Bakum	1919	210
Langförden	1353	133
Vestrup	585	63
Visbek	2393	129
Goldenstedt	2113	215
Lutten	708	95
Oythe	723	84
<b>Amt Vechta insges.</b>	<b>11490</b>	<b>950</b>
Steinfeld	2869	343
Lohne	3964	410
<b>Amt Steinfeld insges.</b>	<b>6833</b>	<b>753</b>
Neuenkirchen	2271	180
Damme	5547	705
<b>Amt Damme insges.</b>	<b>7818</b>	<b>885</b>
<b>Herrlichkeit Dinklage</b>	<b>4090</b>	<b>588</b>
<b>Kreis Vechta insges.</b>	<b>30231</b>	<b>3176</b>

*Gesamteinwohnerzahl und Heuerstellen im Kreis Vechta im Jahr 1816*

\* vgl. Aka, Georg: *Bevölkerungsvermehrung und Nahrungsspielraum*, S. 58

\*\* vgl. *StAOI*, Best 76-24 Nr.1920



Im Laufe des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts nahm das Heuerlingswesen im Oldenburger Münsterland weiter stark zu. Dies gilt wiederum besonders für die Ämter des Kreises Vechta, aber auch für die Kirchspiele Lönigen und Essen, die zu den Zentren des Heuerwesens im Kreis Cloppenburg avancierten. Erst durch die Massenauswanderung nach Nordamerika, die in den späten 1840er-Jahren an Dynamik gewann und sich wiederum vor allem im Kreis Vechta und in den Kirchspielen Essen und Lönigen vollzog, konnte der Bevölkerungsdruck schließlich gemindert werden. Obgleich die Anzahl der Heuerleute nunmehr infolge der Auswanderungswelle rückläufig war, hatte sich die Zahl der Heuerstellen innerhalb von 30 Jahren in der Zeit von 1816 bis zu den Jahren 1846/47 im Kreis Vechta deutlich vermehrt.

Amt	Heuerstellen 1816*	Heuerstellen 1846/ 47**	Anstieg um
Damme	885	1130***	21,7 %
Steinfeld (mit Dinklage)	1341	1383****	2,7 %
Vechta	950	1134*****	16,2 %
Kreis Vechta insges.	3176	3647	12,8 %

#### *Heuerstellenentwicklung im Kreis Vechta*

\* vgl. StAOL, Best. 76-24 Nr. 1920

\*\* Die Zahlen für Damme beziehen sich auf das Jahr 1847, die der anderenbeiden Ämter auf 1846

\*\*\* vgl. StAOL, Best. 76-25 Nr. 110

\*\*\*\* vgl. Ostendorf, Johannes: *Der Kreis Vechta im 19. Jahrhundert*, S. 66 ff.

\*\*\*\*\* vgl. StAOL, Best. 70 Nr. 2153, *Bericht des Amtes Vechta von 1846*

### Die Heuerstellen

Die Stelle eines Heuerlings bestand im Oldenburger Münsterland aus etwas Ackerland, einem Haus mit einem kleinen Garten und einem geduldeten Nutzungsrecht an dem Markengrund. Hatten die Heuerleute zunächst noch in verschiedenen Gebäuden auf dem Hof des Bauern, etwa den Leibzuchten oder den Backhäusern, aber im Regelfall nicht im Bauernhaus gelebt, so wurden Anfang des 17. Jahrhunderts von den



*Heuerhaus in Sierhausen, 1925*

*Archiv: Rudi Timphus*

Eigentümern Heuerhäuser errichtet. Dabei galt es, diese Häuser möglichst kostengünstig, aber einigermaßen stabil zu erbauen. An dieser Einstellung sollte sich bis ins 19. Jahrhundert nichts ändern.

Die durch die Dürftigkeit der Ausstattung und die mangelnde Instandhaltung des Eigentümers bedingten widrigen Wohnverhältnisse, zumal auch die Ernte und das Vieh in diesen Häusern neben den Familienmitgliedern untergebracht waren, finden sowohl im Bericht der Kammer über die Situation der Heuerleute in den Kreisen Vechta und Cloppenburg aus dem Jahr 1822 als auch in den Berichten der südoldenburgischen Ämter von 1846 Erwähnung.<sup>5</sup> Da es im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vielerorts im Oldenburger Münsterland ein eklatantes Missverhältnis zwischen der Nachfrage an Heuerwohnungen und dem vorhandenen Angebot gab, bezogen die Heuerlinge auch geradezu „unbewohnbare“ Heuerhäuser.<sup>6</sup> Vor allem in den Ämtern Steinfeld und Lönningen nahm die Wohnsituation für die Heuerlinge alarmierende Formen an.<sup>7</sup>

Insgesamt fielen die meisten Heuerstellen im Oldenburger Münsterland recht klein aus. Um das Jahr 1846 lag die Größe ihres Ackerlandes im Amt Lönningen für gewöhnlich bei 1,2 bis 1,3 Hektar, im



*Doppelheuerhaus in Oldorf, 1928, bewohnt von 2 Familien*

*Archiv: Rudi Timphus*

Amt Vechta bei 0,8 bis 1,2 und im Amt Damme bei lediglich 0,6 bis 1,2. Der Heuerling des Oldenburger Münsterlandes kultivierte demzufolge meist Pachtland von etwa einem Hektar Größe, manchmal sogar deutlich weniger. In verschiedenen Berichten wird betont, dass es auch Heuerleute gab, die mehrere Malter Ackerland bebauten, aber dies stellte offensichtlich nicht den Regelfall dar.

## Die Verpflichtungen des Heuermanns gegenüber seinem Bauern

Im Amt Damme lag der Heuerpreis zwischen 24 Grote und 2,5 Reichstaler für das Scheffelsaat Ackerland.<sup>8</sup> Die Heuerleute des Kirchspiels Dinklage im Amt Steinfeld mussten dagegen pro Scheffelsaat zwischen zwei und drei Reichstaler im Durchschnitt bezahlen.<sup>9</sup> Die Heuerzahlung konnte je nach Vereinbarung auch in Naturalien erfolgen. Zudem besaß der Heuermann im Heuerverhältnis eine Arbeitsverpflichtung,



die schlicht „Helfen“ genannt wurde. Sie stellte für viele Heuerleute eine drückende Last dar, was vielerorts das Verhältnis zwischen Heuerling und Heuerherrn belastete.<sup>10</sup> Der Heuerling des Kreises Vechta und des Amtes Lönigen besaß meistens eine gänzlich unentgeltliche und unbemessene Arbeitsverpflichtung. Dabei hatte er sowohl auf dem Felde, etwa als Erntehelfer, als auch im Hause des Heuerherrn auszu-  
helfen. Dies galt ebenfalls für des Heuerlings Frau, deren Arbeitshilfe somit ein Bestandteil des Heuerverhältnisses war.<sup>11</sup> Auch die Heuerlingskinder übernahmen schon frühzeitig Aufgaben für den Bauern, etwa das Hüten der Kühe, bevor sie oftmals als Kleinknecht oder Kleinmagd beim Bauern in den Dienst traten. Generell bestimmte allein der Bauer über Art, Umfang und Dauer der zu verrichtenden Arbeiten des Heuermanns. Vergütet wurde das Helfen in den Ämtern des Kreises Vechta im Regelfall nicht. Allerdings gab es gegebenenfalls eine Verköstigung.<sup>12</sup>

Konnte der Heuerling seiner Arbeitsverpflichtung nicht nachkommen, zum Beispiel weil er erkrankte oder sich zum Arbeiten in Holland befand, oder seine Frau verhindert war, etwa wegen einer Schwangerschaft, so hatte der Heuerling für Abhilfe zu sorgen. Im Gegenzug bestand auch eine Hilfsverpflichtung des Bauern für den Heuerling. Da der Heuermann für gewöhnlich kein Pferd besaß, war er auf die Spannhilfe des Bauern, etwa für das Pflügen des Ackers, angewiesen. Kam der Bauer diesen Hilfen nicht nach, was Mitte des 19. Jahrhunderts durchaus vorkam, konnte dies zu einem Ernteausfall führen und somit den Ruin des Heuerlings bedingen. In den Ämtern des Kreises Vechta und im Amt Lönigen stellte das Helfen die wohl größte Belastung des Heuermanns dar. In den Ämtern Cloppenburg und Friesoythe wurden die Heuerlinge von den Zellern häufig für ihre Dienste durch Bargeld entlohnt.

### Die weiteren Verpflichtungen des Heuermanns

Als drückendste für den Staat zu leistende Pflicht wird in dem Bericht des Amtes Damme der Militärdienst genannt.<sup>13</sup> Auch der Hofrat Bulling thematisiert dies in seiner Denkschrift über die geringen Leute im Herzogtum Oldenburg von 1845.<sup>14</sup> Die Dauer des Wehrdienstes im Herzogtum betrug für alle Pflichtigen, die durch das Losverfahren eingezogen wurden, sechs Jahre, von denen allerdings neben einer



*Heuerhäuser in Osterdamme, 1933*

*Archiv: Rudi Trimphus*

Übungsphase die Präsenzzeit bei der Fahne lediglich eineinhalb Jahre betrug. Diese Zeit stellte für den Heuermann in Anbetracht seiner Arbeitsverpflichtung, seines Nebenerwerbs und seiner heimischen Landwirtschaft immer noch eine erhebliche Belastung dar, zumal auch seine erwachsenen Söhne zum Wehrdienst herangezogen werden konnten und somit gegebenenfalls ebenso nicht für die Feldarbeit zur Verfügung standen. Die Möglichkeit der Stellvertretung, nämlich sich von der Wehrpflicht freizukaufen, blieb den vermögenden Leuten vorbehalten, so dass die geringen Leute das Gros des Heeres stellten.

Ein Schutzgeld<sup>15</sup> hatten die Heuerleute des Oldenburger Münsterlandes Mitte des 19. Jahrhunderts, mit Ausnahme derer des Kirchspiels Dinklage, indes nicht mehr zu entrichten.<sup>16</sup> Dagegen mussten die Heuerlinge der Ämter des Kreises Cloppenburg das so genannte Landfolgegeld bezahlen. Angaben darüber, wie hoch diese zu leistenden Beträge waren, sind nicht vorhanden.<sup>17</sup>

Auch hatte der Heuermann für seine schulpflichtigen Kinder das Schulgeld zu bezahlen. Dieses lag dem Bericht des Amtes Damme von 1846 zufolge bei 69 Grote<sup>18</sup> im Jahr pro Kind. In Anbetracht der Tatsache, dass der Heuerling meist mehrere schulpflichtige Kinder besaß,

konnte dieser zunächst recht gering anmutende Betrag für den Heuermann, der sich in dieser Zeit in oftmals sehr bescheidenen Vermögensumständen befand, durchaus eine Belastung darstellen. Dementsprechend geschah es beispielsweise im Kirchspiel Langförden, dass die Heuerlinge ihre Kinder manches Mal von der Schule fernhielten, um das Schulgeld zu sparen oder weil sie Unterstützung auf dem Feld benötigten.<sup>19</sup>

Dagegen waren die Arbeiten für das öffentliche Gemeinwohl, zu denen die Heuerleute mancherorts herangezogen wurden, „keineswegs drückend“.<sup>20</sup> So mussten die Heuerlinge in Damme sich gelegentlich an der Instandhaltung von Wegen und kirchlichen Gebäuden beteiligen. Ein Wahlrecht besaßen die Heuerlinge im Herzogtum Oldenburg grundsätzlich nicht, da dieses an Grundbesitz oder ein bestimmtes Einkommen gebunden war.<sup>21</sup>

## Der Nebenerwerb der Heuerleute

Im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich die Lage der Heuerlinge spürbar verschlechtert, wie es in sämtlichen Berichten der Ämter des Oldenburger Münsterlandes geschildert wird. Als ein wesentlicher Grund hierfür wird übereinstimmend die verschlechterte Erwerbslage genannt. Für viele Heuerlinge reichten die Erträge aus ihrer Stelle nicht aus, um für sich und ihre Familien die Existenz zu bestreiten, da die Stellen oft zu klein und die Bodenqualität vielmals dürftig war. Somit wurde oftmals eine weitere Erwerbsquelle dringend benötigt. Dem Heuerling des Oldenburger Münsterlandes mangelte es diesbezüglich nicht an Einfallsreichtum. Er verdiente seine Existenzgrundlage unter anderem durch Ackerbau, Viehzucht, Handwerk, Tagelohn, Spinnen, Stricken, Weben, Bienenzucht, Saisonarbeit in Holland und Westfriesland oder als Matrose auf hoher See. Auch kam es vereinzelt vor, dass er Blutegel züchtete, eine Schankwirtschaft bzw. ein Tanzlokal unterhielt oder als Lehrer, Friseur oder Musiker tätig war. Durch seine Abhängigkeit von einem Nebenerwerb sollten sich Absatz- und Konjunkturkrisen einzelner Erwerbszweige sehr negativ auf das Fortkommen des Heuermanns auswirken.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts noch am häufigsten betriebene Nebentätigkeit der südoldenburgischen Heuerlingsfamilien stellte die Arbeit in der heimgewerblichen Weberei, Spinnerei oder Strickerei





*Heuerhaus in Dümmerlohausen, um 1935*

*Archiv: Rudi Timphus*

dar. Dabei wurde in den Ämtern des Kreises Vechta überwiegend die Leinenweberei und Garnspinnerei betrieben, obgleich in den Kirchspielen Vestrup und Visbek auch die Wollstrickerei weit verbreitet war.<sup>22</sup> In den Kirchspielen Damme, Neuenkirchen und auch Lohne stand deutlich die Weberei im Vordergrund, während im Kirchspiel Holdorf vorzugsweise die Garnspinnerei heimgewerblich betrieben wurde.<sup>23</sup> Insgesamt waren fast 40% der Heuerleute des Amtes Damme im Nebenerwerb an der Herstellung von Leinen beteiligt, sei es durch Spinnerei oder Weberei.<sup>24</sup> In Lohne, wo es Spezialindustrien gab und die Schifffahrt großen Anklang fand, waren im Jahr 1846 ungefähr 11% der Heuerlinge gleichzeitig Leinen- bzw. Kattunweber.<sup>25</sup> In der anderen Seefahrerhochburg Steinfeld gab es noch weniger Weber. Im Kirchspiel Dinklage, wo es an Alternativen fehlte, stellte das Leinenweben mit über 30% die häufigste Nebentätigkeit dar.<sup>26</sup>

Im Kreis Cloppenburg überwog dagegen die Strickerei von Strümpfen und Fausthandschuhen aus Schafwolle, obgleich hier vielerorts auch die Leinenweberei betrieben wurde, so vor allem im Kirchspiel Essen. Besonders in den Ämtern Cloppenburg und Lönningen, hier vor allem in den Kirchspielen, Essen, Lindern, aber auch im Amt Friesoythe beserten die Heuerlinge auf diese Weise ihr dürftiges Einkommen auf.

Die durch die ausländischen industriellen Fabrikate bedingte Absatzkrise des hiesigen Textilgewerbes wirkte sich somit negativ auf das Einkommen vieler Heuerlingsfamilien in allen Ämtern des Oldenburger Münsterlandes aus. Für die vor allem im Kreis Cloppenburg so viel betriebene Wollstrumpfstrickerei kam erschwerend hinzu, dass durch die Markenteilungen und die zunehmende Kultivierung des vormaligen Weidelandes der Schafbestand stark reduziert und somit der Rohstoff Wolle knapp wurde.<sup>27</sup> Die sinkenden Verdienstmöglichkeiten im textilen Heimgewerbe stellten einen wesentlichen Faktor für die Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation vieler Heuerlinge dar.

Neben der textilen Hausindustrie war es vor allem die saisonale Wanderarbeit in Holland oder Westfriesland, die über viele Jahrzehnte hin die Existenz vieler Heuerlingsfamilien gewährleistete. Im Wesentlichen verdienten sich die Heuerleute des Oldenburger Münsterlandes ihren Lebensunterhalt dort mit Torfgraben, Grasmähen oder Deicharbeiten. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts kam dem so genannten Hollandgehen aber längst nicht mehr die Bedeutung früherer Jahre zu. In größerem Ausmaß betrieben es vor allem noch die Heuerleute des Amtes Vechta sowie der Kirchspiele Damme und auch Lönigen. Im Amt Steinfeld, vor allem in den Kirchspielen Lohne und Dinklage, nahm die Hollandgängerei, von der maritimen Wanderarbeit einmal abgesehen, nur noch eine sehr untergeordnete Rolle ein.

Die Verdienstmöglichkeiten in Holland und Westfriesland fielen gegen Mitte des 19. Jahrhunderts sehr bescheiden aus, wie es in nahezu sämtlichen Berichten der südoldenburgischen Ämter betont wird. Zu diesem Zeitpunkt erschien die saisonale Wanderarbeit in Holland und Westfriesland immer weniger im Stande, den Heuerlingen des Oldenburger Münsterlandes eine sichere Existenz zu gewährleisten. Dementsprechend attestierte beispielsweise der Holdorfer Kirchspielsvogt im Jahr 1847 keinem einzigen Heuerling des Kirchspiels, der seinen Nebenerwerb als Hollandgänger bestritt, ein gutes Auskommen.<sup>28</sup> Zudem warnten Behörden, Kirchen und Mediziner wiederholt vor den gesundheitlichen Risiken der Hollandgängerei. In der Folge sollten immer weniger Heuerlinge aus dem Oldenburger Münsterland ihre Verdienstmöglichkeit in Holland oder Westfriesland suchen.

Die Heuerlinge der Ämter Steinfeld, Vechta, aber auch Friesoythe betrieben dagegen in großer Zahl die maritime Wanderarbeit, die hingegen im Amt Lönigen keinerlei Beachtung fand. In den Kirchspielen

Lohne und Steinfeld<sup>29</sup> nahm die Schifffahrt dagegen unter den Heuerleuten eine herausragende Stellung ein. In erster Linie muss dabei die Heringsfischerei genannt werden;<sup>30</sup> aber auch auf Handelsschiffen und Walfängern fuhren die Heuerlinge auf hoher See. Obgleich auch in der Schifffahrt die Verdienstmöglichkeiten langsam schwanden und die niederländische Regierung repressive Maßnahmen gegen die maritime Wanderarbeit ergriff, konnten viele Lohner und Steinfelder Heuerlinge auf diese Weise über einen langen Zeitraum ihre Existenz sichern. Warum die Schifffahrt allerdings fast ausschließlich von den Heuerleuten des Südkreises Vechta betrieben wurde, in Lohne und Steinfeld sogar die häufigste Nebentätigkeit darstellte und in den näher an der Küste gelegenen Ämtern im Kreis Cloppenburg mit Ausnahme Friesoythes kaum Resonanz fand, lässt sich einzig damit erklären, dass die Heuerleute des Amtes Steinfeld findiger und neuen Wegen gegenüber aufgeschlossener waren als anderswo.

Das Kirchspiel Lohne besaß für die Heuerlinge außerdem den Vorteil, dass hier seit Anfang des 19. Jahrhunderts Spezialindustrien entstanden, etwa Korkschnidereien, in denen sie einen zusätzlichen Erwerb fanden. Allerdings reichte für fast jede zweite Familie der hierdurch erzielte Verdienst zu einer sicheren Existenzgrundlage nicht aus. Ansonsten fand eine Frühindustrialisierung wie etwa in einigen Regionen Nordoldenburgs im Oldenburger Münsterland nicht statt.

Dagegen bot das Handwerk einen wichtigen Nebenerwerb für viele Heuerlinge aus allen Ämtern Südoldenburgs. Die Heuerlinge übten unterschiedliche Handwerksberufe vom Schmied über den Schneider bis hin zum Schuster aus. Ihre Werkstätten befanden sich meist auf ihrer Heuerstelle. An diesen Handwerksberufen herrschte in der bäuerlichen Gesellschaft allerdings auch nur ein begrenzter Bedarf. So schwächten der Niedergang der textilen Hausindustrie und die nunmehr dürftigen Verdienste in der saisonalen Wanderarbeit die Nebenerwerbssituation der Heuerlinge dieser Region gravierend, zumal alternative Erwerbsquellen letztendlich nicht in ausreichendem Maß vorhanden waren.

## Die Verschlechterung der Situation der Heuerleute durch Erntekrisen und Markenteilungen

Eine weitere Ursache für eine zunehmende Verschlechterung der Situation vieler Heuerleute stellten die mehrfachen, teilweise unmittelbar



aufeinander folgenden Erntekrisen dar, die gegen Mitte des 19. Jahrhunderts die Ämter Vechta und Cloppenburg heimsuchten. So richteten insbesondere die schweren Hagelschläge von 1836 in den Kirchspielen Visbek, Goldenstedt, Vestrup und Bakum des Amtes Vechta beziehungsweise 1859 im Kirchspiel Molbergen im Amt Cloppenburg so schwere Schäden an, dass die Bewohner und hier besonders die geringen Leute jeweils in Notsituationen gerieten und Spendenaktionen im Herzogtum Oldenburg Linderung verschaffen mussten. Auch die „Kartoffelkrankheit“ von 1845 und diverse Missernten, die aus Schädlingsbefall oder nachteiliger Witterung resultierten, schädeten besonders den kleinen Leuten. Diese Erntekrisen offenbarten die sehr schmale Lebensgrundlage vieler Heuerleute.

Ein weiterer wesentlicher Grund für die dürftige Lage der Heuerleute in der Zeit um das Jahr 1850 waren die im Laufe des 19. Jahrhunderts verstärkter durchgeführten Aufteilungen und Privatisierungen der Gemeinheiten. Obgleich die Markenteilungen, langfristig betrachtet, letztlich für die gesamte Landwirtschaft des Oldenburger Münsterlandes und somit auch für die Heuerleute von großem Nutzen sein sollten, weil durch sie weiteres Kulturland geschaffen wurde, bedrohten sie mittelfristig die Existenz nicht weniger Heuerlingsfamilien, da diese ihre bis hierhin geduldeten Markennutzungsrechte verloren. Den Heuerlingen wurden dadurch die Basis zur Fütterung ihres ohnehin relativ kleinen Viehbestands, das notwendige Brennmaterial zum Kochen und Heizen sowie die Mittel zur Düngung ihres Ackers entzogen. Weil sie die Gemeinheiten nicht mehr frei nutzen durften, konnten sie kaum noch Vieh halten und mussten sich Brennholz und Dünger teuer kaufen. Der große Vorteil, den die Heuerleute durch eine noch offene Mark genossen, wird augenscheinlich an den Beispielen der Gemeinheiten in Borringhausen im Kirchspiel Damme und der Bauerschaft Brägel im Kirchspiel Lohne. Die Heuerleute konnten in den jeweiligen offenen Mooregebieten über einen längeren Zeitraum nicht nur genug Torf für den eigenen Bedarf graben, sondern durch dessen Verkauf sich auch eine zusätzliche Erwerbsquelle erschließen. Die Armutsquote unter den Heuerlingsfamilien stellte sich in diesen Bauerschaften jeweils als vergleichsweise gering dar.

Vor allem aber ermöglichte die Markennutzung dem Heuermann die Viehhaltung, so dass er sich im besten Fall nicht nur ein Schwein und ein Kalb zum Eigenbedarf, sondern auch ein weiteres Tier zum Ver-

kauf halten konnte. So veräußerte mancher Neuenkirchener Heuermann ein Kalb an die Osnabrücker Schlächter. Auffällig erscheint, dass den Heuerlingsfamilien des Kirchspiels Damme, wo noch nutzbringende Marken offen lagen, ein besseres Auskommen bescheinigt wurde als denen in den Kirchspielen Neuenkirchen und Holdorf, in denen die nützlichsten Gemeinheiten Mitte des 19. Jahrhunderts schon aufgeteilt und privatisiert worden waren. Durch die in den späten 1840er-Jahren in Damme und Lönigen vermehrt durchgeführte Teilung und Privatisierung der Marken stieg die Zahl der Auswanderungen aus diesen Ämtern noch einmal erheblich an.

### Die „dürftige“ Lage vieler Heuerleute

Die Situation der Heuerlinge im Oldenburger Münsterland stellte sich in dieser Zeit vielerorts als alarmierend dar. Die „Untersuchung zur Lage der Heuerleute in den Kreisen Vechta und Kloppenburg“, die von der am 13. Oktober 1846 gegründeten „Commission zur Untersuchung des Zustandes der Heuerleute in den Kreisen Vechta und Cloppenburg“ veranlasst wurde, ergab, dass 1847 von den 1130 Heuerlingsfamilien des Amtes Damme 37,2% über ein „gutes“ und 27,1% über ein „mittelmäßiges“ Auskommen verfügten, während 35,7% aller Heuerlingsfamilien des Amtes in Dürftigkeit oder Armut leben mussten.<sup>31</sup> Der Kirchspielsvogt Rösener stellte für das Kirchspiel Lohne für etwas mehr als 30% der Heuerlingsfamilien ein gutes Auskommen fest. Seinen Angaben zufolge hatten über 40% „ihr Auskommen“, während ungefähr 28% arm oder bedürftig waren.<sup>32</sup> Im Amt Friesoythe mussten laut Bericht von 1846 sogar 96,5% aller Heuerlingshaushalte ihr Leben entweder mit einem „durchschnittlichen“ (24,7%) oder einem „geringen Auskommen“ (71,5%) bestreiten, während nur 3,5% über ein „gutes Auskommen“ verfügen konnten.<sup>33</sup>

Diese Zahlen belegen, dass die große Mehrheit der Heuerlingsfamilien in den Ämtern Friesoythe und Damme sowie im Kirchspiel Lohne kein gutes Auskommen besaß, und ein bedeutender Teil von ihnen sich knapp über der Existenzgrenze<sup>34</sup> oder bereits darunter befand. Vielleicht mag mancher Heuermann tatsächlich über größere finanzielle Mittel verfügt haben, als er angegeben hat, wie es Brägelmann für möglich hält.<sup>35</sup> Als mindestens genauso wahrscheinlich erscheint es jedoch, dass ein Kirchspielsvogt die Verhältnisse einer Heuerlingsfamilie etwas



O

 Nr. 137  
 pr. von Old. 28  
 490

Da seine Königliche Hoheit der Großherzog sich veranlasst  
 gefunden haben, eine Commission bestehend aus dem Hofrath  
 Krell, dem Amtmann Barnstedt zu Damme, dem Regierungsassessor  
 Buchholtz und dem Gemeinheitscommissair Nieberding zu Lohne  
 zu ernennen, um in den Kreisen  
 Vechta und Cloppenburg die Lage der dortigen  
 Heuerleute zu ermitteln, die Ursachen der eingetretenen  
 Bedrängnis derselben zu erforschen und die Mittel zur  
 Abhülfe derselben in Erwägung zu nehmen; so werden die  
 Ämter der gedachten Kreise hierdurch angewiesen, den  
 etwaigen Requisitionen dieser Commission Folge zu leisten.

Oldenburg aus der Regierung, 1846 Oct. 23.  
 Mutzenbecher.

Da  
 von Old. Damme

Übersetzung: „Da seine Königliche Hoheit der Großherzog sich veranlasst  
 gefunden haben, eine Commission bestehend aus dem Hofrath Krell, dem  
 Amtmann Barnstedt zu Damme, dem Regierungsassessor Buchholtz und den  
 Gemeinheitscommissair Nieberding zu Lohne zu ernennen, um in den Krei-  
 sen Vechta und Cloppenburg die Lage der dortigen Heuerleute zu ermitteln,  
 die Ursachen der eingetretenen Bedrängnis derselben zu erforschen und die  
 Mittel zur Abhülfe derselben in Erwägung zu nehmen; so werden die Ämter  
 der gedachten Kreise hierdurch angewiesen, den etwaigen Requisitionen dieser  
 Commission Folge zu leisten. Oldenburg aus der Regierung, 1846 Oct. 23.

Mutzenbecher“

Rundschreiben an die Ämter der Kreise Vechta und Cloppenburg  
 aus: StAOL, Best. 76-25 Nr. 110



besser einschätzte als es sich tatsächlich darstellte.<sup>36</sup> Die Berichte der Ämter Vechta, Lönigen und Cloppenburg lassen darauf schließen, dass die wirtschaftliche und soziale Situation der Heuerlinge dort nicht entschieden günstiger ausfiel. Für Lönigen wird dies bestärkt durch das amtliche Verzeichnis, das Auskunft über die doch sehr geringen finanziellen Mittel gibt, die die Löninger Auswanderer in der Zeit von 1843 bis 1846 auf ihrer Fahrt nach Nordamerika mitnahmen. Wenn man nun die Aussagen über den Pauperismus aus dem „Großen Ploetz“ zugrunde legt, in dem er „als Bezeichnung der vorindustriellen Massenarmut“ beschrieben wird, „die durch starkes Bevölkerungswachstum [...] besonders in der unterbäuerlichen Schicht und Mangel an Arbeitsplätzen entsteht“,<sup>37</sup> so gibt es deutliche Hinweise darauf, dass es um die Mitte des 19. Jahrhunderts einen solchen vor allem im Kreis Vechta gab. Das Bevölkerungswachstum, besonders innerhalb des Heuerleutestandes, war vor allem in den Ämtern Steinfeld und Damme seit Mitte des 18. bis zur Massenauswanderung gegen Mitte des 19. Jahrhunderts von enormem Ausmaß. Gleiches lässt sich für die Entwicklung des Heuerlingsanteils des Amtes Lönigen im Kreis Cloppenburg sagen. Auch den im „Großen Ploetz“ genannten „Mangel an Arbeitsplätzen“ hat es für die Heuerleute des Oldenburger Münsterlandes gegeben. Der Hollandgang konnte überhaupt nur wegen des niedrigen inländischen Angebots an lohnbringenden Erwerbsmöglichkeiten eine solch starke Verbreitung finden. Im Bericht des Amtes Vechta von 1846 wird explizit der dürftige Vechtaer Arbeitsmarkt beschrieben.

Aus der weiteren Verschlechterung der Situation vieler Heuerleute folgten massive atmosphärische Störungen zwischen den Zellern und den Heuerlingen, die keineswegs Einzelfälle darstellten. Die Demonstrationen der Heuerlinge des Jahres 1848 in den Kirchspielen Lutten, Bakum und Oythe des Amtes Vechta, die sich gezielt gegen die Bauern richteten, stellten lediglich den Höhepunkt der vielfachen Streitigkeiten und Missstimmungen zwischen diesen beiden Parteien, die es im Kreis Vechta gegeben hatte, dar.<sup>38</sup> Dabei boten die Markenteilungen nur den Anlass für dieses Aufbegehren, zumal die Lutter Heuerlinge sich öffentlich mit ihrer Arbeitsverpflichtung unzufrieden erklärten. Dass es nicht zu massiveren Ausschreitungen kam, lag an der Petitionsfähigkeit der Heuerlinge und an der Kompromissbereitschaft der Zeller.

Auch in den Ämtern des Kreises Cloppenburg lässt sich das Verhältnis zwischen Heuerling und Bauer nicht mehr als Hofgemeinschaft

beschreiben. Dementsprechend berichtet Bölsker-Schlicht davon, wie das frühere persönliche Heuerverhältnis in Lönigen einer reinen Geschäftsbeziehung gewichen war.<sup>39</sup> Im Amt Cloppenburg verheuerten auswärtige Gutsherren viele Stellen und ließen ihre Heuerleute verarmen, so dass sie dem Armenwesen der Kirchspiele anheim fielen, was wiederum für Zorn bei den Bauern sorgte. So nannten die Cappeller Bauernvögte die von auswärtigen Gutsherren vernachlässigten Heuerleute eine „Geißel des Kirchspiels“.<sup>40</sup>

Letztendlich war es vor allem die Auswanderung, die sich positiv auf das Heuerverhältnis auswirkte. Durch sie wurde das Heuerverhältnis ausgeglichener gestaltet, da es nunmehr sogar vorkam, dass weniger ertragreiche oder schlecht ausgestattete Heuerstellen leer standen. Der Zeller verfügte nicht mehr über dieses schier unerschöpfliche Angebot an Bewerbern für seine Stellen. Um seine Stellen verheuern zu können, musste er sich dem Heuerling gegenüber kompromissbereiter verhalten, etwa was die Handdienste betraf. Auch wenn die Demonstrationen und Petitionen der Heuerlinge des Amtes Vechta aus dem Jahr 1848 leichte Verbesserungen erzielen konnten, war es vor allem die Auswanderung, vornehmlich nach Nordamerika, die der Not der Heuerleute entgegenwirkte, indem sie das Verhältnis zwischen den Heuerleuten und den vorhandenen Stellen regulierte. Obgleich die Auswanderung dem Oldenburger Münsterland tüchtige Arbeitskräfte nahm, stellte sie doch das Ventil dar, das den Bevölkerungsdruck entscheidend abschwächte. Konnten die Heuerleute bis tief ins 19. Jahrhundert hinein trotz des dynamischen Bevölkerungswachstum überhaupt nur durch den Hollandgang und das textile Heimgewerbe über einen langen Zeitraum bestehen, so hinterließ der Wegfall dieser beiden Erwerbsquellen eine Lücke, die durch das vorhandene heimische Arbeitsangebot niemals zu schließen gewesen wäre. Zudem verstärkte die Markenteilung zunächst die Notlage vieler Heuerlinge, so dass die Migration nach Nordamerika als einzige wirkliche Alternative zu einem Leben in Dürftigkeit und unangemessener Arbeitsverpflichtung erschien.

Im Amt Friesoythe blieb im Gegensatz zu den anderen Ämtern der Kreise Vechta und Cloppenburg eine Auswanderung größeren Ausmaßes aus. Hier verbesserte sich die Situation der Heuerlinge bis zum Ende des 19. Jahrhunderts infolge der weiteren Urbarmachung des Landes, weil sie die Möglichkeit erhielten, sich auf dem neuen Grund als Neubauer anzusiedeln und somit das Heuerlings-Dasein zu been-

den. Abschließend bleibt zu konstatieren, dass eine weit verbreitete Armut unter den Heuerleuten bestanden hat und erst die Auswanderungswelle langfristig „die traurige Lage dieser geringen Leute“ in den Kreisen Vechta und Cloppenburg verbessern sollte.

**Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Bei diesem Beitrag handelt es sich um das leicht überarbeitete Fazit meiner Magisterarbeit mit dem Titel „Die wirtschaftliche und soziale Situation der Heuerleute im Oldenburger Münsterland um die Mitte des 19. Jahrhunderts gemäß den Berichten der Kreise Vechta und Cloppenburg“. Sie wurde angeregt und betreut von Prof. em. Dr. Alwin Hanschmidt (Universität Vechta), bei dem ich mich an dieser Stelle herzlich für seine Unterstützung und seinen Zuspruch bedanken möchte. Für diese Arbeit wurden verschiedene Dokumente aus dem Staatsarchiv Oldenburg (StAOl), zum Beispiel Berichte der südoldenburgischen Ämter und Landgerichte oder der Kammer in Oldenburg, sowie diverse Fachliteratur verwendet. Bei den genannten „Kreisen“ handelte es sich damals nicht um Verwaltungsbezirke, sondern um die Bezirke der Landgerichte. Zum Kreis Vechta gehörten die Ämter Damme, Steinfeld und Vechta, während sich der Kreis Cloppenburg aus den Ämtern Lönigen, Cloppenburg und Friesoythe bildete. Das Zitat im Titel stammt aus der Denkschrift „Ueber die geringen Leute und die Verbesserung ihrer Lage“ von dem oldenburgischen Hofrat Carl Heinrich Bulling aus dem Jahr 1845; vgl. StAOl, Best. 70 Nr. 3775.
- <sup>2</sup> Vgl. Schulte, Hermann: Das Heuerlingwesen im Oldenburgischen Münsterlande, Bochum-Langendreer 1939, S. 22.
- <sup>3</sup> Dabei wurde die Herrlichkeit Dinklage, die erst 1827 dem Amt Steinfeld zufiel, bereits mitberücksichtigt.
- <sup>4</sup> Im Jahr 1846 gab es im Amt Friesoythe insgesamt lediglich 143 Heuerstellen; vgl. StAOl, Best. 70 Nr. 2153, Bericht des Amtes Friesoythe von 1846.
- <sup>5</sup> Vgl. StAOl, Best. 70 Nr. 2153.
- <sup>6</sup> Ebd. Bericht der Kammer in Oldenburg von 1822.
- <sup>7</sup> Ebd.
- <sup>8</sup> Vgl. StAOl, Best. 70 Nr. 2153, Bericht des Amtes Damme von 1846.
- <sup>9</sup> Vgl. StAOl, Best. 70 Nr. 2153, Bericht des Amtes Steinfeld von 1846.
- <sup>10</sup> Zu dem Verhältnis der Heuerlinge zu ihren Bauern: Vgl. auch Hanschmidt, Alwin: „...dem Wohle einer gedrückten Menschenklasse...“. Carl Heinrich Nieberding und die Lage der Heuerleute in den Kreisen Vechta und Cloppenburg (1815). In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 2010, Sonderdruck, Vechta 2009, S. 67 ff.
- <sup>11</sup> So schreibt der Dammer Amtmann Barnstedt von der Arbeitshilfe, „welche der Heuermann und dessen Frau dem Verpächter theils zur Acker-, theils zur Hausarbeit in so angemessener Art herkömmlich [habe] leisten müssen“. Vgl. StAOl, Best. 70 Nr. 2153, Bericht des Amtes Damme von 1846.
- <sup>12</sup> Eine Verköstigung durch den Bauern fand nur zu einem gewissen Maße statt. Beginn für den Heuerling der Arbeitstag nach neun Uhr morgens, bekam er kein Frühstück mehr. Die Nachmittagschicht begann nach zwölf, so dass das Mittagessen ausfiel, und wenn der Heuermann am Nachmittag um die Vesperzeit seinen Dienst beendete, stand ihm kein Abendbrot zu. Vgl. Ostendorf, Johannes: Zur Geschichte der Auswanderung aus dem alten Amt Damme (Oldb.), in: Lübbing, Hermann (Hrsg.): Oldenburger Jahrbuch für Geschichte und Heimatkunde, Oldenburg 1943, S. 175.



- <sup>13</sup> Vgl. StAOI, Best. 70 Nr. 2153. Bericht des Amtes Damme von 1846.
- <sup>14</sup> Vgl. StAOI, Best. 70 Nr. 3775. Denkschrift von Carl Heinrich Bulling: „Ueber die geringen Leute und die Verbesserung ihrer Lage“ von 1845.
- <sup>15</sup> Das Schutzgeld, auch Schirmgeld genannt, konnte von jenen Einwohnern der Städte erhoben werden, die nicht das Bürgerrecht besaßen. Da das Bürgerrecht unter anderen auch an Besitz gebunden war, galten die besitzlosen Heuerleute zwar als Einwohner, nicht aber als Bürger des Staates.
- <sup>16</sup> StAOI Best. 70 Nr. 3775. „Designation der im Jahre 1846 nach der Cammer-Controlle zur Hebung beorderter Schutzgelder von den Heuerleuten“ vom 26.8.1847.
- <sup>17</sup> Ebd.
- <sup>18</sup> 72 Grote entsprachen einen Reichstaler. Zum Vergleich: Das Pfund Kaffee kostete im Herzogtum Oldenburg etwa 14 Grote, während für ein Pfund Tabak zirka 12, für das Pfund Käse ungefähr 2 1/2 oder für die Kanne Bier 3 Grote gezahlt werden mussten.
- <sup>19</sup> Vgl. Cordes, Rolf: Langförden im 19. Jahrhundert, in: Stadt Vechta und Heimatverein Langförden (Hrsg.): Chronik Langförden, Vechta. 1990, S. 167.
- <sup>20</sup> Vgl. StAOI, Best. 70 Nr. 2153. Bericht des Amtes Damme von 1846.
- <sup>21</sup> Vgl. Wegmann-Fetsch, Monika: Die Revolution von 1848 im Großherzogtum Oldenburg, Oldenburg 1974, S. 125. Zu den Vertreter-Versammlungen der Bauerschaften, Kirchspiele und Ämter: Vgl. Schaer, Friedrich-Wilhelm u. Albrecht Eckhardt: Herzogtum und Großherzogtum im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus (1773-1847), in: Eckhardt, Albrecht u. Heinrich Schmidt: Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1987, S. 271-331, hier S. 302 f.
- <sup>22</sup> Vgl. StAOI, Best. 70 Nr. 2153. Bericht des Amtes Vechta von 1846.
- <sup>23</sup> Vgl. StAOI, Best. 70 Nr. 2153. Bericht des Amtes Damme von 1846.
- <sup>24</sup> Vgl. StAOI, Best. 76-25 Nr. 110. Vgl. Reinders-Düselder, Christoph: Ländliche Bevölkerung vor der Industrialisierung. Geburt, Heirat und Tod in Steinfeld, Damme und Neuenkirchen 1650 bis 1850, Cloppenburg 1995, S. 173. Reinders-Düselder hat die „Verzeichnisse der Grundbesitzer und Heuerleute“ ausgewertet, die von den Kirchspielsvögten in den verschiedenen Bauerschaften des Amtes Damme erstellt worden waren. In den Verzeichnissen hatten die Kirchspielsvögte unter anderem die Größe der Heuerstellen, die Nebentätigkeiten der Heuerleute und deren Einkommensverhältnisse vermerkt.
- <sup>25</sup> Vgl. Huhnt, Bruno: Das Verzeichnis der Grundbesitzer und Heuerleute im Kirchspiel Lohne 1846, Cloppenburg 2002, S. 12. Huhnt hat die „Verzeichnisse der Grundbesitzer und Heuerleute“ für die Bauerschaften des Kirchspiels Lohne veröffentlicht und ausgewertet. Die Erstellung solcher Verzeichnisse war von der am 13. Oktober 1846 von der Herzoglichen Regierung eingesetzten „Commission zur Untersuchung des Zustandes der Heuerleute in den Kreisen Vechta und Cloppenburg“ für das ganze Oldenburger Münsterland veranlasst worden. Obgleich es deutliche Hinweise dafür gibt, dass zumindest auch in den Bauerschaften des Amtes Lönigen eine Befragung der Grundbesitzer und Heuerleute durchgeführt und die Ergebnisse in solchen Verzeichnissen niedergeschrieben worden waren, konnten bisher lediglich die Verzeichnisse der Bauerschaften des Kirchspiels Lohnes und des Amtes Damme im Staatsarchiv Oldenburg gefunden werden.
- <sup>26</sup> Vgl. Ostendorf, Johannes: Der Kreis Vechta im 19. Jahrhundert, Vechta 1961, S.66.
- <sup>27</sup> Vgl. Ostendorf, Johannes: Der Kreis Cloppenburg vor 100 Jahren im Spiegel der Namen und Zahlen, Cloppenburg 1958, S.66.
- <sup>28</sup> Vgl. StAOI, Best. 76-25 Nr. 110.
- <sup>29</sup> Mehr dazu: Vgl. Timphus, Rudi: Die Schifffahrt im Kirchspiel Steinfeld, in: Gemeinde Steinfeld (Hrsg.): Steinfeld 1187-1987, Steinfeld 1987, S. 162-175.
- <sup>30</sup> Zur Heringsfischerei: Vgl. Bunge, Friedrich: Up'n Buys / Büs, in: Heimatbund für das Oldenburger Münsterland (Hrsg.): Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1985, Vechta

- 1985, S. 109 f. Vgl. auch Hanschmidt, Alwin: „Heiden und Moore“ und Fischer bei Archangelsk. Beschreibungen des Amtes Vechta von 1803 und 1811, in: Leon-Lohne 9, 2009, S. 7-23.
- <sup>31</sup> Vgl. Reinders-Düselder, Christoph: Ländliche Bevölkerung vor der Industrialisierung, S. 181. Vgl. StAOI, Best. 76-25 Nr. 110.
- <sup>32</sup> Vgl. Huhnt, Bruno: Das Verzeichnis der Grundbesitzer und Heuerleute im Kirchspiel Lohne 1846, S. 14.
- <sup>33</sup> Vgl. StAOI, Best. 70 Nr. 2153. Bericht des Amtes Friesoythe von 1846.
- <sup>34</sup> Unter den Heuerlingen, die „ihr Auskommen“ hatten, wurden diejenigen verstanden, „die im Ganzen ihr Auskommen haben, jedoch mit der Heuer mehr oder weniger in Rückstand sind.“ StAOI, Best. 76-25 Nr. 110. Verzeichnis der Grundbesitzer und Heuerleute.
- <sup>35</sup> Vgl. Brägelmann, Paul: Das Heuerlingswesen der Gemeinde Lohne und seine Auswertung im Unterricht der Volksschule, Vechta 1948. S. 35.
- <sup>36</sup> Reidegeld betont, dass für „die soziale Lage auf dem >platten Land< [...] die (überaus günstigen) Angaben der offiziellen Armutsstatistiken noch weniger aussagekräftig“ seien. Vgl. Reidegeld, Eckart: Staatliche Sozialpolitik in Deutschland: historische Entwicklung und theoretische Analyse von den Ursprüngen bis 1918 Opladen 1996, S. 44.
- <sup>37</sup> „Der Große Ploetz“, 32., neubearbeitete Auflage, Freiburg 1998, S. 844.
- <sup>38</sup> Vgl. Wegmann-Fetsch, Monika: Die Revolution von 1848 im Grossherzogtum Oldenburg, S. 111 ff. Speziell zur Aufruhr in Lutten: Vgl. Hasenkamp, Engelbert: „Wir wünschen ein jeder 16 Scheffelsaat“, in: Heimatblätter der Oldenburgischen Volkszeitung, Jahrgang 79, 2000, Nr. 1, S. 5 f.
- <sup>39</sup> Vgl. Bölsker-Schlicht, Franz: Bevölkerungs- und Sozialgeschichte Lönings vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, in: Lönigen in Vergangenheit und Gegenwart. Zur Geschichte unserer Stadt. Fünf Viertel und eine Wiek, Lönigen 1998, S. 265.
- <sup>40</sup> StAOI, Best. 70 Nr. 2153. Bericht des Amtes Cloppenburg: „Über eine Beschwerde des Kirchspiels Cappeln wegen der immer mehr zunehmenden Last zum Unterhalt verarmter Heuerleute, besonders derjenigen auswärtiger Gutsherren“ vom 27. 11. 1830.

---

*Andreas Bauerochse, Hanns-Hubert Leuschner, Alf Metzler*

## Das Campemoor im Neolithikum – Spuren früher Besiedlung in der südlichen Dümmerniederung

Eines der größten Mooregebiete Deutschlands ist der Moorkomplex in der Dümmer Geestniederung, die sich nördlich des Wiehengebirges, zwischen Bramsche im Süden und Barnstorf im Norden erstreckt. Teil dieser Niederung, in deren Zentrum sich mit dem Dümmer der zweitgrößte Binnensee Niedersachsens befindet, ist das Campemoor. Im Südwesten der Niederung gelegen, bedeckt es eine Fläche von etwa 46 km<sup>2</sup>, von denen etwa 42,5 km<sup>2</sup> von teilweise wurzelechtem Hochmoor eingenommen wird.<sup>1</sup>

Die großflächige Erschließung und Melioration des Campemoores begann vergleichsweise spät, am Beginn des 20. Jahrhunderts. Ausgangspunkt war 1911 die Gründung der Hannoverschen Kolonisations- und Moorverwertungsgesellschaft in Osnabrück (HAKUMAG), die ein Kraftgas- und Elektrizitätswerk in dem Gebiet betrieb, das allerdings nach wenigen Jahren bereits wieder den Betrieb einstellte. Aus ihr erwuchs das Torfwerk Schweger Moor GmbH & Co KG, das seither den Torfabbau vorantrieb und bis in die Gegenwart Erden produziert. 1912 erfolgte die Gründung der Siedlung Campemoor, womit endgültig der Grundstein für die großflächige Kolonisierung des Campemoores gelegt war. Ab den frühen 1920er-Jahren setzte dann mit der Gründung zahlreicher Aussiedlerhöfe die großflächige Inkulturnahme des Moores ein, so dass heute Torfabbau und Landwirtschaft die wirtschaftliche Prosperität in der Gegend bilden.<sup>2</sup>

Historisch betrachtet war das Gebiet um den Dümmer aber bereits von den Menschen in weit davor liegenden Epochen besiedelt worden. Zeugen dieses Prozesses sind eine Vielzahl ur- und frühgeschichtlicher Fundplätze, die eindrucksvoll die kulturhistorische Bedeutung der Region ab dem Mesolithikum belegen.<sup>3</sup> Eine Besonderheit unter diesen Funden bilden die Moorwege, von Menschen angelegte Kunststraßen,



die der Erschließung des Mooregebietes dienten und in großer Zahl seit der Mitte des 5. vorchristlichen Jahrtausends angelegt worden waren.<sup>4</sup> Bis Ende der 1980er-Jahre war die Moorarchäologie ein Forschungsschwerpunkt am Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Oldenburg, dem heutigen Museum Natur und Mensch, von wo aus Hajo Hayen zunächst alleine, später mit seinem Techniker Reinhard Schneider die Ausgrabungen in den Mooren durchführte. Ende der 1980er-Jahre vollzog sich mit dem altersbedingten Ausscheiden Hajo Hayens aus dem Berufsleben dann eine Zäsur. Der Arbeitsbereich Moorarchäologie wurde an das damalige Institut für Denkmalpflege (heute Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege) in Hannover übertragen, nicht zuletzt auch, um die Aspekte des Denkmalschutzes stärker in den Vordergrund zu stellen. Um ein wirksames Instrument bei gutachterlichen Tätigkeiten und im Zuge von Genehmigungsverfahren zur Verfügung zu haben, wurde zwischen 1990 und 1992 zunächst ein Kataster aller in Niedersachsen bekannten Moorwege erstellt. In der Folge wurde dem Bereich des Denkmalschutzes durch Aufnahme der wichtigsten Wege in die Niedersächsische Denkmalschutzkartei (NDK) mit dem Ziel der Denkmalerhaltung konsequent Rechnung getragen. Zunächst erfolgten die archäologischen Untersuchungen der Moore noch in Zusammenarbeit. So bei den Arbeiten an den Moorwegen Pr 6 und Ip 12 in den Jahren 1988-1991. Um größere Flächen im Zuge der Prospektion bearbeiten zu können, wurde bereits zu Beginn der 1990er-Jahre mit der Luftschall-Reflexionsseismik erstmals die Anwendung eines nichtinvasiven, geophysikalischen Messverfahrens im Gelände erprobt.<sup>5</sup> Zu einer der ersten Maßnahmen unter neuer Zuständigkeit zählte die bislang letzte Ausgrabung am *Moorweg Pr 25*. Dieser Weg, dessen Existenz seit Anfang des 19. Jahrhunderts bekannt war,<sup>6</sup> verlief südlich des Dümmers, zwischen Damme und Hunteburg. Ebenfalls in dieser Zeit entwickelte sich, neben zahlreichen Ausgrabungen in anderen Mooregebieten, der moorarchäologische Schwerpunkt im Campemoor. Diese Entwicklung war u.a. dem Umstand geschuldet, dass dort, nachdem bei Torfabbauarbeiten zunächst ein Moorweg zu Tage getreten war, bei dessen Ausgrabung weitere hinzukamen. Aktuell sind allein durch diese Ausgrabungen insgesamt sechs Moorwege in die Untersuchungen eingebunden. Darüber hinaus wurde durch Anlage von Suchschnitten im unmittelbaren Umfeld der Wege eine mesolithische Station des 6. Jahrtausends in ihrem westlichen Randbereich erfasst.



Einhergehend mit den archäologischen Ausgrabungen in den Mooren begannen in dem Gebiet Ende des Jahrzehnts erste Untersuchungen zur Landschafts- und Umweltrekonstruktion.<sup>7</sup> In Zusammenarbeit mit Geophysikern, Dendrochronologen und Geodäten wurden Verfahren zur Prospektion in Mooren erprobt,<sup>8</sup> die dendrochronologische Bearbeitung der Moorwege vorangetrieben und in verschiedenen Projekten die Bedeutung subfossiler Moorhölzer als Umweltindikatoren herausgearbeitet.<sup>9</sup> Darüber hinaus erfolgten paläobotanische Untersuchungen zur Rekonstruktion der früheren Umweltverhältnisse. So konnten über die Betrachtung der Anlagen hinausgehend wertvolle Kenntnisse zur Umweltsituation und zum Wandel der Kulturlandschaft in der Region gewonnen werden.<sup>10</sup>

Eine Betrachtung des Campemoores aus forschungsgeschichtlicher Sicht zeigt, dass bereits in frühen Jahren, zu Beginn der einsetzenden Erschließungen des Moores, erste Spuren menschlicher Siedlungsaktivitäten gefunden worden waren. So war bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts beim Bau der Chaussee von Hunteburg nach Damme ein Moorweg entdeckt und in Teilen freigelegt worden.<sup>11</sup> Bei diesem handelte es sich um den als Pr 25 bekannt gewordenen Weg, der die örtlich günstigste Nord-Süd-Verbindung zwischen den Dammer Bergen und dem südlich gelegenen Rand des Wiehengebirges mit einer beschriebenen Länge von mehr als 3,2 km darstellte. Damit zählt der Weg zu den längsten urgeschichtlichen Moorstraßen in Niedersachsen. Die letzte Ausgrabung fand im Sommer 1993 während der Erdarbeiten zum Bau einer an das Torfwerk Schwegermoor angrenzenden Kompostieranlage statt. Die Anlage eines Radweges im Jahr 2009 in unmittelbarer Nähe und die in Verbindung damit durchgeführten archäologischen Prospektionsmaßnahmen erbrachten keinerlei weitere Hinweise.

Die Grabung von 1992/93 erbrachte indes überraschende Befunde. So fanden sich die Reste zweier zerstörter Moorwege sowie einer palisadenähnlichen Konstruktion. Wegverläufe und Ausmaße konnten lediglich noch anhand einzelner Erlenpfähle mit Durchmessern von bis zu 20 cm nachvollzogen werden, die in Abständen von etwa jeweils einem halben Meter tief in den Torf eingerammt waren. Welcher Funktion diese Pfähle ursprünglich dienten, ist unbekannt, da der Torf auf der hinter der Pfahlreihe liegende Fläche bereits vor längerer Zeit abgegraben worden war. Aufgrund des zerstörungsbedingt schlechten



*Abb. 1: Bohlenweg Pr 25. Deutlich erkennbar sind die Zerstörungen am Weg sowie die Reste von zwei Palisadenreihen.*

Erhaltungszustandes war es nicht möglich, nähere Aussagen zu Typ und Bauausfertigung zu machen. (Abb. 1) Über einem der Wege hatte sich auf einer kleinen Fläche eine dünne Auflage aus Birkenreisern erhalten, die den Eindruck vermittelten, es handele sich um die Reste einer jüngeren Wegschicht. Eine Vermutung, die im weiteren Verlauf der Grabungen bestätigt werden konnte, denn zwischen dem Bohlweg und der Strauchschicht befand sich eine dünne Torfschicht, die offenkundig von in situ aufgewachsenen Torfmoosen stammte. Die  $^{14}\text{C}$ -Datierungen bestätigten dies. Während dendrochronologische Datierungen der Weghölzer von den Ausgrabungen aus den Jahren 1980 bzw. 1992/93 die Anlage bzw. Nutzung des Hauptweges in die Zeit zwischen 279 und 150 BC datieren,<sup>12</sup> weisen zwei Radiokarbon-datierungen der Reisigschicht gemittelte Alter zwischen 8 und 118 AD auf.<sup>13</sup> Wenngleich es damit zunächst offen bleiben muss, ob mit den Datierungen die gesamte Bau- und Nutzungsphase erfasst werden konnte, fällt der erfasste Zeitraum doch in einen Abschnitt, für den



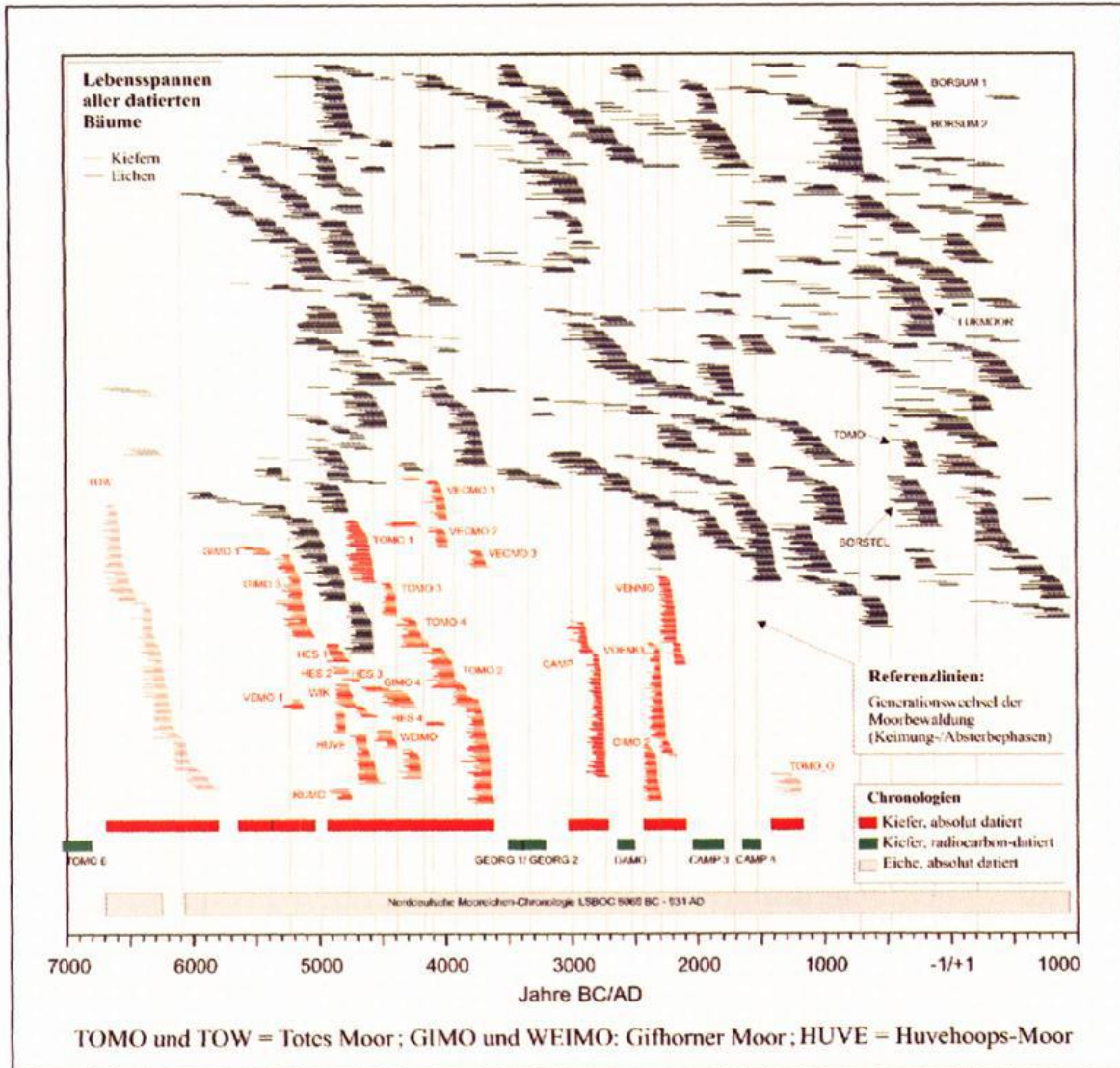


Abb. 2: Zeitliche Verteilung von Lebensspannen subfossiler Hölzer aus niedersächsischen Mooren, angeordnet nach ihrer Herkunft in der zeitlichen Abfolge des Absterbens. Die durch Referenzlinien markierten Wechsel der Moorwald-Bestände treten überregional auf und sind durch Vernässungsphasen bedingt (nach Eckstein et al. 2009, ergänzt).

eine Reihe dendro-datierter synchroner Absterbehorizonte ehemaliger Moor-Eichenwälder<sup>14</sup> auch aus anderen Mooren Nordwestdeutschlands wie dem Toten Moor (TOMO) nördlich des Steinhuder Meeres (Region Hannover), dem Niedermoor bei Borsum/Emsland oder dem Lukmoor (Ldkr. Aurich) eine Phase zunehmender Vernässung belegt. (Abb. 2) Der Bau des Weges in einer solchen Phase und der über die Dendro-Daten nachgewiesene Nutzungszeitraum von mindestens 130

Jahren – also etwa die Dauer von sechs Generationen – legt die Vermutung nahe, dass es sich bei dem Nord-Süd verlaufenden Weg um eine bedeutende Verbindung handelte, die es auch unter ungünstigen Bedingungen aufrecht zu erhalten galt. Letztendlich ist es jedoch nicht möglich, anhand der geringen Anzahl der Daten, die alle von einem kleinen Abschnitt des Weges stammen, umfängliche Aussagen zur Geschichte des Weges insbesondere im Hinblick auf die historischen Ereignisse im Zusammenhang mit der Varusschlacht am nördlichen Wiehengebirgsrand zu treffen.

Neben der Holzkonstruktion der baulichen Anlagen fanden sich bei den Ausgrabungen auch mehrere Holzgeräte. Diese wurden von Pieper als „Holzschwerter“ gedeutet und hinsichtlich ihrer Funktion interpretiert.<sup>15</sup>

Westlich des Torfwerks liegt innerhalb des Moorkomplexes auf einer größeren Sanddurchtragung die Schwegermoorer Bauernsiedlung. Sie besteht aus nur wenigen Häusern mit den dazugehörigen landwirtschaftlichen Nutzflächen im Moor. Die Ackerflächen wurden bereits in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre tiefgepflügt. Wenngleich damit mögliche Funde nicht nur aus ihrem Zusammenhang gerissen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch zerstört wurden, konnten durch Feldbegehungen in dem Bereich dennoch einige Steingeräte und damit der Nachweis früherer Aktivitäten erbracht werden. Sie stehen im Kontext mit den Funden aus dem westlich anschließenden Bereich des Dammer Moores. In diesem Teil des Campemoores fand bereits seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts zur Brenntorfgewinnung Torfabbau statt. Dabei wurde im Sommer 1938 ein Stiefel gefunden, in dessen Inneren noch die Knochen eines Fußes sowie des Unterschenkels steckten. Trotz unmittelbarer Nachsuche am Ort konnten keine weiteren Leichenteile oder zur Leiche gehörenden Gegenstände entdeckt werden. Der Fund wurde an das damalige Provinzialmuseum in Hannover, das heutige Niedersächsische Landesmuseum, übergeben. Entsprechend einer Radiokarbondatierung datieren die Leichenreste in die Zeit um 750±70 BP.<sup>16</sup>

Zwei weitere Moorleichen wurden ebenfalls bei Torfabbauarbeiten, im Frühjahr 1949, entdeckt. Zu ihrer Bergung waren Archäologen des Niedersächsischen Landesmuseums in Hannover hinzugezogen worden, so dass der Fund sachgerecht gesichert werden konnte. Es handelte sich um zwei männliche Leichen, die mit angezogenen Beinen auf der





Seite dicht beieinander liegend in jeweils eine Decke eingerollt waren. Beide waren ansonsten unbekleidet und trugen keinerlei Gegenstände bei sich. Mit Hilfe der 14C-Datierung konnte das Todesalter der Leichen in den Zeitraum um 1680±50 BP eingrenzt werden.<sup>17</sup> Wenngleich über die Todesursache nichts bekannt ist, legt der gesamte Befund eine reguläre Bestattung nahe. Im Juli desselben Jahres wurde noch eine weitere Moorleiche gefunden, die in die Zeit um 1975±45 BP datiert,<sup>18</sup> von der aber nur wenige Reste in das Landesmuseum nach Hannover gelangt sind.

Von ebenfalls überregionaler Bedeutung ist der Fund einer Axt aus Ton, die lediglich 20 m entfernt von der Fundstelle der Moorleichen 1951 aus einer Torfsode herausgebrochen wurde. Im Schäftungsloch waren noch Reste des Axtstieles erhalten. Nach einer holzbotanischen Bestimmung durch U. Grohne von der Niedersächsischen Landesstelle für Marschen- und Wurtenforschung, das heutige Niedersächsische Institut für historische Küstenforschung, handelte es sich um Vogelbeere (*Sorbus aucuparia*). Da weder das Material des Werkzeuges noch die Schäftung als Werkstoff für Äxte geeignet ist, handelte es sich bei der Axt nicht um ein Gerät für den praktischen Gebrauch.

Aus archäologischer Sicht in vielerlei Hinsicht außergewöhnlich ist die Situation im Bereich der Ausgrabungen der Moorwege Pr 31-36 im zentralen Campemoor zu bezeichnen, denn hier ist es durch umfangreiche interdisziplinäre Forschungen gelungen, das komplexe Gefüge natürlicher und anthropogener Veränderungen im Verlauf des ur- und frühgeschichtlichen Siedlungsgeschehens aufzuzeigen. Demnach waren es in erster Linie Veränderungen der klimatischen Rahmenbedingungen, die in den Mooregebieten zu ansteigenden Wasserspiegeln geführt und die für die Menschen in der damaligen Zeit die Anlage von Moorwegen zur Erschließung der Niederung notwendig gemacht haben.<sup>19</sup> Dendroökologische Untersuchungen subfossiler Kiefern und Eichen aus niedersächsischen Mooren, darunter auch aus dem Umfeld der Ausgrabungsstelle im Campemoor, belegen diesen Zusammenhang eindrucklich.<sup>20</sup>

Der älteste Moorweg im Campemoor ist der neolithische *Pfahlweg Pr 31* aus der Mitte des 5. vorchristlichen Jahrtausends (Abb. 3), der gegenwärtig auch als älteste hölzerne Kunststraße bekannt ist.<sup>21</sup> Er befand sich, lediglich von einer dünnen Torfschicht unterlagert, an der Basis des Moores. Teilweise lag er noch auf dem anstehenden Mine-





*Abb. 3: Pfahlweg Pr 31. An den Rändern des Weges waren zur zusätzlichen Stabilisierung auf der Lauffläche Längshölzer angebracht.*

ralboden auf. Typologisch gehört der Weg zur Gruppe der Pfahlwege, die in Niedersachsen besonders während des Neolithikums verbreitet waren.

Der Weg weist individuelle Konstruktionsmerkmale auf, die auf den Zustand des Moores während der Bau- und Nutzungsphase schließen lassen. Zunächst waren zwei, in einigen Abschnitten drei parallele Reihen von Kiefernstämmen in Wegrichtung in ca. 2 m Abstand zueinander verlegt worden. Der dazwischen befindliche Raum war zur Verbesserung der Tragfähigkeit häufig durch Ast- und Zweigwerk ausgefüllt. In einem kurzen Streckenabschnitt konnte unter dem Unterbau eine dichte Lage dünner Birkenstämmen beobachtet werden, die quer zur

Laufrichtung verlegt war und ebenfalls der Stabilisierung diente. Auf dieser komplexen Konstruktion ruhte die im Mittel etwa 2,5 m breite Lauffläche aus quer zur Laufrichtung verlegten Kiefernstämmen. In besonders unsicheren (sumpfigen) Streckenabschnitten war der Weg auf max. 5,5 m Breite erweitert worden und wurde von bis zu fünf Unterzügen getragen, um so eine bessere Verteilung der Drücke bei mechanischer Belastung zu erreichen. Bei Durchmessern von 12-17 cm vermochten die Stämme stets auch schwere Lasten problemlos zu tragen. Eine weitere Besonderheit der Baustabilität verdient zudem Beachtung. In einem Abschnitt hatte man den Oberbau durch eine Hilfskonstruktion verstärkt, indem man halbierte Kiefernstämmen auf und unter die seitlichen Wegenden platzierte. Diese Hölzer wurden in regelmäßigen Abständen mit Pflöcken durchbohrt und so eine zangenartige Konstruktion geschaffen, die das Verrutschen der Stämme in der Querachse verhinderte. Um gute Begehungsbedingungen auf dem Weg zu schaffen, waren die Stammsegmente mit großer Sorgfalt von allen Ästen befreit worden.<sup>22</sup>

Der Weg verlief von Nordosten nach Südwesten. Seine Gesamtlänge konnte bisher nicht ermittelt werden, da er sich möglicherweise nach Norden unter einer noch über 3 m mächtigen Torfaufgabe weiter erstreckt. In dem ergrabenen Abschnitt im Bereich des Torfabbaufeldes konnten bisher etwa 150 m dokumentiert werden. Im Süden endet der Weg an einer leichten Geländewelle. Trotz Freilegung einer größeren Fläche konnten hier jedoch keine Anzeichen menschlicher (Bau-)Tätigkeit beobachtet werden.

Die Anzahl an Funden, die im Verlauf der Untersuchungen geborgen wurden, ist vergleichsweise gering. So etwa ein kleines Felsovalbeil mit anhaftendem Birkenpechkleber, das dicht neben dem Weg auf Höhe des Unterbaues lag und möglicherweise während des Baues dort verloren wurde. Daneben sind die Reste eines Gefäßes, die zwischen den Hölzern der Lauffläche gefunden wurden, zu nennen. Machart und Verzierung sprechen jedoch für eine Zuordnung der Keramik zu der aus den Niederlanden stammenden spätmesolithisch-frühneolithischen Swifterbandkultur.

Nach dendrochronologischen Datierungen an Hölzern aus der Grabungskampagne 2009/10 stammen die verbauten Hölzer aus den Jahren 4614 BC bis 4540 BC. Anhand dieser kalenderjahrgenauen Datierung wurde es möglich, die Nutzungsphase des Weges einzugrenzen.



Darüber hinaus ermöglichen sie in Verbindung mit den Ergebnissen der landesweiten Untersuchungen subfossiler Moorkiefern,<sup>23</sup> die Auswirkungen sich ändernder Umweltbedingungen im Kontext mit dem Bau des Moorwegs jahrgenau zu rekonstruieren.

Der Weg, dessen Anlage die Reaktion der damaligen Menschen auf zunehmende Vernässungen in der Dümmerniederung war, wurde demnach mindestens über einen Zeitraum von annähernd 60 Jahren genutzt. Für diesen Zeitraum bestehen nicht nur aus den Pollendiagrammen des Campemoores,<sup>24</sup> sondern auch aus anderen Mooren Niedersachsens Belege für ansteigende Wasserspiegel und damit für zunehmende Vernässungen. Leuschner et al. weisen 1987 in einer zusammenfassenden Darstellung der zeitlichen Verteilungsmuster subfossiler Eichen aus niedersächsischen Mooren den Zeitabschnitt zwischen 5000 BC und 4400 BC als besonders häufig belegt (Absterben und Konservierung der Wälder infolge einer Ausbreitung der Moore) aus. Jüngere dendroökologische Untersuchungen an subfossilen Moorkiefern im Rahmen eines DFG-Forschungsprojekts u.a. an Material aus dem Huvenhups Moor bei Gnarrenburg (Ldkr. Rotenburg/Wümme), dem Toten Moor nördlich des Steinhuder Meeres (Region Hannover) und dem Gifhorner Moor (Ldkr. Gifhorn) bestätigen die Befunde aus diesen Untersuchungen und führen zu einer zeitlich noch feineren Aufgliederung des Abschnitts. Demnach erfolgten insgesamt vier Vernässungsphasen in den Jahren um 4970 BC, 4800 BC, 4600 BC und 4440 BC.<sup>25</sup> Da diese Phasen zeitlich synchron in mehreren Moorgebieten nachgewiesen werden konnten, werden sie als klimatisch bedingt interpretiert. (Abb. 2)

Besonders nachhaltige Veränderungen des Landschaftsbildes in der Dümmerniederung vollzogen sich im Verlauf des Jungneolithikums. In diesem Abschnitt waren weite Teile des Campemoores von einem geschlossenen Kiefernwald bestockt, was als ein Indiz für einen gesunkenen Grundwasserpegel in dieser Zeit zu werten ist. Für den Beginn des frühen 3. vorchristlichen Jahrtausends weisen die Pollendiagramme den Beginn einer Vernässungsphase aus, die zum Einsetzen des Hochmoorwachstums und Absterben der Bäume auf dem Moor geführt hat.<sup>26</sup> Auch hier erlauben die dendroökologische Auswertung von Moorhölzern, ebenfalls erhaltene Kiefern des umgebenden Moorwaldes sowie – gleichermaßen Datierungsgrundlage und externes Klimaarchiv – ein Ausschnitt der niedersächsischen Mooreichen-Jahrringchronologie



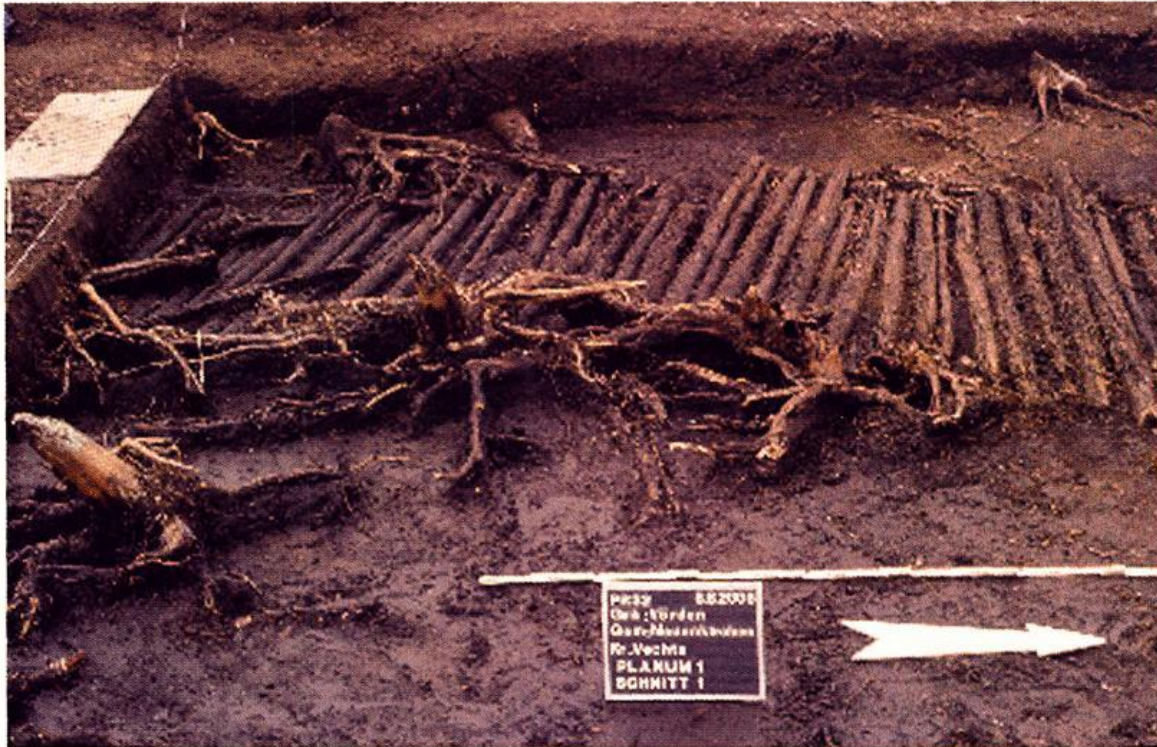


Abb. 4: Pfahlweg Pr 32. Nach Aufgabe des Weges sind auf dem Weg Kiefern aufgewachsen.

eine zeitlich exakte Rekonstruktion der Moorentwicklung und damit zusammenhängend des Wegebaus in einer Vernässungsphase. (Abb. 2) Die Anlage des *Moorweges Pr 32* (Abb. 4) erfolgte dabei bereits am Beginn dieser Vernässungsphase. Geht man ferner davon aus, dass die damaligen Menschen bemüht waren, den Transportaufwand so gering wie möglich zu halten, und dass die Hölzer für den Wegebau aus dem möglichst nahen Umfeld entnommen wurden, so zeigt es sich, dass dieser Bereich des Campemoores offenbar schon frühzeitig vom ansteigenden Wasserspiegel beeinträchtigt war. Denn während die Gesamtchronologie, in der die Mittelwerte aller Kiefern aus dem Campemoor abgebildet sind, noch überdurchschnittliche Jahreszuwächse aufweist, zeigen die Weghölzer für diesen Abschnitt bereits deutliche Rückgänge in der Jahreszuwachsleistung. (Abb. 5)

Nach den bisher ältesten bzw. jüngsten nachgewiesenen Fälldaten der Weghölzer aus den Jahren 2898 BC bzw. 2879 BC, erfolgte ein Betrieb des Weges über einen Zeitraum von mindestens 20 Jahren, bevor er aufgegeben und nachfolgend von Kiefern und Birken überwachsen wurde. (Abb. 4) An den zum Stammäußeren extrem eng werdenden

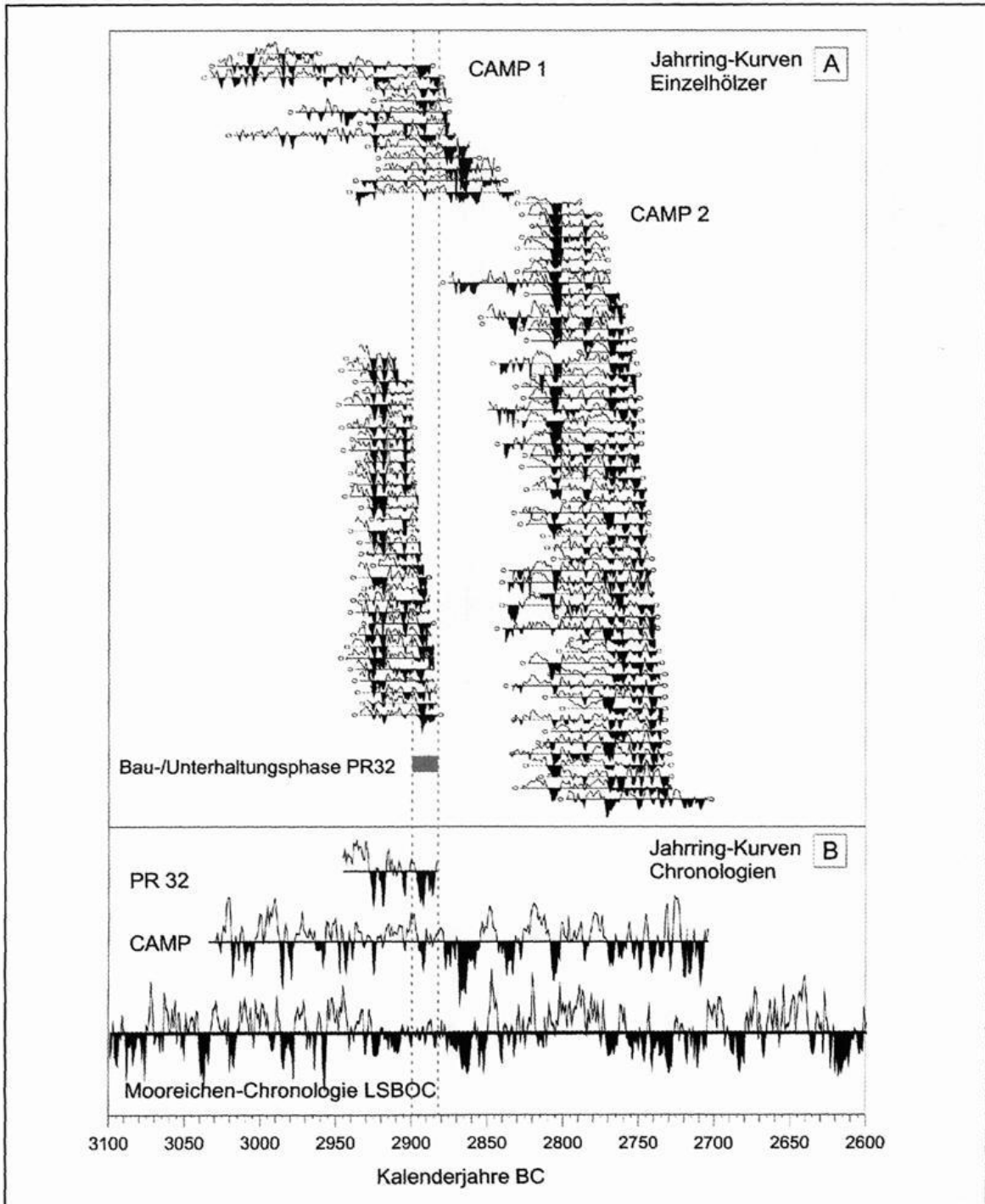


Abb. 5: A) Jahrringbreitenkurven von Moorkiefern aus dem Campemoor. Deutlich erkennbar ist die Zweiphasigkeit der Baumaufkommen auf dem Moor (CAMP 1 und CAMP 2).

B) Mittelwerte der Jahrringbreiten der Niedersächsischen Eichenchronologie (LSBOC), der Moorkiefern aus dem Campemoor (CAMP) sowie der Hölzer vom Moorweg Pr 32 (TRACK)



Jahrringen bei den während der Nutzungsphase im Weg verbauten Bäumen wird deutlich, dass diese bereits mehrere Jahre unter den verschlechterten Standortbedingungen gewachsen waren, die Hölzer für die Anlage des Weges aber offenkundig aus der Bewaldungsphase CAMP 1 stammen.<sup>27</sup> (Abb. 5)

Gleichzeitig weist das Aufwachsen der Kiefern auf dem Weg wie auch das Fehlen von Weghölzern, die in die zweite Bewaldungsphase (CAMP 2) datieren, darauf hin, dass sich die damaligen Menschen aus diesem Bereich des Campemoores offenbar zurück gezogen haben, noch bevor sich die Situation wieder etwas entspannt hatte und die mittleren Wasserstände vorübergehend wieder etwas gesunken zu sein scheinen, also vor etwa 2845 BC. Etwa ab 2750 BC veränderte sich das Moor-ökosystem dann mit der großflächigen Ausdehnung des Hochmoores endgültig.<sup>28</sup>

Die Konstruktion des Pfahlweges entspricht am ehesten dem „Standard“-Pfahlwegtypus.<sup>29</sup> Er bestand ebenfalls aus Kiefernholz, war aber mit 1,8 - 2,3 m Breite deutlich schmaler als Pr 31. Seine Besonderheit ist die äußerst kurvenreiche Streckenführung, hervorgerufen durch einen dichten Kiefernwald, durch den der Weg hindurchgebaut war. Dieser war in einer Zeit relativer Trockenheit auf dem Niedermoor aufgewachsen. Zu Beginn wiedereinsetzender Vernässung war der Weg als Reaktion auf die sich verändernden Umweltbedingungen gebaut worden.<sup>30</sup> Dabei war er zwischen den Bäumen hindurch verlegt worden, wobei die aufgewachsenen Bäume und Stubben gleichzeitig genutzt wurden, um ihn seitlich zu stabilisieren. Teilweise wurden dünnere Stämme samt den Wurzeln in das Bauwerk integriert. Einige Stubben zeigten Bearbeitungsspuren als Beleg für das Fällen und Verarbeiten der Bäume vor Ort. Der Weg durchquerte das Abbaufeld in voller Länge von 200 m und setzte sich im Anschluss daran nach Norden fort, wo er in Entwässerungsgräben bisher auf einer Gesamtlänge von 600 m nachgewiesen werden konnte.

Auch von diesem Weg liegen kaum Funde vor. Neben einem kleinen Flintmesser und einigen Flintabschlägen, die sich zwischen den Stämmen der Lauffläche befanden, wurden zwei nebeneinander liegende Rinderhörner geborgen. Darüber hinaus fand sich ein Depot bestehend aus den Überresten von vermutlich zwei Gefäßen, denen offensichtlich die Böden fehlten. Ihre Bruchstücke waren auf eine Fläche von zwei mal zwei Metern unter dem Weg verteilt. Die Vermutung,



dass es sich dabei um eine absichtliche Deponierung an dieser Stelle handelt, liegt nahe, denn sowohl die Größe der Gefäßfragmente als auch deren Verteilung lässt ein nachträgliches Durchrutschen durch die Stammzwischenräume der Lauffläche als unwahrscheinlich erscheinen. Nachdem der Weg über die gesamte Breite des Torfabbaufeldes auf einer Länge von 200 m dokumentiert werden konnte, wurde die Ausgrabung 2010 abgeschlossen.

Fraglich ist die Funktion einer hölzernen, etwa 3 x 3 m großen Konstruktion, ca. 30 m westlich des Moorweges Pr 31. Bei ihr handelt es sich um eine plattformähnliche Anlage, bestehend aus einer einfachen Lage sorgfältig entasteter Rundhölzer ohne Unterkonstruktion, der jegliche Verbindung zu einer andersartigen Anlage im Umfeld fehlt. Die Erbauung fällt in die Zeit um 5100±60 BP.

Die Auswertung von inzwischen über 5000 dendrodatierten niedersächsischen Moorhölzern im Zeitraum von 7000 BC bis 1000 AD stellt für die Herausstellung solcher siedlungsgeographischen, klimabeeinflussten Entwicklungen ein einmaliges Archiv dar. Es zeigt sich, dass die Befunde aus dem Campemoor und eine Vielzahl von Entwicklungen in anderen Mooren/Zeitabschnitten keineswegs nur die Auswirkungen lokaler oder regionaler Veränderungen spiegeln. Solche lokalen Szenarios beruhen möglicherweise auf Eingriffen der damaligen Menschen in die Landschaft oder auf Aktivitäten von Tieren, wie sie beispielsweise für Wasserspiegeländerungen in englischen Mooren aufgezeigt wurden.<sup>31</sup> Vielmehr steuerten wie im Fallbeispiel Campemoor Veränderungen der Niederschlagsverhältnisse ursächlich die Dynamik der Moorvegetation und – damit verbunden – die Populationsdynamik und Jahrringfolgen-Änderungen der ehemaligen Moorwälder. Ein überaus vielversprechendes Forschungsgebiet, das interdisziplinär optimalerweise Pollenanalysen, Landschaftsrekonstruktionen<sup>32</sup> und Bodenuntersuchungen einbezieht.

Der *Pfahlweg Pr 34* stammt aus der ersten Hälfte des 4. vorchristlichen Jahrtausends und entspricht in seiner Konstruktion grundsätzlich dem Weg Pr 32. Als einziger der aus dem Campemoor dokumentierten Moorwege wurde er zum überwiegenden Teil aus Erlenholz errichtet, einer Holzart, die im Wesentlichen erst in der Vorrömischen Eisenzeit für den Wegebau genutzt wurde. Als Besonderheit ist die Verwendung von massiven, zwischen 15 und 20 cm starken, bis zu 1,45 m langen Eichenholzpfählen zu erwähnen. Sie waren zu beiden Seiten des Weges

in Abständen von ca. 2 m durch den Torf bis in den mineralischen Untergrund gerammt worden und dienten dazu, das Baugesüße auf dem instabilen Untergrund zu fixieren. Anhand des dendrochronologisch ermittelten Fälljahres der Eichenpfähle konnte das Erbauungsdatum des Weges in das Jahr 3798 BC datiert werden. Der Weg teilt sich in zwei, im Abstand von etwa 2,5 m parallel zueinander verlaufende Trassen, die sich über eine Länge von ca. 40 m erstrecken und über die aktuelle Ausgrabungsfläche hinauslaufen. Im Verlauf der bisher etwa 60 m ausgegrabenen Wegstrecke konnten keine Funde festgestellt werden. Pr 35 bezeichnet einen Moorweg, der sich hinsichtlich seiner Konstruktion deutlich von den Übrigen unterscheidet. Bei dieser Konstruktion handelte es sich um einen schmalen, ca. 0,5m breiten Fußsteig, der in unmittelbarer Nähe zum Moorweg Pr 34 verlief. Er bestand aus einzelnen voreinander gelegten Bohlen, die, wie auch beim Pr 34, durch Eichenpfähle fixiert waren. Deren Fällzeitpunkt war das Jahr 3701 BC. Beide Wege gehören in eine Phase, für die das Pollendiagramm aus dem Bereich der Ausgrabung das Vorkommen von Wasserpflanzen, wie See- und Teichrosen (*Nymphaea alba* und *Nuphar lutea*) ausweist



Abb. 6: Pfahlweg Pr 36. Die Lauffläche ist teilweise vom Unterbau abgeschwemmt.

und damit eindeutig das Vorhandensein einer offenen Wasserfläche belegt.<sup>33</sup> Die Entstehung eines solchen Tümpels oder Sees – möglich ist auch die Ausdehnung des Dümmers bis in diesen Bereich<sup>34</sup> – kann nur mit einem Anstieg des Grundwasserspiegels erklärt werden, da sich die Wege im Niedermoorniveau und damit im Einflussbereich des Grundwassers befinden.

Fraglich ist in diesem Zusammenhang allerdings noch, was den Anstieg des Wasserspiegels ausgelöst hat. Denn betrachtet man die Norddeutsche Eichenchronologie, so weist diese für den Zeitraum zwischen 3830 BC und 3680 BC eine Phase ausgeprägter Jahrringzuwächse auf und liefert damit keine Hinweise auf zunehmende Humidität. (Abb. 2) Als vorläufig letzter wurde 2006 der *Pfahlweg Pr 36* entdeckt (Abb. 6), der in seinem Aufbau dem Weg Pr 34 entspricht. Er besitzt vergleichbare Abmessungen und ist wie dieser unter teilweiser Verwendung von Erlenholz erbaut. Bislang konnten etwa 30 m des nach 14C-Datierungen im Zeitraum um 5240 BP erbauten Weges dokumentiert werden.

Während die Ausgrabungen an den Moorwegen im Campemoor aktuell vor ihrem Abschluss stehen, werden die archäologische Bearbeitung des Umfeldes, wie auch die paläoökologischen Untersuchungen in den nächsten Jahren weiter fortgeführt werden und in einen größeren Kontext zu stellen sein. Dabei wird dem Gebiet der Dümmerniederung die Funktion einer Schlüsselregion innerhalb Nordwestdeutschlands zukommen.

#### Abkürzungen zur Datierung:

BC = Before Christ, d.h. vor Christi Geburt

AD = Anno Domini, d.h. im Jahre des Herrn

BP = Before Present, d.h. vor der heutigen Zeitrechnung

#### Literatur:

- Bauerochse, A. (2003a): Environmental change and its influence on trackway construction and settlement. In: Bauerochse, A.; Hassmann, H. (eds.): Peatlands, archaeological sites – archives of nature, nature conservation, wise use. Proceedings of the Peatland Conference 2002 in Hannover, Germany. 66-76; Hannover
- Bauerochse, A. (2003b): Kulturlandschaften – ein Beispiel aus Nordwestniedersachsen. Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 23(4): 186-188
- Bauerochse, A. (2001): Prospektionsmethoden in der Moorarchäologie. – Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland 23: 107-118; Oldenburg
- Bauerochse, A. (2000): Paläobotanische Untersuchungen im Umfeld hölzerner Moorwege im Campemoor – erste Ergebnisse. Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 20(4): 189-192
- Bauerochse, A.; Niemuth, A.; Vajen, L. (2011): Das Große Moor bei Uchte in der vorrömischen Eisenzeit – 3D-Landschaftsmodellierung und Umweltrekonstruktion. Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 31(2): 49-54



- Bauerochse, A.; Caspers, G.; Eckstein, J. & H.-H. Leuschner (2008): Ergebnisse und Potenzial dendroökologischer Untersuchungen subfossiler Moorkiefern Nordwestdeutschlands. *Telma* 38: 55-78
- Bauerochse, A.; Heldt, S.; Eckstein, J.; Leuschner, H.-H. (2009): Jahr- und Millimetergenau: Moorentwicklung und Umweltgeschichte im dendroökologischen Spiegel subfossiler Moorkiefern. *Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen* 29(2): 71-76
- Bauerochse, A.; Leuschner, B.; Leuschner, H.-H. (2006): Moorböden und Archäologie – umweltgeschichtliche und siedlungsarchäologische Befunde. *Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen* 26(2): 40-45
- Bauerochse, A.; Metzler, A. (1999): Beitrag zur Siedlungs- und Landschaftsentwicklung im südwestlichen Dümmer-Gebiet. *Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen* 19(3): 146-147
- Bauerochse, A.; Metzler, A. (2003): Moorarchäologie. In: *Moorzeiten – 3x Moor im Oldenburger Münsterland*. Veröffentlichung des Naturschutz- und Informationszentrums Goldenstedt; = Veröffentlichung des Industrie Museums Lohne; = Veröffentlichung des Museums im Zeughaus: 46-91; Diepholz
- Bauerochse, A.; Metzler, A. (2007): Kulturlandschaft Dümmer Geestniederung. In: Bauerochse, A.; Ickerodt, U. & H. Hassmann (Hrsg.): *Kulturlandschaft, administrativ – digital – touristisch*. 363-382; Berlin
- Bauerochse, A.; Ziekur, R.; Schuricht, R.; Metzler, A. (1999): Archäologische Prospektion im Campemoor mit Hilfe von Bodenradarmessungen. *Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen* 19(4): 174-177
- Böcker, F. (1887): *Geschichte von Damme und des Gaus Dersaburg*. 248 S.; Köln. Nachdruck Vechta 1980
- Coles, B. (2000): Beaver territories: the resource potential for humans. In: Bailey, G.; Charles, R.; Winder, N. (eds.): *Human Ecodynamics*: 80-89; Oxford
- Coles, B. (2003): An archaeological approach to the study of European beaver and their significance in past wetland ecosystems. In: Bauerochse, A.; Haßmann H. (eds.): *Peatlands – archaeological sites, archives of nature, nature conservation, wise use*. 25-35; Rhaden (Leidorf)
- Dahms (1974): Geologische und limnologische Untersuchungen zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Dümmer. *Berichte Naturhistorische Gesellschaft* 118: 7-67
- Diekmann, U. (1998): Paläoökologische Untersuchungen zur Entwicklung der Natur- und Kulturlandschaft am Nordrand des Wiehengebirges. = *Abh. Westf. Mus. Naturkunde*. 60(4); 156 S.; Münster
- Eckstein, J.; Leuschner, H.-H.; Giesecke, T.; Schumilovskikh, L.; Bauerochse, A. (2010): Dendroecological investigations at Venner Moor (northwest Germany) document climate-driven woodland dynamics and mire development in the period 2450-2050 BC. *The Holocene* 20(2): 231-244
- Eckstein, J.; Leuschner, H.-H.; Bauerochse, A. & U. Sass-Klaasen (2009): Local or large scale spatial signal? First results and research strategy for the dendroecological evaluation of subfossil bog pine layers from Lower Saxony. *Dendrochronologia* 27(2): 129-146
- Fansa, M.; Schneider, R. (1990): Neue Erkenntnisse über den Bohlenweg XXV (Pr) und den Pfahlsteg XXX (Pr) zwischen Damme und Hunteburg. *Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland* 13: 17-26
- Gehrken (2003): Improving the picture of prehistoric settlement distribution by systematic prospection. In: Bauerochse, A.; Hassmann, H. (eds.): *Peatlands, archaeological sites – archives of nature, nature conservation, wise use*. Proceedings of the Peatland Conference 2002 in Hannover, Germany. 89-94; Hannover
- Hartmann, H. (1891): Der römische Bohlenweg im Dievenmoore. *Zschr. hist. Vereins für Niedersachsen*: 212ff

- Hartmann, H. (1893): Die Sierhauser Schanzen und der Bohlenweg im Dievenmoore. Mitt. hist. Verein Osnabrück 18: 298-312
- Hayen, H. (1957): Zur Bautechnik und Typologie der vorgeschichtlichen, frühgeschichtlichen und mittelalterlichen hölzernen Moorwege und Moorstraßen. Oldenburger Jahrbuch 56, 83-170
- Hayen, H. (1985): Bergung, wissenschaftliche Untersuchung und Konservierung moorarchäologischer Funde. Archäologische Mitteilungen aus Nordwestdeutschland 8, 1-43
- Hayen, H. (1989): Bau und Funktion der hölzernen Moorwege: Einige Fakten und Folgerungen. Abh. Akad. Wiss. Göttingen. Phil.-hist. Klasse. 3. Folge 180. Unters. zu Handel und Verkehr d. vor- u. frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa, Teil 5. Der Verkehr, Verkehrswege, Verkehrsmittel, Organisation: 11-82
- Leuschner, H.-H.; A. Delorme; Höfle, H.-C. (1987): Dendrochronological Study of Oak Trunks Found in Bogs in Northwest Germany. Proceedings of the intern. Symposium on ecological aspects of tree ring analysis, New York, 298-318
- Leuschner, H.-H.; Bauerochse, A. & A. Metzler (2007): Environmental change, bog history and human impact around 2900 B.C. in NW Germany – preliminary results from a dendroecological study of a sub-fossil pine woodland at Campemoor, Duemmer Basin. Vegetation History and Archaeobotany 16: 183-195
- Leuschner, H.-H.; Sass-Klaassen, U.; Jansma, E.; Baillie, M.G.L., & M. Spurk 2002: Subfossil European bog oaks: population dynamics and long-term growth depressions as indicators of changes in the Holocene hydro-regime and climate. The Holocene 12 (6), 695-706
- Pieper, P. (1999): Die taciteischen Annalen und die Holzfunde vom Bohlenweg XXV (pr) zwischen Damme und Hunteburg. In: Schlüter, W.; Wiegels, R. (Hrsg.): Rom, Germanien und die Ausgrabungen von Kalkriese. 505-526; Aarau, Frankfurt/M., Salzburg
- Reinerth, H. (1939): Ein Dorf der Großsteingrableute – Die Ausgrabungen des Reichsamtes für Vorgeschichte am Dümmer. Germanenerbe 4: 226-242
- Roskoschinski, P. (2008): Exercitii Militaris – Die vier hölzernen Übungsschwerter vom Bohlenweg XXV (Pr). In: Fansa, M.; Both, F. (Hrsg.): „O, schaurig ist's übers Moor zu gehen ...“. = Schr. Landesmus. Natur und Mensch 79: 189-198
- Metzler, A. (1993): Zwei urgeschichtliche Wege im Campemoor, Ldkr. Vechta. Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 13 (3): 114-116
- Metzler, A. (2003): Early neolithic peatland sites around lake Duemmer. In: Bauerochse, A.; Hassmann, H. (eds.): Peatlands, archaeological sites – archives of nature, nature conservation, wise use. Proceedings of the Peatland Conference 2002 in Hannover, Germany. 62-67; Hannover
- Schneider, S. (1956): Ein Stiefel mit Skelettresten aus dem Großen Moor bei Hunteburg. Die Kunde NF 7: 46-54
- Schneekloth, H.; Schneider, S. (1972): Die Moore in Niedersachsen. 3. Teil. Bereich des Blattes Bielefeld der geologischen Karte der Bundesrepublik Deutschland (1:200 000). = Veröff. Nds. Inst. Landeskunde und Landesentwicklung. Univ. Göttingen = Schr. wirtschaftswiss. Ges. zum Studium Niedersachsens e.V. N.F.; Reihe A Forsch. zur Landes- und Volkskunde. I Natur, Wirtschaft, Siedlung und Planung 96 (3); 96 S.; Göttingen, Hannover
- Tüxen, J.; Bartels, W.; Becker, K.; Jansen, B.; Langner, S.; Streit, B. (1990): Schichtaufbau und Entwicklungsgeschichte einiger Moore im niedersächsischen Flachland (Teil 1). Telma 20: 97-123
- van der Sanden, W. (1996): Mumien aus dem Moor. Die vor- und frühgeschichtlichen Moorleichen aus Nordwesteuropa. 200 S.; Amsterdam
- van der Sanden, W. (1995): C 14-Datierungen von Moorleichen aus Niedersachsen und Schleswig-Holstein, Die Kunde NF 46:137-155

- Weller, A.; Fettig, A.; Bauerochse, A.; Eidner, M. (2010): Using Ground Penetrating Radar and Induced Polarisation to Detect a Wooden Track Way. Near Surface 2010, P37
- Weller, A.; Nordsiek, S. & A. Bauerochse (2006): Spectral Induced Polarization – a Geophysical Method for Archaeological Prospection in Peatlands. Journal of Wetland Archaeologie 6: 105-125

**Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Schneekloth & Schneider 1972; Tüxen et al. 1990
- <sup>2</sup> ausführlich hierzu siehe: Bauerochse & Metzler 2001
- <sup>3</sup> Deichmüller 1967; Gehrken 2003; Reinerth 1939; ausführlich hierzu siehe: Bauerochse & Metzler 2001, 2003
- <sup>4</sup> Hayen 1989; Metzler 2003
- <sup>5</sup> Bauerochse 2001
- <sup>6</sup> Hartmann 1891, 1893
- <sup>7</sup> Bauerochse & Metzler 1999; Bauerochse 2000; Diekmann 1998
- <sup>8</sup> Bauerochse et al. 1999, 2001; Bauerochse & Metzler 2003; Weller et al. 2006, 2010
- <sup>9</sup> Bauerochse et al. 2008, 2009; Eckstein et al. 2010; Leuschner et al. 2007
- <sup>10</sup> z.B. Bauerochse & Metzler 2001, 2003, 2007; Bauerochse 2003a; Bauerochse et al. 2006
- <sup>11</sup> Hayen 1985
- <sup>12</sup> Die dendrochronologischen Untersuchungen dieser und der weiteren hier angeführten Moorweghölzer erfolgten durch B. Leuschner (DELAG, Göttingen).
- <sup>13</sup> Die Datierungen erfolgten durch das 14C-Labor in Hannover, Prof. Dr. Mebus Geyh, Labornummern Hv - 18860, 18861, vom 30.9.1993.
- <sup>14</sup> Leuschner et al. 1987, 2002
- <sup>15</sup> Pieper 1999; Roskoschinski 2008
- <sup>16</sup> van der Sanden 1995
- <sup>17</sup> van der Sanden 1995, 1996
- <sup>18</sup> van der Sanden 1995, 1996
- <sup>19</sup> Bauerochse 2003a; Bauerochse & Metzler 2001
- <sup>20</sup> Bauerochse et al. 2006; Leuschner et al. 2007
- <sup>21</sup> Bauerochse & Metzler 2001; Metzler 2003, 1993
- <sup>22</sup> s.a. Metzler 2003
- <sup>23</sup> Bauerochse et al. 2008, 2009; Eckstein et al. 2009, 2010, 2011; Leuschner et al. 2007
- <sup>24</sup> Bauerochse 2003a; Bauerochse & Metzler 2001
- <sup>25</sup> Bauerochse et al. 2008; Eckstein et al. 2009
- <sup>26</sup> Bauerochse 2003a; Bauerochse & Metzler 2001
- <sup>27</sup> s.a. Leuschner et al. 2007
- <sup>28</sup> Bauerochse 2003a; Bauerochse & Metzler 2001, 2003
- <sup>29</sup> Hayen 1989
- <sup>30</sup> Bauerochse 2003a; Metzler 2003; Bauerochse & Metzler 2001
- <sup>31</sup> Coles 2000, 2003
- <sup>32</sup> Bauerochse et al. 2011
- <sup>33</sup> Bauerochse 2003a
- <sup>34</sup> s.a. Dahms 1974



Unter der Rubrik „Erlebte Geschichte“ berichten Menschen aus dem Oldenburger Münsterland über Erfahrungen und Ereignisse aus Ihrem Leben. Die Reihe soll demnächst fortgesetzt werden.

Die Redaktion

*Engelbert Hasenkamp*

## Abgeschossen über dem „Großen Moor“ Erinnerungen an den Luftkrieg in unserer Heimat vor 65 Jahren

In den Mittagsstunden des 29. April 1944 stürzte über dem „Großen Moor“ zwischen Barnstorf und Vechta auf Drebberschem Gebiet ein viermotoriges amerikanisches Bombenflugzeug vom Typ B 24 „Liberator“ ab und ging fast vollständig in dem sumpfigen Moorboden unter. Von der zehnköpfigen Besatzung konnten sich, außer dem Piloten, neun Soldaten durch Fallschirmabsprung retten. Der Absturz wurde von noch unter uns lebenden Augenzeugen beobachtet und ihre Aussagen, ergänzt mit späteren Erkenntnissen und Nachforschungen, sollen an das Schicksal des damals vermissten Flugzeugführers William Rogers erinnern.

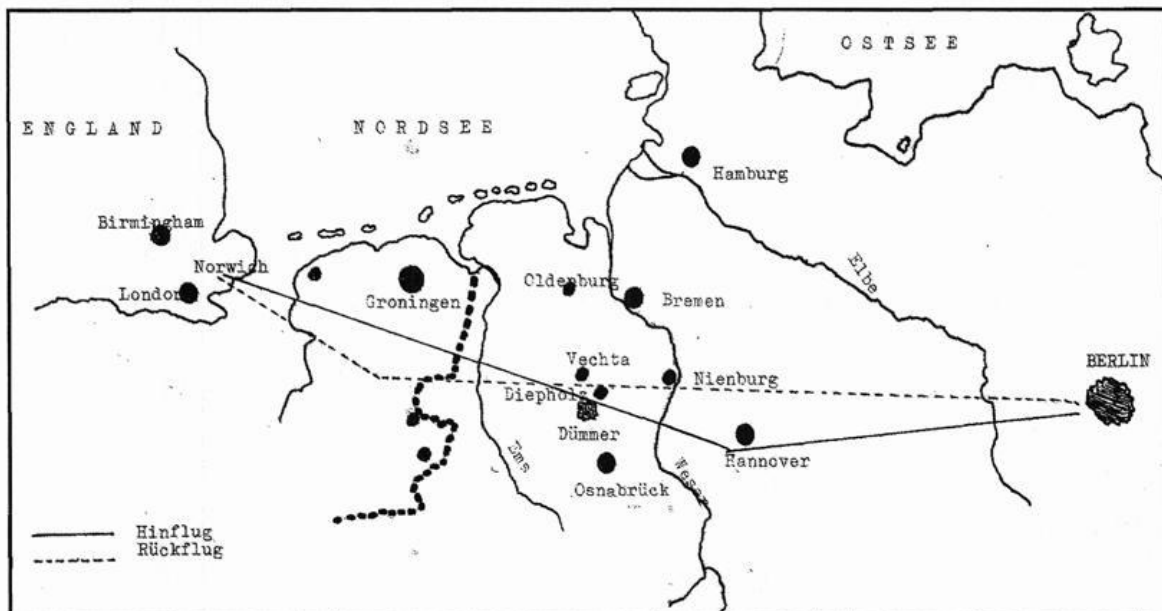
### Vorbemerkung

Voraus zu schicken ist zunächst ein Hinweis auf die Situation im 5. Kriegsjahr und auf die Steigerung des Luftkrieges, die von alliierter Seite einsetzte.

Gegen Ende des Jahres 1943 entwickelte das Hauptquartier des „Britischen Bomber Command“ einen Plan, der darauf abzielte, die deutsche Reichshauptstadt Berlin zu vernichten. Der britische Luftmarschall Sir Arthur Travers Harris schlug dem Premier Winston Churchill vor, Berlin vollständig in Trümmer zu legen, wenn sich die amerikanische Luftflotte daran beteiligen würde. Er rechne bei diesem Unternehmen zwar mit eigenen Verlusten von 400 bis 500 Flugzeugen, aber „die Deutschen kostet es den Verlust des Krieges“.<sup>1</sup> Als die 8. US Air Force (amerikanische Luftflotte) den britischen Vorschlag ab-

lehnte, flog die Royal Air Force (englische Königliche Luftwaffe) allein weitere Großangriffe gegen Berlin bei Nacht, während die Amerikaner ihre Flugzeuge nur bei Tage einsetzten. Im Frühjahr 1944 begannen die 8. und 15. US Force die unheilvolle „Big Week“ (Aktionswoche im großen Stil), in der rund 3.800 Angriffe gegen deutsche Industrieziele durchgeführt wurden. Dabei kam es zu dramatischen Begegnungen mit der deutschen Jagdabwehr.<sup>2</sup>

Gleichzeitig gingen die Angriffe gegen Berlin weiter, und so fragten zahlreiche Flugblätter, die im März 1944 zusammen mit den Bomben über Deutschland abgeworfen wurden, spöttisch: „Wo ist die Luftwaffe?“ und „Jetzt am hellen Tage fliegen amerikanische Bomber in Massen über Berlin. Heute waren sie zum fünften Male über der Reichshauptstadt. Natürlich fragt auch ihr jetzt, wo ist die Luftwaffe? Fragt Göring, fragt Hitler!“<sup>3</sup> In der Tat, und ältere Mitbürger erinnern sich an diese aufregende Zeit, benutzten starke alliierte Bomberverbände fast täglich unseren heimatlichen Luftraum auf ihrem Flug gen Osten und Südosten des deutschen Reiches. Sie bevorzugten große Flughöhen, um möglichem Flakbeschuss auszuweichen. Bei klarem oder leicht bewölktem Himmel konnte man ihren Flugweg an den kondensierenden Abgasen der Flugmotoren mühelos verfolgen. (Abb. 1)



*Abb. 1: Die Hin- und Rückflüge der alliierten Bomberverbände berührten fast immer das Gebiet des Oldenburger Münsterlandes. In dieser Zeichnung sind in etwa die benutzten Flugwege markiert. Zeichnung: Hasenkamp*

Die hohe Zahl der bei den amerikanischen Tagesangriffen vermehrt eingesetzten Kurz-, Mittel- und Langstrecken-Begleitjäger bereitete der deutschen Abwehr erhebliche Probleme und führte im Februar und März 1944 eindeutig zum Verlust der deutschen Lufthoheit bei Tage. Darüber hinaus war das deutsche Kriegspotential völlig ausgeschöpft. Es fehlte hauptsächlich an ausgebildetem fliegendem Personal. Zudem wurde die Mehrzahl der Flakbatterien aus der Heimat abgezogen, weil sie dringend an den Fronten für Erdkämpfe eingesetzt werden musste.<sup>4</sup>

Wenngleich in der deutschen Abwehr ganze Formationen von Jagdflugzeugen wegen Treibstoffmangels am Boden blieben und der Nachschub an neuen Maschinen fast zum Erliegen kam, fügten die noch schlagkräftigen Jagdverbände der Luftwaffe den einfliegenden alliierten Bombern empfindliche Verluste zu. In den täglich veröffentlichten „Wehrmachtsberichten“ stellte man sie propagandawirksam gern als Erfolgsmeldung dar. So verloren US-Luftwaffe und Britische Air Force am 27.4.1944 im Raum Braunschweig acht und in Mittel- und Norddeutschland sowie im Ruhrgebiet und im Südwesten 41 viermotorige Bomber. Am 28.4.1944 büßten die Alliierten über den besetzten Westgebieten 21 und über West- und Süddeutschland 47 Flugzeuge ein. Bei dem Einsatz gegen die deutsche Reichshauptstadt Berlin am besagten 29.4.1944 wurden 129 Flugzeuge abgeschossen, darunter auch der eingangs erwähnte amerikanische Bomber, der über dem „Großen Moor“ abgestürzt ist.<sup>5</sup>

## Startplatz in England

Als Deutschland am 11.12.1941 mit der Kriegserklärung an die USA den Konflikt zum Weltkrieg ausweitete, verfügte die US Army Air Force (Luftwaffe der Vereinigten Staaten) bereits über leistungsstarke viermotorige Langstreckenbomber vom Typ B 17 „Fortress“ und B 24 „Liberator“. Sie waren so gut bewaffnet, dass maßgebliche amerikanische Militärs glaubten, diese Flugzeuge seien die entscheidenden Waffen für den kommenden Luftkrieg.<sup>6</sup> Man nannte sie „Fliegende Festung“. (Abb. 2)

In den Monaten Juli und August 1942 trafen die ersten Einheiten der mit diesen Bombern ausgerüsteten 8. US Air Force in England ein und wurden dort auf vorbereiteten Fliegerhorsten und Feldflugplätzen stationiert. Von hier aus operierten sie unter britischem Kommando gegen Ziele in Deutschland. Einer dieser Startplätze in Seething, militärische





*Abb. 2: Der viermotorige amerikanische Bomber B 24 „Liberator“ hatte eine Länge von 20,54 m. Er war mit 10 Maschinengewehrständen bestückt, konnte bis zu 5800 kg Bomben tragen und rund 3700 km weit fliegen.*

Bezeichnung „Station 146“ und Kennwort „SE“, lag in der Grafschaft Norfolk an der Ostküste Englands. Als Militärflugplatz diente er der 448. Bombardement Group (schweres Bombardierungsgeschwader) und Teilen der 2. Luftdivision der 8. US Air Force von Juli 1942 bis Mai 1945. Der 714. Bomberstaffel dieser Einheit gehörte der B 24-Bomber an, der am 29.4.1944 im Drebberschen Moor abstürzte.<sup>7</sup>

Die von England aus über die Nordsee nach Deutschland einfliegenden alliierten Bomberverbände nahmen fast ausnahmslos ihren Weg über Holland, das Emsland und das Oldenburger Münsterland. Sie markierten unterwegs ihren Piloten möglichst feste und natürliche Orientierungspunkte auf der Erde. Die auch aus großer Höhe gut erkennbare Wasseroberfläche des Dümmer wurde deshalb zum Richtungsmerkmal und zum Wendepunkt bei Kursänderungen. Sie war es auch für die englischen Piloten bei den zahlreichen nächtlichen Angriffsflügen.<sup>8</sup> Oft flogen die beteiligten Flugzeuge auf fast gleichen Routen nach England zurück.

### Angriffsziel Berlin

Das abgestürzte Flugzeug war am Morgen des 29.4.1944 mit anderen Maschinen des 714. Geschwaders auf dem englischen „Seething-Fliegerhorst 146“ gestartet mit dem Auftrag zur Bombardierung der deutschen Reichshauptstadt Berlin. Es trug am Rumpf die Abbildung einer Frau mit den Worten „SWEET SIOUX“ (hübsche Indianerin). Dieses Maskottchen war das Staffelzeichen der Einheit. (Abb. 3)





*Abb. 3: Die Zeichnung einer Frauenfigur „Sweet Sioux“ (hübsche Indianerin) war das Staffelzeichen der hier genannten Bomber. Der Pilot rechts im Bild gehört nicht zur Besatzung des abgestürzten Flugzeuges.*

Der Rückweg führte wieder über unseren heimatlichen Raum in Sichtweite des Dämmers. An dieser Stelle bemerkten andere Flugzeuge des Geschwaders erstmals, dass die „Liberator“ des Lt. Rogers fehlte, mit der sie um 13:45 Uhr den letzten Kontakt gehabt hatten. Wir wissen das so genau, weil die genannte Orts- und Zeitangabe in der „Verlustmeldung einer Flugzeugbesatzung“ des Oberkommandos der US-Luftwaffe in Washington festgehalten ist. Die Wetterbedingungen wurden an dem Tage mit „geringe Sichtweite, 6/10 über den Wolken“ aufgezeichnet.



*Abb. 4: Der Propeller eines abgestürzten B24-Bombers, auf dem die eingravierte Seriennummer noch gut zu erkennen ist.*

Der vermisste B 24-Bomber trug die Serien-Nummer 42-7683, hatte vier Flugmotoren und acht eingebaute Maschinenwaffen, die allerdings nicht näher beschrieben sind. (Abb. 4)

Zur Crew gehörten die Besatzungsmitglieder

1. Rogers William, Leutnant und Flugzeugführer,
2. Gonzales Joseph R. jr., Leutnant und Co-Pilot,
3. Dilorenzo Albert, Leutnant und Navigator,
4. Ochee Raymond L., Bombenschütze,
5. Hovell Grady V. jr., MG-Schütze,
6. Donihoo Royal V., MG-Schütze,
7. Robichau George J., MG-Schütze,
8. Meigs Ralph (nmi), MG-Schütze im Mitteldeck,
9. Heynes Bordie S., MG-Schütze im Mitteldeck,
10. Jones Johnny W., Heck-MG-Schütze.

Die Anzahl der Schützen lässt hier die massive Bewaffnung des Flugzeuges mit sechs Maschinengewehren oder Bordkanonen erkennen.<sup>9</sup> Die spätere Verlustmeldung, in der die vorstehenden Angaben enthalten sind, datiert vom 5.5.1944.<sup>10</sup>

## Beobachtungen eines Augenzeugen

Von den Besatzungen der anderen Flugzeuge dieser Staffel konnte zu der Zeit keiner erkennen oder feststellen, ob der fehlende Bomber des Lt. Rogers einen abweichenden Kurs genommen hatte oder von der deutschen Abwehr getroffen worden war. Die erst später angestellten Recherchen kamen aber zu dem Ergebnis, dass er nach dem Angriff eines Jagdflugzeuges der deutschen Luftwaffe brennend abgestürzt war.

Neun der zehn Besatzungsmitglieder konnten sich durch rechtzeitigen Fallschirmabsprung retten. Sie landeten an verschiedenen Stellen in der Nähe von Barnstorf, im Dreiecks- oder Goldenstedter Moor. Deutsche Soldaten nahmen sie dort gefangen und brachten sie zunächst zum Fliegerhorst Vechta. Die drei Leichtverletzten unter ihnen wurden ärztlich im Reserve-Lazarett Vechta, im Luftwaffen-Krankenhaus Bissel und in Bad Zwischenahn versorgt. Sie traten danach mit den anderen den Weg in deutsche Gefangenenlager, unter anderem ins Stalag Luft III (Kriegsgefangenen-Mannschaftslager der Luftwaffe) in Nürnberg, an.<sup>11</sup> Aus der Crew des Flugzeuges vermisste man jedoch den Piloten und Flugzeugführer Leutnant William Rogers.



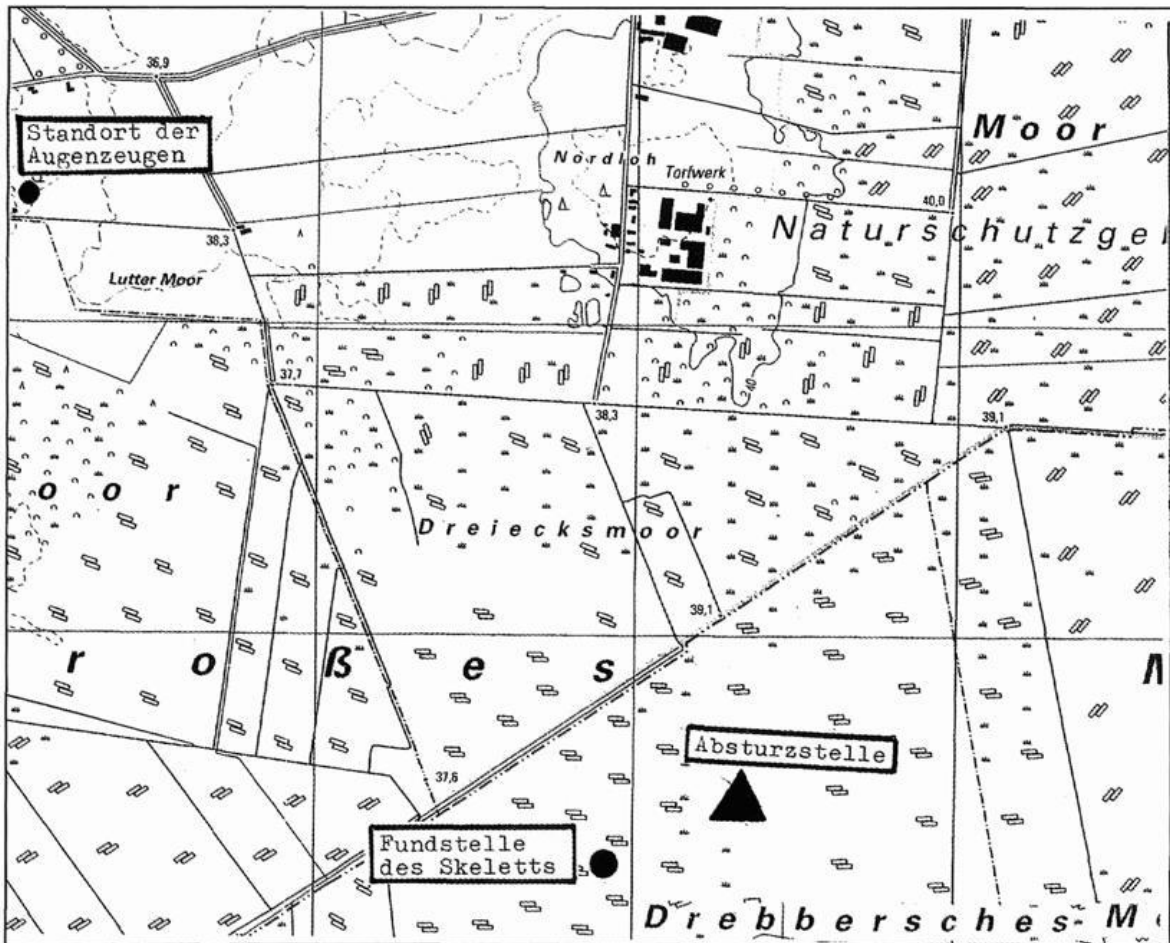


Abb. 5: Kartenausschnitt mit der markierten Absturzstelle, der Fundstelle des Skeletts und des Standorts der Augenzeugen im „Großen Moor“

Zufällig konnten drei Jugendliche an diesem Vormittag des 29. April 1944 beobachten, dass ein brennendes Flugzeug mehrmals in geringer Höhe über dem „Großen Moor“ kreiste. (Abb. 5) Mit ihnen habe ich Kontakt aufgenommen. Ein damals Zwölfjähriger schildert den Vorfall so: *Es war Sonnabend, der 29. April 1944, als ich mich mit zwei Gleichaltrigen bei einer bekannten Familie aufhielt, die, von Lutten kommend gesehen, in dem letzten Haus, kurz vor dem „Lutter Moor“ wohnte. Hier hatten wir bereits den Heulton der Vechtaer Sirenen zum fast täglichen Fliegeralarm vernommen. Hoch über uns sahen wir starke amerikanische Bomberverbände in östlicher Richtung fliegen. Nach mehreren Stunden überquerten sie auf ihrem Rückweg nach Westen erneut unser Gebiet. Sie starteten damals wohl auf Flughäfen des englischen Festlandes.*

*Am genannten Tage war es schon den ganzen Vormittag recht unruhig in dem Luftraum über uns gewesen, denn dröhnende Motorengeräusche, dazwi-*

schen in Abständen das Geknatter von Maschinengewehren und Bordkanonen, Flaksplitter und willkürliche Bombenabwürfe gefährdeten und verunsicherten die Bevölkerung heute auch wieder. Dazwischen sahen wir immer wieder angreifende deutsche Jagdflugzeuge.

Etwa gegen 14.00 Uhr kam über dem Goldenstedter Moor im Tiefflug ein viermotoriger amerikanischer Bomber heran, der sichtlich angeschlagen, brennend mehrmals im Kreise flog und dabei einzelne Gegenstände abwarf, die wir nicht genau erkennen konnten. Wir vermuteten sofort Phosphorbomben, was sich später auch bestätigen sollte, als Brandreste im feuchten Moorboden gefunden wurden. Ich habe nachher auch zufällig gesehen, dass Feuerwerker die nicht ausgebrannten Bomben geborgen und entschärft haben.

Plötzlich stürzte die riesige Maschine mit der Bugseite voran ins Drebbersche Moor ab. In der Zwischenzeit war ein deutscher Luftwaffenoffizier zu uns gestoßen, der wohl der Fliegerhorstkompanie aus Vechta angehörte, die regelmäßig bei Fliegeralarm aus Sicherheitsgründen auf die umliegenden Bauerngehöfte auswich. Wir eilten nun zusammen zu der Absturzstelle, die in einem äußerst versumpften Moorgelände lag, in dem die Maschine binnen kurzer Zeit versunken war. Es ragte nur das Heck des Flugzeuges

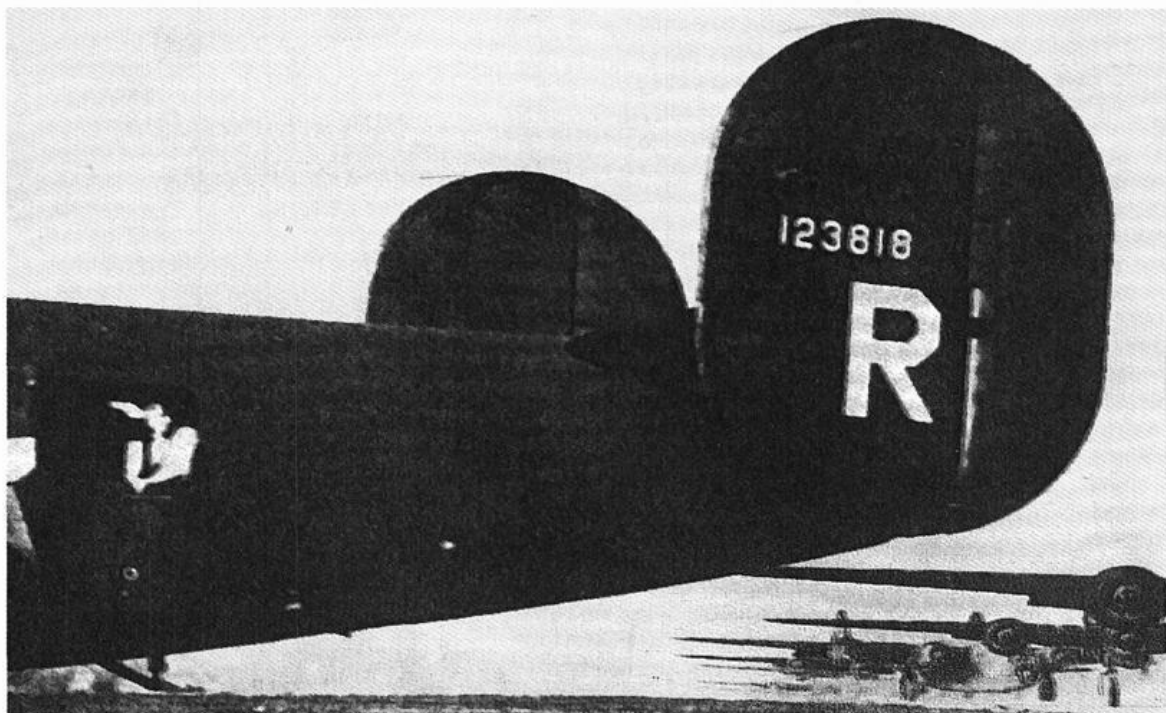


Abb. 6: Nur dieses Teilstück am Leitwerk des Rumpfhecks ragte von dem abgeschossenen Bomber aus dem Moorboden. Im Bild zu sehen ist das Heck eines anderen Flugzeugs B 24.

aus dem bereits mit Wasser voll gelaufenen Krater heraus. In unmittelbarer Nähe fanden wir noch einzelne Aluminiumteile. Von den Tragflächen, dem Rumpf und den Motoren war nichts zu sehen. Ebenso vernahmen wir keine Anzeichen von Überlebenden, hatten auch vorher keine Fallschirmabsprünge gesehen. (Abb. 6)

Sechs Jahre später war ich 1950 zusammen mit einem Arbeitskollegen beim Torfwerk Drebber beschäftigt. An einem trüben und regnerischen Apriltag beobachteten wir an unserer Arbeitsstelle im Drebberschen Moor mehrere Rehe, von denen eines offenbar verletzt war. Wir versuchten das kranke Tier einzufangen, was aber nicht gelang. Bei der Verfolgung des davon laufenden Rehs fanden wir zufällig das hintere Rumpfteil eines abgestürzten deutschen Jagdflugzeuges Me 109 und in einiger Entfernung auch die Absturzstelle des am 29. April 1944 niedergegangenen amerikanischen Bombers. Ich erkannte die Stelle hier in dem unberührt gebliebenen Moor sofort wieder, und als wir den Rückweg antraten, entdeckten wir in der Nähe Teile eines menschlichen Skeletts (Schädel, Arm- und Rippenknochen) und Fetzen einer amerikanischen Soldatenuniform. Sogleich erinnerte ich mich an das Erlebnis vor sechs Jahren, wusste aber zunächst nicht, wie wir uns verhalten sollten. Ich schlug vor, die Polizei zu informieren, wovon mein Arbeitskollege aber nicht erbaut war. Er wollte aus mir unbekanntem Gründen mit der Polizei nichts zu tun haben.

Der Knochenfund ließ mir jedoch keine Ruhe, und ich entschloss mich, abends nach Feierabend den damals in Lutten stationierten Polizeimeister Georg Vogler zu benachrichtigen. Vogler stellte fest, dass die Fundstelle auf dem Gebiet des Landkreises Grafschaft Diepholz lag und informierte deshalb die dortige Polizeidienststelle. Am nächsten Morgen erschienen bei meinem Arbeitgeber, dem Torfwerk Drebber, mehrere Polizeibeamte aus Diepholz, Cornau und Mäkel, die ich zu dem angegebenen Fundort führen musste. Ich konnte mich jetzt zunächst in dem unwegsamen Gelände nur schwer orientieren und den etwa drei Kilometer entfernt liegenden Krater nicht wieder finden, so dass die Polizisten Zweifel an der Richtigkeit meiner Aussagen äußerten. Schließlich hatten wir nach einigem Suchen Erfolg, doch es enttäuschte mich, dass meine Begleiter die Knochenreste als solche vom verendeten Wild identifizieren wollten. Erst mein Hinweis auf den menschlichen Schädel konnte sie überzeugen. Wir suchten die nähere Umgebung nun nochmals weiter ab, fanden aber keine Erkennungsmarke oder Personalpapiere. Die hier geborgenen Skelettteile sind am anderen Tage, wohl auf Veranlassung der Polizei, von Feuerwehrleuten und inzwischen verständigten alliierten Soldaten, ob



*Engländer oder Kanadier, ist mir nicht bekannt, abgeholt worden. Danach habe ich von der Sache nichts mehr gehört und auch nicht erfahren, wohin man die sterblichen Überreste gebracht hat.*<sup>12</sup>

Die Nachricht von der Leichenbergung löste nun auf amerikanischer Seite weitere konzentrierte Nachforschungen aus. Bald nach dem Fund unternahmen Soldaten einer kanadischen Einheit Nachgrabungen in dem moosweichen Moorboden. Sie fanden dort noch mehr Knochenreste, Stoffteile einer amerikanischen Luftwaffenuniform und eine Erkennungsmarke, die aber, wie sich später herausstellte, nicht dem vermissten Piloten gehörte. Man brachte die geborgenen Relikte nach Neupré in Belgien, wo sie auf dem amerikanischen Ehrenfriedhof beigesetzt worden sind. Dort in dem zehntausend Einwohner zählenden Ort in der Provinz Lüttich liegt das Gräberfeld im Südosten der Gemeinde. Auf ihm haben mehr als 5.000 alliierte Gefallene ihre letzte Ruhestätte gefunden.<sup>13</sup> Die in einem hiesigen Pressebericht zu lesende Darstellung, die Gebeine des toten Piloten seien zuerst auf dem Vechtaer Friedhof beerdigt und 1950 umgebettet worden, entspricht nicht der Realität.<sup>14</sup> Die Beisetzung in Vechta konnte schon allein deshalb nicht in Frage kommen, weil auf Anordnung des Oberkommandos der amerikanischen Streitkräfte kein Gefallener in Feindesland bestattet werden sollte.

## Nachforschungen

Das interne truppendienstliche Verfahren bei Verlusten und Vermissten während des Zweiten Weltkrieges richtete sich nach ausdrücklichen Vorschriften des Armeekorps-Oberkommandos der amerikanischen Luftstreitkräfte (US Army Air Force). Sie ordneten an, dass die Luftflottenverbände innerhalb von zwei Tagen die Namen jener Flugzeugbesatzungsmitglieder, die nicht vom Einsatz zurückgekehrt waren, in einem „Missing Air Crew Report“ (Bericht über eine vermisste Flugzeugbesatzung) zu melden sind. Ergänzend hierzu mussten Einzelheiten über den Einsatz des betreffenden Flugzeuges beigefügt werden.

Die Anordnung des Oberkommandos enthielt darüber hinaus genaue Vorschriften über die zu berichtenden Vorkommnisse nach einem vorgefertigten Fragebogen. Sie sollten dem Hauptquartier der amerikanischen Luftstreitkräfte in Washington als verlässliche Informationsquelle dienen. Überlebende Besatzungsmitglieder, die nach Kriegsende aus Gefangenschaft oder Internierung zurückkehrten, konnten erst

dann über ihre Erlebnisse und Beobachtungen berichten. Demzufolge liegen Vermisstenmeldungen sowohl aus der Zeit während des Krieges als auch nach dem Waffenstillstand vor.

Der Bericht über den Verlust des genannten Liberator-Bombers datiert vom 5.5.1944. Neben genauen technischen Daten von der vermissten Maschine sind in dem Fragebogen Aussagen dokumentiert vom Standort des zuständigen Geschwaders, dem Startplatz, dem Flugziel und dem Einsatzbefehl. Zusätzliche Angaben über Wetterbedingungen, Ereignisse während des Fluges, Anzahl und Namen der Besatzungsmitglieder sowie Hinweise auf Personen, die weitere Auskünfte geben können, ergänzten das Formular.

In direktem Zusammenhang mit der Befragung steht die Anforderung einer persönlichen Äußerung jedes überlebenden Besatzungsmitgliedes über Einzelheiten des Absprunges, Kenntnisse vom Schicksal der Kameraden, eigene Meinungen und Angabe anderer Informationsquellen.<sup>15</sup> Darüber hinaus liegt der Bericht von einer Untersuchung vor, die von der Wiederauffindungs- und Bergungsabteilung des nach dem Kriege in Deutschland stationierten amerikanischen Registrierungskommandos veranlasst worden ist.<sup>16</sup> Diese Dienststelle in Bremen ordnete für die Woche ab dem 10. April 1950 eine nochmalige Überprüfung der Ab-



*Abb. 7: Diese Bruchstücke von einem anderen B 24-Bomber wurden im Goldenstedter Moor gefunden.*



sturzstelle des Bombers und der Fundstelle der Skeletteile an. Aus dem in englischer Sprache verfassten Ergebnisbericht sind nachstehende Texte auszugsweise und inhaltlich wiedergegeben: [...] *Die sterblichen Überreste befanden sich ungefähr 1 1/2 Fuß unter der Oberfläche und 6 Zoll tief vom Wasser bedeckt, stark beschädigt und zersetzt; erkennbar war auch ein Fallschirm. Die Überreste wurden mit großen Schwierigkeiten ausgegraben, weil das vorhandene Wasser nicht abfließen konnte. Teile von amerikanischem Uniformmaterial und eines Fliegeranzuges wurden mit den Relikten gefunden, welche die Nationalität beweisen, darüber hinaus ziemlich ungewiss sind [...]* (Abb. 7)

*Nach Absprache mit der örtlichen Polizei und der Feuerwehr soll die Trockenlegung der Absturzstelle versucht und die Bergung weiterer Relikte und Stoffteile sichergestellt werden. An der Absturzstelle selbst wurden vorgefundene Teile vom Heck abgesperrt und befestigt. Die Nummer am Heck ist 27683. Weiter wurden gefunden*

*1 Maschinengewehr am Rande des Kraters mit der Nummer 217144,  
1 Maschinengewehr vom erhöhten Stand, das den Bombertyp des Flugzeuges beweist und Teile eines Maschinengewehrstandes, die als weiterer Beweis gelten können [...]*

*Am 19.5.1950 teilte der R.A.F. Fliegerhorst Wunstorf mit, dass das Gelände der Fundstelle erfolgreich trocken gelegt und durchsucht worden sei. Dabei wurden folgende Relikte gefunden:*

*1 Erkennungsmarke des Frederick L. Roy, 0811965 T 43 S 43, Blutgruppe A, Religion protestantisch,*

*3 Stück Reißverschlüsse,*

*2 kleine Stücke vom typisch amerikanischen Oberhemdmaterial,*

*1 Verschluss mit ledernen Kennzeichen.*

*Diese Dinge sind möglicherweise Teile eines Fliegeranzuges des Lt. Frederick L. Roy, der ebenfalls im „Großen Moor“ vermisst wurde [...]*

*Telephotographisch wurde mir das Schaubild der Zähne von Lt. Rogers übermittelt. Die Zähne, die bei der Reste-Entdeckung im „Großen Moor“ gefunden wurden, sind ebenbürtig mit jenen von Lt. Rogers.*

*Bei vielem was bei der Erkennungsmarke des Lt. Frederick L. Roy am selben Platz entdeckt wurde, ist davon auszugehen, das sie von dem oben erwähnten Offizier stammen und viele davon ungeklärt sind. Es besteht die Möglichkeit, dass die aufgefundenen Reste nicht die des Lt. Roy sind und eventuell mit denen des Lt. Rogers übereinstimmen.*

*a/t/ JOHN C. CERL*

*Capt. Inf.*



Unter Zugrundelegung der so gewonnenen Erkenntnisse und nach weiteren von amerikanischen Stellen unternommenen Untersuchungen, Vergleichen, Ermittlungen und medizinischen Gutachten, sind letztlich die geborgenen sterblichen Überreste als die des abgestürzten Piloten William Rogers identifiziert worden.

### Aussagen der Besatzungsmitglieder

Die von den einzelnen Besatzungsmitgliedern abgegebenen Erklärungen stehen nur lückenhaft zur Verfügung. Sie vermitteln dennoch ein zuverlässiges Bild von ihren Erlebnissen.<sup>17</sup>

Navigator Albert Dilorenzo berichtet: *Ich bin mit anderen Besatzungsmitgliedern in einer Höhe von 27.000 Fuß abgesprungen bei Vechta/Deutschland. Der Flugzeugführer betätigte die Absprungklinglel. Bombenschütze Ochee und ich sprangen ab, nachdem dieser meine Absprungrutsche zurecht gelegt hatte. Den Co-Piloten Gonzales traf ich am 4.4.1945 in STALAG-LUFT III Nürnberg (Gefangenenlager) in gutem Zustand. Die übrigen Fragen beantwortete der Navigator mit „nicht bekannt“.*

Bordschütze Ralph Maigs gab an: *Wir waren über Vechta aus dem Verband heraus beschossen worden. Absprung in Höhe von 20.000 Fuß mit anderen Besatzungsmitgliedern, jedoch in Ungewissheit über den Piloten. Ich war bewusstlos als der Befehl zum Absprung gegeben wurde. Johnny Jones untersuchte mich und hat mir geholfen, das Flugzeug zu verlassen. Inzwischen hatte ich gehört, dass alle Besatzungsmitglieder unversehrt abgesprungen sind, außer Lt. Rogers. Meine Frau gewann diese Erkenntnis bei der Korrespondenz mit den Familien der anderen Männer. Nachdem ich abgesprungen war, sah ich Sgt. Johnny Jones, – das ist alles. (Abb. 8)*

Diese auf dem Fragebogen angegebenen Antworten hat Maigs nach Kriegsende in einer Erklärung vom 25.9.1945 wie folgt präzisiert: *Am 29.4.1944 war ich oberer Bordschütze in einem B 24 Liberator-Bomber. Wir waren auf dem Rückflug von einem Angriff auf Berlin. Bei oder nahe Vechta wurden wir von einer FW 190 angegriffen, und die Attacke dauerte 10 bis 20 Minuten. Diese Begegnung fand am frühen Nachmittag statt. Ein 20 mm-Geschoss traf unser Flugzeug, einen Fuß breit über mir. Ich wurde verwundet und bewusstlos. Als ich zu mir kam, stürzte das Flugzeug ab. Das einzige Besatzungsmitglied, das ich zu der Zeit sah, war jener in der Mitte. Lt. Rogers sah ich zu der Zeit nicht, und es entspricht der Tatsache, dass ich ihn zuletzt vor dem Start in England sah. Etwa 5 oder 6 Wochen nach dem Abschuss unseres Flugzeuges erzählte mir ein*

*deutscher Verhör-Offizier in der DULAG-Luft (Durchgangslager), dass alle Mitglieder meiner Mannschaft leben und in Gefangenenlager seien.*

*Sgt. Johnny Jones erzählte mir später, dass, als wir abgeschossen wurden und alle Besatzungsmitglieder absprangen, alles in Ordnung war und dass das Flugzeug brennend nahe Vechta abgestürzt sei. Sgt. Royal V. Donihco, ein Besatzungsmitglied, schrieb mir am 22.7.1945 und bestätigte, er habe nichts gehört und gesehen von Lt. Rogers.*

Ein drittes, namentlich nicht genanntes Besatzungsmitglied, gab folgende Erklärung ab: *Letzter Kontakt mit William Rogers gerade ein paar Minuten bevor wir angegriffen wurden und während des Angriffs, 10 bis 20 Minuten bevor unser Flugzeug abgeschossen wurde. Ich bin der Meinung, dass Lt. Rogers aus dem Flugzeug unversehrt abgesprungen und später bei deutschen Zivilisten gestorben ist. Als ich Kriegsgefangener war, wurde ich mehrmals verlegt und lernte die Einstellung der deutschen Zivilisten über die Luftwaffe kennen und habe Grund zu glauben, dass er bei ihnen gestorben ist.*

Außer diesen Befragungen liegen Protokolle vom deutschen Luftgaukommando XI in Hamburg vor, die auf Abschussberichte des „Luftwaffenstützpunktes Vechta“ (vermutlich Fliegerhorst) beruhen und folgende Einzelheiten enthalten:

30.4.1944 Gefangennahme des Bordschützen George Robicheau in Barnstorf, nahe Bremen.

4.5.1944 Wahrscheinlich abgeschossen vom AA-Feuer, Markierung und Leitwerk konnten nicht identifiziert werden, 9 Kriegsgefangene, 1 totes Besatzungsmitglied.

5.5.1944 Absturz einer Liberator am 29.4.1944 um 13.43 Uhr im Dreiecksmoor, nahe Goldenstedt. Flugzeug 100% zerstört, wahrscheinlich abgestürzt vom AA-Feuer, 9 Mitglieder gefangen genommen, 1 Mann tot.

Ohne Datum Um 13.43 Uhr, Dreiecksmoor, nahe Goldenstedt, FR 33, Liberator, 100% zerstört, Flugzeug versank im Wasser. 8 Mann gefangen genommen. Abgeschossen vermutlich durch Flak. Besatzungsmitglieder Conzales Joseph transportiert nach Zwischenahn am 30.4.1944, Sgt. R. Maigs eingewiesen am 29.4.1944 in Luftwaffenkrankenhaus Bissel, Dilorenzo am 29.4.1944 ins Reserve-Lazarett Vechta.

Lt. Joseph C. Liebich, Pilot eines anderen Flugzeuges, der den Absturz beobachtet hatte, äußerte sich am 29.4.1944 so: *Auf dem Rückflug von dem Ziel habe ich zwei nieder gebende Flugzeuge gesehen, eines mit*

*dem Flugzeugführer Lt. Rogers und das andere mit dem Flugzeugführer Lt. Bonge. Das Flugzeug, ich glaube das des Lt. Rogers, wurde von einem feindlichen Jäger angegriffen. A/C ging mit einem steil senkrechten Sturzflug in eine Wolke bei 15.000 Fuß. Ein Mann wurde gesehen beim Aussteigen, aber keine offene Notrutsche.*

Zusammengefasst konnten somit alle kurz nach dem Absturz des Flugzeuges wahrgenommenen und zum Teil widersprüchlich protokollierten Aussagen das Schicksal des vermissten Piloten nicht klären. Das ist erst Jahre später in langwierigen und gründlichen Untersuchungen erfolgt.

### Bergungsversuche

Während der Kriegs- und Nachkriegsjahre fanden die bei Flugzeugabstürzen verstreut herumliegenden Metallteile für den Verkauf an Altwarenhändler lebhaftes Interesse. Obwohl der Besitz solcher Relikte bei Privatpersonen nicht erlaubt war, suchten auch gerne die in hiesiger Gegend untergebrachten ausländischen Arbeitskräfte nach diesen Bruchstücken. Das von dem im Drebberschen Moor herausragende Teilstück des B 24-Bombers verschwand deshalb in kurzer Zeit bei polnischen Fremdarbeitern in einem Diepholzer Lager.

Dreißig Jahre nach Kriegsende erinnerte man sich an den Absturz dieses Flugzeuges, als ein Goldenstedter Unternehmer in Nähe der bekannten Stelle mit dem Torfabbau beschäftigt war. Er bemühte sich nun um die Bergung des im Moorboden versunkenen Flugzeugrumpfes und der Tragflächen mit den vier Motoren. Auf seine Initiative überprüfte ein Offizier des Hubschraubergeschwaders 64 der Bundeswehr den Absturzort und die Möglichkeit der Bergung. Der anschließende Versuch, durch Soldaten des Pionierbataillons 11 aus Dörverden, die Wrackteile zu heben, scheiterte an der unpassierbaren Zuwegung und der sumpfigen Umgebung der Absturzstelle. Sie fanden nur einzelne Bruchstücke, u.a. eine Panzerplatte aus der Pilotenkanzel, die auf den Bombertyp mit der Bezeichnung „B 24 E“ und dem Herstellungsdatum „19. Mai 1942“ eindeutig auf einen viermotorigen „Liberator“ hinwies.<sup>18</sup> Die Großteile des Flugzeuges ruhen somit immer noch tief im versumpften Moorboden.

### Weitere Abstürze

Unter den Abstürzen an jenem für die US-Luftwaffe „Schwarzen Samstag“ befanden sich noch weitere B 24-Bomber, die auf derselben





*Abb. 8: Ein deutsches Focke-Jagdflugzeug FW 190 (nach dieser Abbildung) hat den genannten Bomber abgeschossen.*

Fluglinie im regionalen Bereich zwischen Nienburg und Dinklage in die Tiefe stürzten.

Eine mit Spreng- und Brandbomben schwer beladene Maschine, die der 392. Bombergruppe angehörte und in Wendling/Ostengland gestartet war, wurde etwa zur gleichen Zeit in dem Raum über Dinklage von deutschen Jagdflugzeugen abgeschossen und explodierte bei dem Aufschlag im Dinklager Burgwald. Keiner der zehn Besatzungsmitglieder überlebte den Absturz. Angehörige des gefallenen Navigators aus den USA besuchten 60 Jahre nach Kriegsende die Unglücksstelle und ließen mit Hilfe privater und behördlicher deutscher Stellen dort einen Gedenkstein mit Inschrift errichten.<sup>19</sup>

Ebenso ereilte zur selben Zeit drei weitere Bomber in der Gegend westlich von Nienburg das gleiche Schicksal. Sie gehörten der 389. Bombergruppe an und waren auf dem Feldflugplatz Hethel, südwestlich von Norwich in der englischen Grafschaft Norfolk gestartet. Die „Higgins Crew“, so nannte sich das voran fliegende Pfadfinderflugzeug, hatte eine Besatzung von elf Mann, unter ihnen zwei zusätzliche Navigatoren. Als Pfadfinder bezeichnete man Maschinen, die mit besonderen elektronischen Navigationshilfen ausgerüstet und mit speziell geschulten Elitebesatzungen bemannt waren. Sie führten gewöhnlich eine Formation von 16 Flugzeugen an. So überflog dieser Verband am 29.4.1944 das Gebiet nördlich von Nienburg, als deutsche Jagdflugzeuge die beiden linken Triebwerke des Pfadfinderflugzeuges in Brand schossen. Der Bomber stürzte sogleich in die Tiefe, wobei die

beiden Navigatoren getötet wurden. Die übrigen neun Besatzungsmitglieder konnten sich durch Fallschirmabsprung retten.<sup>20</sup>

**Anmerkungen:**

- <sup>1</sup> Kurowski Franz: Der Luftkrieg über Deutschland, Düsseldorf und Wien 1977, S. 285
- <sup>2</sup> s. Anm. 1, S. 289
- <sup>3</sup> Friedrich, Jörg: Der Brand – Deutschland im Bombenkrieg 1940 - 1945, München 2002, S. 364
- <sup>4</sup> Frankland, Noble: Die Bomberoffensive, Deutsche Übersetzung, Rastatt 1984, S. 100-101
- <sup>5</sup> Pimlott, John: Die Luftwaffe – Die Geschichte der deutschen Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg, Klagenfurt 2001, S. 157, Oldenburgische Volkszeitung Vechta vom 27., 28. und 29.4.1944
- <sup>6</sup> s. Anm. 1, S. 186-187
- <sup>7</sup> RAF brodelnden, aus Wikipedia der freien ENZYKLOPÄDIE; Internet vom 4.4.09 und Seething (EGSJ), Internet vom 22.2.10
- <sup>8</sup> Spratte Wido: Im Anflug auf Osnabrück – Die Bombenangriffe 1940-1945, Osnabrück 1985 (Nachdruck), S. 28
- <sup>9</sup> „Missing Air Crew Report“ des Hauptquartiers des Oberkommandos der Luftstreitkräfte in Washington. Kopien aus dem Archiv der Gemeinde Goldenstedt
- <sup>10</sup> MISSING AIR CREW REPORT (Verlustmeldung einer Flugzeugbesatzung) vom 5.5.1944 des Hauptquartiers der US-Luftstreitkräfte Washington
- <sup>11</sup> CASUALTY QUESTIONNAIRE (Fragebogen zur Verlustmeldung) des Navigators Albert Dilorenzo, Nr. 0-687 932
- <sup>12</sup> Mündliche Angaben von Theodor Ellert, Lutten, an den Verfasser am 13.10.2008
- <sup>13</sup> Mündliche Angaben von Markus Graw, Lohne, vom 15.2.2010, der sich intensiv mit Nachforschungen über abgestürzte Flugzeuge im hiesigen Bereich befasst und persönlichen Kontakt mit überlebenden Besatzungsmitgliedern und amerikanischen Dienststellen der Luftstreitkräfte pflegt, sowie Angaben aus dem Internet
- <sup>14</sup> DER KURIER – Die Zeitung am Donnerstag, Vechta 17.1.2002 (Menschliches Schicksal hinter tragischem Ereignis)
- <sup>15</sup> Air Force Historica Research Agency AFHRA (Historisches Forschungsamt der Luftstreitkräfte)
- <sup>16</sup> RESEARCH AND RECOVERY SECTION, ... (unleserlich) REGISTRATION COMMAND, EA, RPO 751 US ARMY, BREMEN GERMANY, 14. June 1950
- <sup>17</sup> Kopien der protokollierten Aussagen und Berichte, Archiv der Gemeinde Goldenstedt. Ich danke Herrn Wilfried Rötepohl-Bahlmann für seine Anregungen und für die freundliche Unterstützung.
- <sup>18</sup> Oldenburgische Volkszeitung Vechta vom 12.4.1985, 31.5.1985 und 6.6.1985
- <sup>19</sup> Heimann, Bernard in: „Utkiek“ – Mitteilungsblatt des Heimatvereins Dinklage, Frühjahr 2004, Nr. 37, S. 36-37, Oldenburgische Volkszeitung vom 30.11.1992, 21.4.2004, 28.4.2004, 30.4./1.5.2004, 5./6.5.2005, 18.9.2006
- <sup>20</sup> Schaper, Jens: Wenn Geschichte greifbar wird – Der Tag, an dem Siedenburg, Staffhorst und Päpsen einer Katastrophe entgingen, Samstag 29. April 1944 – Internet ohne nähere Bezeichnung



---

*Bernhard Muhle*

## Henk Lont aus Amsterdam fand in Varnhorn seine Rettung

In den letzten Jahren ist des Öfteren über die so genannten Hollandgänger aus unserer näheren Heimat vor über 100 Jahren berichtet worden. Bei der täglichen schweren Arbeit, u.a. beim Grasmähen oder beim Torfstechen, verdienten sie in Holland einen kargen Lohn, der gleichzeitig mit großen Entbehrungen ihres Lebens verbunden war. Hier soll jedoch über ein menschliches Schicksal in umgekehrter Richtung, nämlich von Amsterdam nach Varnhorn, Gemeinde Visbek, berichtet werden.

Henk Lont wurde 1921 in Amsterdam geboren. Bei der schnellen Besetzung der deutschen Wehrmacht in dem ersten Kriegsjahr 1940 war Holland und somit auch die Hauptstadt Amsterdam bis 1945 deutsches Kriegsgebiet. Henk Lont arbeitete im nahen Hafengebiet seiner Heimatstadt. Seit 1944 war er verheiratet und hatte eine kleine Tochter. Gegen Kriegsende wurde er an einem Nachmittag von deutschen Soldaten auf der Straße angehalten und musste auf deren Befehl sofort in den bereitstehenden Lastwagen einsteigen. Ohne Abschied nehmen zu können von seiner Frau und der kleinen Tochter Johanna Magaretha und nur mit der Bekleidung, die er am Leibe trug, wurde er zusammen mit einigen anderen jungen Männern fortgefahren.

Warum gerade er angehalten wurde und vor allem wohin die Fahrt ging, wurde ihm und den anderen nicht mitgeteilt. Nach einer langen Fahrt stiegen sie auf dem ihnen unbekanntem Flugplatz Ahlhorn aus. Der Flugplatz und hier besonders die Startbahn war zu jener Zeit häufig von feindlichen Flugzeugen mit Bomben schwer beschädigt worden. Die ankommenden jungen Männer aus Holland sollten sie reparieren. Das bedeutete Schwerstarbeit für sie. War die allgemeine Verpflegung der deutschen Bevölkerung zu jener Zeit schon sehr eingeschränkt, so bekamen es die Zwangsarbeiter natürlich auch zu spüren. Sie hatten oft großen Hunger; einige von ihnen liefen von ihrer Arbeitsstelle fort, um in der näheren Umgebung um Essen zu betteln.





Henk Lont ging über Endel und kam hier zufällig zum Hof meiner Familie in Varnhorn. Sein Wunsch, den er auf Holländisch vortrug, wurde verstanden. Man sah diesem fremden Menschen das Elend an; er hatte mehrere Wochen in derselben Kleidung gelebt, gearbeitet und geschlafen. Die Eltern hatten großes Mitleid: „Wenn du möchtest, kannst du bei uns bleiben. Wir verstecken dich so gut es geht.“

Schon am nächsten Tag war er „unser Henk“. Bei allen Mahlzeiten saß Henk mit uns am Tisch. Trotz Mitleid wussten wir aber auch, in was für einer gefährlichen Situation wir uns befanden. Denn wären die Nazis zum Schluss des Krieges auf das Versteck eines ausländischen Arbeiters aufmerksam geworden, kaum auszudenken, was das für Konsequenzen für Henk und unsere Familie gehabt hätte.

Um möglichst unerkannt zu bleiben, hackte Henk tagsüber hinterm Haus Holz, half bei der Viehfütterung oder auf dem Feld. Nachts schlief er im Stall, direkt neben ihm eine schwere Axt. Hier ihn zu stören, wäre wohl nicht ratsam gewesen. Als zum Ende des Krieges, im April 1945, etwa 50 englische Soldaten für eine Woche bei uns auf dem Hof Quartier bezogen, hatten wir durch die Vermittlung von Henk keinerlei Repressalien zu befürchten. Im Gegenteil, wir aßen und tranken mit den „feindlichen“ Soldaten an einem Tisch.

Der Frühling zog ins Land, der Krieg war zu Ende, und einige Tage vor Pfingsten sagte Henk, er möchte gerne zurück nach Amsterdam. Es gab zu jener Zeit keinerlei Verbindungen nach Holland, ob mit dem Zug oder dem Auto. Am 1. Pfingsttag nahm er, nur mit einigen Butterbrotten ausgerüstet, Abschied und ging zu Fuß Richtung Westen. Seine Adresse hatte er uns vorher mitgeteilt, und sie ist bis heute unvergessen: Henk Lont, Amsterdam West, Jan Hansestr. 26.

Nach 20 Jahren ohne ein Lebenszeichen, schickten wir eine Postkarte zur obigen Adresse. Verständlicherweise war die Freude groß, als Henk antwortete und kurze Zeit später mit seiner Frau und den Kindern zu Besuch zu uns nach Varnhorn kam. Es gab viel zu erzählen; so sagte er u.a., dass er unsere Adresse total vergessen hatte.

Zum Schluss soll hier noch erwähnt werden, dass „unser Henk“ sowohl zur Beerdigung meiner Mutter im Februar 1970 als auch zur Beerdigung meines Vaters im Februar 1975, immer mitten im Winter, mit dem Motorrad von Amsterdam nach Visbek kam. Am Abend fuhr er zurück, denn er musste am nächsten Tag wieder arbeiten.

Ein menschliches Schicksal, dessen Dank fortwährt.



*Jörg Michael Henneberg*

## Bischof Dr. Johannes Pohlschneider – ein progressiver Konservativer

Im Rahmen des Projekts „*vasa sacra*“, das die Oldenburgische Landschaft 2010 gemeinsam mit dem Bischöflich Münsterschen Offizialat Vechta, der Katholischen Akademie Stapelfeld und dem Museumsdorf Cloppenburg durchführte,<sup>1</sup> stellten die Ausstellungsmacher auch das Brustkreuz von Bischof Dr. Johannes Pohlschneider aus. Dieses ist als Zeugnis moderner sakraler Goldschmiedekunst bemerkenswert. Das Kreuz überreichte ihm am Vorabend seiner Inthronisation als Bischof von Aachen 1954 seine Heimatgemeinde Osterfeine/Damme. Pfarrer Vaske, der das Kreuz stellvertretend für die Gemeinde überreichte, erinnerte bei der Übergabe an den Kreuzkampf, er sagte: „Das Kreuz ist für uns in Oldenburg ein bevorzugtes Zeichen.“

In der Formensprache der Klassischen Moderne gehalten, ist dies ein sehr beeindruckendes Pektorale (Brustkreuz). Es zeigt den Guten Hirten mit seinen Schafen und die Herabkunft des Heiligen Geistes. Entworfen wurde es von Joachim Mallek aus Hasewinkel bei Münster. Der Entwurf wurde ausgeführt von den Werkstätten Glass-Egeling bei Münster. Das Pektorale des Offizials und späteren Bischofs ist ein sprechender Beleg für die Moderne in der katholischen Kirche, die noch vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil 1961 begann.

Wer war Bischof Johannes Pohlschneider<sup>2</sup>, dessen Tod sich am 7. März 2011 zum dreißigsten Mal jährte? In den Unterlagen der Oldenburgischen Landschaft findet sich ein Dankeschreiben auf die Gratulation anlässlich seines 80. Geburtstags im April 1979. Pohlschneider schrieb an den damaligen Präsidenten der Oldenburgischen Landschaft, Heinrich Bergmann: „Der Gottgeliebte wird jedes Jahr jünger. Er geht durch eine neue Geburt dem ewigen Leben entgegen. Er trägt den in sich, der jünger ist als alle.“ Unter den Dankesworten steht als *post scriptum*: „Ich danke Ihnen herzlich für die freundlichen Geburtstagsgrüße. Auch meinerseits wünsche ich meiner oldenburgischen Heimat, mit der ich